
Lieber Vater



Lieber Vater

BRIEFE BERÜHMTER DEUTSCHER AN IHRE VÄTER

Herausgegeben von

PAUL ELBOGEN

1932

Ernst Rowohlt Verlag · Berlin W 50

Dem Andenken meines Vaters

Gedruckt bei Heinr. Mercy Sohn in Prag

„Jede selbst mit der vermeintlich größten Offenherzigkeit verfaßte Autobiographie hat – gegenüber dem wahren Wesen – einen nur eingeschränkten Werth, während die im unbewachten Augenblicke der ersten Empfindung geschriebenen Briefe den Menschen ihm selbst unbewußt zeigen, wie er ist."

Herders Sohn Emil Gottfried
in einem „Lebensbild" seines Vaters

VORWORT

Als Abschlußband des Briefwechsels zwischen Eltern und ihren berühmten Kindern wurden hier die Briefe bedeutender deutscher Männer und Frauen an ihre Väter gesammelt. Es ist im Grunde nicht erstaunlich, daß Kinder mit ihren Vätern anders sprechen als zu den Müttern. Der Vater: das ist meist, besonders in früheren Zeiten, eine hinter den Wolken der Autorität thronende Persönlichkeit, der man sich nur in Demut naht – aber man spricht zu ihm bei aller Ehrfurcht kollegialer als zur Mutter. Kleine Sorgen werden der Mutter anvertraut, große, gewichtige, lebensgestaltende Entschlüsse dem Vater, der doch als starker und erfahrener Mann wissen muß, was zu tun oder zu lassen ist. Meist war er es, der die Erziehung des Sohnes, der Tochter geleitet hat, man kann ihn nun sozusagen verantwortlich machen, wenn etwas nicht stimmt in der verworrenen Mechanik des Lebens. Aber man teilt ihm auch stolz kleine und große Erfolge mit, Beweise, wie tragfähig die Grundlage ist, die er hat fügen helfen, man zeigt ihm, daß man die Keimhüllen der Knabenzeit abgelegt hat und ein Mann geworden ist wie er, meist sogar ein stärkerer, fähigerer, strenger vom Leben angefaßter. Dem Vater gegenüber glaubt der in allerlei Wirren verstrickte Sohn sich viel besser rechtfertigen zu müssen als vor der Mutter, deren Milde manches verzeiht, ohne verstehen zu müssen. Manchmal – und dies sind die menschlich ergreifendsten Fälle dieser Sammlung – wird der Vater zum Beichtvater, Kameraden und brüderlichen Ratgeber des Sohnes, zum echteren Freund als all dessen junge Kumpane. Seltener als in den Briefen an die Mütter finden wir hier weiche Zärtlichkeit, an ihre Stelle ist häufig ein oft fast humoristisches Einanderkennen getreten, zwinkerndes Einverständnis der Gemeinsamkeit vieler Schwächen, die man bereit ist, liebevollst zu Gunsten bewunderter Größe und Treue zu vergessen.

Der Herausgeber hat bei einer Auswahl meist die Stücke aufgenommen, die die Beziehung des Kindes zum Vater am klarsten zu zeigen vermögen, wenn sie auch eine kämpferische gewesen ist. Daß manche Namen vermißt werden, mag – zum Unterschied etwa von den Briefen an die Mutter – daran liegen, daß der vielbeschäftigte Vater die Briefe seiner Kinder weniger sorg-

fältig aufbewahrt haben mochte als die Mutter. Daß sich etwa die Briefe Grabbes, Lenz', Fritz Reuters, der Ottilie von Goethe an den Vater erhalten haben, ist beinahe rätselhaft.

Wenn es dem Herausgeber gelungen ist, in dieser und den beiden anderen Sammlungen die Ströme zu zeigen, die um und zwischen Eltern und Kindern kreisen und pulsieren, Liebe und Stolz, Anziehung und Abweisung, Zärtlichkeit und Kameradrie, das ganze Mosaik menschlicher Gefühle, – vereinigt auf die durch ein Blut verbundenen – dann wurde ihr Zweck erreicht.

1931

Paul Elbogen



Der Vater Martin Luthers

MARTIN LUTHER

geb. 1483, gest. 1546. Der Vater, Hans Luther, zum Unterschied von seinem Bruder: »Hans dem Kleinen«, »Hans der Große« genannt, ist 1483 in Eisleben, wo Martin geboren wird. Aber schon im Jahr darauf übersiedelt er nach Mannsfeld. Über diese Zeit seiner Eltern sagt Martin: »Sie haben es sich werden blutsauer werden lassen«. – Zwanzig Jahre später ist Hans Luthers Wohlstand ständig im Wachsen: er kommt zur Primiz seines Sohnes mit 20 Pferden gefahren und bringt 20 Gulden mit. Damals war er Hüttenmeister und betrieb verschiedene Schmelzfeuer und Schächte, auch besaß er Anteile an Schächten, die er von andern betreiben ließ. Schon 1506 ist er Eigentümer eines Hauses. Er war zweifellos ein harter und eigenwilliger Mann, was aus dem Ausspruch seines Sohnes hervorgeht (der einem über die Mutter sehr ähnelt): »Mein Vater stäupete mich einmal so sehr, daß ich ihn flohe und ward ihm gram, bis er mich wieder an sich gewöhnete«. Obwohl er gläubiger Katholik war und mehrere kirchliche Stiftungen machte, antwortete er – und dies sei vermerkt als ein Satz, wie ihn der Sohn hätte sprechen können – in schwerer Krankheit dem Pfarrer, der ihn mahnte, etwas für die Geistlichkeit zu spenden; er habe viele Kinder, denen wolle er es hinterlassen: »Die bedurffens besser«. Ob Hans Luther, wie ein Forscher herausgefunden haben will, »ein exzessiver Trinker« war, ist mehr als fraglich.

Vorrede (Widmung) der Schrift:

Von den geistlichen und Klostergelübden Martini Luthers Urtheil. Gedruckt zu Wittemberg und verdeutscht durch den ehrwürdigen Doctor Just. Jona, Probst zu Wittemberg Anno 1522.

An Hans Luther, seinen lieben Vater, Martinus Luther, sein Sohn.

Dieß Buch, lieber Vater, habe ich dir darumb wollen zuschreiben, nit daß ich deinen Namen hoch fur der Welt beruhmbt macht, und also nach dem Fleisch wider die Lehre des Apostel Pauli Ehre

suchet, sonder daß ich Ursach hätte... durch ein Exempel dieß Buchs den christlichen Lesern anzuzeigen. Und daß ich damit anfahe, will ich dir nit bergen,[1] daß dein Sohn so weit nu kommen daß er nu ganz uberredet und daß gewüß ist, daß nichts heiliger, nichts fürnehmer, nichts geistlicher sei zu halten, denn das Gebot u. Wort Gotts. Aber hie wirst du sprechen: Hilf Gott der Unseligkeit, hast du denn hieran je gezweifelt oder daß nu erst gelernt? Ich sage aber, daß ich nit allein hiervon gezweifelt, sondern gar nicht gewußt, daß dieses also wäre. Und das mehr ist, so du es leidtst, bin ich bereit, dir anzuzeigen, daß du in solcher Unwissenheit gleich als ich gewest.

Es gehet itzt in das sechzehent Jahr meiner Müncherei,[2] darein ich mich ohne dein Wissen und Willen begeben. Du hättest wohl Sorge und Forcht meiner Schwachheit, darumb daß ich war ein jung Blut bei 22 Jahrn, das ist (daß ich Augustinus Wort brauch) es war noch eitel heiß Jugend mit mir, und daß du an vieln Exempeln gelernt, daß Müncherei vieln unseliglich gelungen, du warst auch wohl Willens, mir reich und ehrlich zu freien und also anzubinden. Und diese dein Forcht, diese Sorge, dieser dein Unwill uf mich ware ein Weil schlecht, unvorsuhnlich, und war aller Fründe Rath umbsunst, die da sagten, so du Gott wolltist etwas opfern, so solltist ihme das Liebst und Best opfern... Dannoch zuletzt hast du gewichen und dein Willen Gott heim geben; aber dannoch nicht weggelegt dein Forcht und Sorge. Dann ich gedenke noch allzuwohl, do es wieder unter uns gut ward, und du mit mir redtist, und do ich dir sagt, daß ich mit erschrecklichen Erscheinung vom Himmel gerufen wäre. Dann ich ward je nit gern oder willig ein Münch, viel weniger umb Mästung oder des Bauchs willen; sonder als ich mit Erschrecken und Angst des Tods eilende umbgeben, gelobt ich ein gezwungen und gedrungen Gelübde. Und gleich daselbst sagest du: Gott geb, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst sei. Das Wort, gleichsam hätte es Gott durch deinen Mund geredt, durchdrang und senkete sich bald in Grund meiner Seele; aber ich vorstopfet und vorsperret mein Herz, soviel ich kunnt, wider dich und dein Wort... Dann dieß waren

[1] verhehlen. – [2] Möndhtum.

dein Wort: Ei hast du nit auch gehört, daß man Aeltern soll gehorsam sein? Aber ich vorstocket in meiner eigen Frommkeit, hort und vorachte dich ganz als ein Menschen. Aber dannoch von Herzen kunnt ich das Wort nie vorachten.

Hie siehe nun, ob dir nicht vorborgen gewest, daß man Gotts Gebot mußt allen andern vorziehen. Dann ists nit also? Hättest du gewußt, daß ich uf die Zeit noch in deiner Hand war, hättst du mich nicht aus väterlicher Gewalt aus der Kappen gerissen?[1] Dann wahrlich, wo ichs gewußt, hätte ich ohne dein Willen und Wissen solichs nicht angefangen, und ob ich auch tausend Tode hätte leiden sollen. Dann eigentlich mein Gelübde was nicht einer Schlehen werth; dann ich zog mich damit aus Gewalt und Willen der Aeltern, die mir von Gott geboten waren; und das mehr, es war ganz ungöttlich...

Es hat aber Gott gewollt... daß ich der hohen Schulen Weisheit, und der Klöster Heiligkeit aus eigener und gewisser Erfahrung, das ist, aus vielen Sunden und gottlosen Werken erfure... Darumb bin ich ein Munch gewest und noch; aber nicht ohne Sunde, doch ohne Schuld oder Vorwurf. Dann Aberglaub und Gotts-Vorachtung werde in Papsts Regiment nicht allein nicht gestraft, sondern auch vor groß Geistlichkeit geacht.

Nu wohlan, was denkest du aber nu? Willt du mich noch aus der Muncherei reißen? Dann du bist je noch Vater, so bin ich noch Sohn, und alle Gelübd sind gewiß nichts; uf deinem Theil stehet; gottlich Gebot und Gewalt, uf meinem Theil stehet menschlicher Frevel...

Aber damit du nicht darfst rühmen, ist dir Gott zuvorkommen und hat mich selbs herausgenommen. Dann was thust darzu, ob ich ein Kappen und Platten trage oder ablege? Macht die Kappe und Platte Münche? S. Paulus spricht: Alle Ding sind euer, ihr aber seid des Herrn Christi. Und ich sollt der Kappen eigen sein, und nicht vielmehr die Kappen mein eigen?... Darumb bin ich nu ein Münch und doch nicht Münch, und ein neu Kreatur nicht des Papsts, sondern Christi. Dann es hat der Papst auch Kreaturn und ist ein Schöpfer, aber eitel Docken und Götzen, das ist seines

[1] Gezwungen, den geistlicheu Stand zu verlassen.

Gleichen, Larven und Potzmänner. Der ich dann vor Zeiten einer gewest, als ich vorführt war mit mancherlei Brauch der Wort...

Nu schau hier, beraub ich aber dich deins Rechten und Gewalt? Ich halt,[1] nein, dann dein Gewalt bleibt gar in mir ganz, als viel es die Müncherei antrifft; aber die ist nu bei mir aus, und nichts, wie ich gesagt...

Das aber ist der recht Gottsdienst, dem weichen soll der Aeltern Gewalt. Wer do liebt Vater oder Mutter mehr dann mich, sagt Christus, der ist meiner nicht werth. Nicht daß er der Aeltern Gewalt domit aufgehaben, so der Apostel so ofte darauf dringet, daß die Kinder den Aeltern gehorsam solln sein; sondern der Spruch hat Statt, so Christus und der Aeltern Gewalt und Rüfung wider nander ist: Christi Gewalt die soll allein herrschen und vorgehn...

Darumb schicke ich dir dieß Buch, in wilchem du erkennest, mit was Zeichen, Kräften und Wunderwerken Christus mich von dem Gelübde der Müncherei erlöset hat... Denn er ist, wie sie es nennen, allein ohne Mittel mein Bischoff, Abt, Prior, Herr, Vater, Meister; sonst weiß ich keinen mehr. Und ich hoff, er hab dir also Dein Sohn genommen, daß er vieln andern seinen Söhnen durch mich itzo anhebt zu helfen, daß du nicht allein gern haben sollst, sondern auch hoch und groß dich freuen. Daß du aber nichts anders thun werdest, will ich mich ganz zu dir vorsehen...

Und wollt Gott, wir wären würdig, vom Papst zuvor verbrannt oder erwürgt zu werden, daß unser Blut möcht schreien und dringen sein Gericht, daß sein bald ein End würde. So wir aber nicht werth, mit dem Blut zu bezeugen, so laßt allein ihn anrufen und bitten umb die Barmherzigkeit, daß wir mit dem Leben und der Stimme mügen bekennen und zeugen, daß Jesus Christus allein ein Herr ist unser Gott, gebenedeiet in Ewigkeit, Amen. Und in demselbigen bis gesegnet, lieber Vater, und Mutter dein Margariten, sampt unserm ganzen Geschlecht, grüß in Herrn Christo.

Aus der Wüstenung, 21. Novembris Anno 1521

[1] halte dafür, meine

Meinem lieben Vater, Hans Luther, Bürger zu Mansfeld im Thal, Gnad und Fried in Christo Jesu, unserm Herrn und Heiland, Amen.

Lieber Vater! Es hat mir Jacob, mein Bruder, geschrieben, wie daß ihr gefährlich krank sein sollt. Weil denn itzt böse Luft, und sonst allenthalben Fahr ist, auch der Zeit halben, bin ich beweget für euch zu sorgen. Denn wiewohl euch Gott bis hieher einen festen, harten Leib gegeben und erhalten, machet mir doch euer Alter zu diesen Zeiten sorgliche Gedanken; wiewohl wir alle ohn das kein Stund unsers Lebens sicher sind, noch sein sollen: derhalben ich aus der Maßen gern wär selbs zu euch kommen leiblich; so haben mirs doch meine guten Freunde widerrathen und ausgeredt, und ich auch selbs denken muß, daß ich nicht auf Gottes Versuchen in die Fahr mich wagte; denn ihr wisset wie mir Herrn und Bauren gunstig sind.

Aber große Freud sollt mirs sein, wo es müglich wär, daß ihr euch ließet sampt der Mutter hieherführen zu uns, welches mein Käth mit Thränen auch begehrt, und wir alle. Ich hoffet, wir wollten euer aufs Best warten. Darauf hab ich Ciriacus zu euch abgefertiget, zu besehen, ob es euer Schwachheit halben müglich wär. Denn es gerieth mit euch nach göttlichen Willen zu diesem oder jenem Leben, so wollt ich ja herzlich gern (wie auch wohl billig) leiblich umb euch sein, und nach dem vierten Gebot mit kindlicher Treu und Dienst mich gegen Gott und euch dankbar erzeigen.

Indeß bitt ich den Vater, der euch mir zum Vater geschaffen und gegeben hat, von Herzensgrund, daß er euch nach seiner grundlosen Güte woll stärken, und mit seinem Geist erleuchten und bewahren, damit ihr erkennt mit Freuden und Danksagung die selige Lehr von seinem Sohn, unserm Herrn Jesu Christo, zu welcher ihr auch itzt durch sein Gnad berufen und kummen seid, aus dem gräulichen vorigen Finsterniß und Irrthumen euch gegeben, und sein Werk damit in euch angefangen hat, werde es bis zu End in jenes Leben, und auf die fröhlich Zukunft unsers Herrn Jesu Christi bewahren und vollbringen, Amen... So laßt nu in euer Schwachheit das Herz frisch und getrost sein; denn wir haben dort in jenem Leben bei Gott einen gewissen treuen Helfer, Jesum Christum,

welcher für uns den Tod sampt den Sünden erwürget hat, und itzt da für sitzet, und sampt allen Engeln auf uns siehet, und unser wartet, wenn wir ausfahren sollen, daß wir nicht sorgen noch fürchten dürfen, daß wir versinken oder zu Grund fallen werden. Er hat zu große Gewalt uber den Tod und Sünde, daß sie uns nichts thun können; so ist er so herzlich treu und frumb, daß er uns nicht laßen kann noch will; allein, daß wirs ohn Zweifel begehren... Solchs will ich mit euch schriftlich geredt haben, als in Sorgen euer Krankheit halben (dieweil wir das Stündlein nicht wissen), damit ich theilhaftig werde euers Glaubens, Kampfs, Trosts und Dank gegen Gott für sein heiliges Wort, daß er uns so reichlich, kräftig und gnadenreich zu dieser Zeit gegeben hat.

Ists aber sein göttlicher Will, daß ihr sollt jenes bessern Lebens noch länger verzogen, mit uns fürder in diesem betrübten und unseligen Jammerthal mit leiden und Unglück sehen und hören, oder auch sampt allen Christen helfen tragen und uberwinden: so wird er auch Gnad geben, solchs alles williglich und gehorsamlich anzunehmen. Es ist doch ja dieß verflucht Leben nicht anders, denn ein rechtes Jammerthal, darin man je länger je mehr Sünde, Bosheit, Plage und Unglück siehet und erfähret, und ist deß alles kein Aufhören noch Abnehmen da, bis man uns mit der Schaufel nachschlägt: da muß es doch aufhören und uns zufrieden in der Ruge Christi schlafen lassen, bis er kömpt, und wecke uns mit Fröhlichsein wieder auf Amen. Hiemit befehle ich euch dem, der euch lieber hat, denn ihr euch selbs, und solche Liebe beweiset hat, daß er euer Sünd auf sich genommen, und mit seinem Blut bezahlt, und solchs euch durch Evangelium wissen lassen, und durch seinen Geist solchs zu glauben geschenkt, und also alles aufs Gewissest bereitet und versiegelt hat, daß ihr nichts mehr dörfet weder sorgen noch euch fürchten, denn daß ihr eurem Herzen fest und getrost bleibet an seinem Wort und Glauben. Wo das geschieht, so lasset ihn sorgen, er wirds wohl machen, ja, er hats alsdenn schon aufs Allerbest gemacht, mehr denn wir begreifen mügen. Derselbig unser lieber Herr und Heiland sei mit und bei euch, auf daß (Gott gebe, es gescheh hie oder dort), wir uns fröhlich wiederumb sehen mügen. Denn unser Glaube ist gewiß, und wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiederumb sehen werden in kurzem, sintemal

der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von euch, oder ihr von Wittemberg gen Mansfeld von mir zöget. Daß ist gewißlich wahr, es ist umb ein Stündlein Schlafs zu thun, so wirds anders werden.

Wiewohl ich nu hoff, daß euer Pfarrherr und Prediger euch in solchen Sachen ihren treuen Dienst reichlich werden erzeigen, daß ihr meines Geschwätzes nicht fast bedürft; hab ich doch nicht lassen mügen, mein leiblich Abwesen, daß mir (Gott weiß) von Herzen wehe thut, zu entschuldigen.

Es grüßen euch und bitten auch treulich für euch, meine Käthe, Hänsichen, Lenichen, Muhme Lehne, und das ganze Haus. Grüßet meine liebe Mutter und die ganze Freundschaft. Gottes Gnade und Kraft sei und bleibe bei euch ewiglich, Amen.

Zu Wittemberg am 15. Febr., Anno 1530

Euer lieber Sohn

Martinus Luther

FRIEDRICH DER GROSSE

geb. 1712, gest. 1786. Die »Erziehung«, die Friedrich Wilhelm I. seinem Sohne »zuteil werden« ließ, ist allbekannt. Man kann sagen, daß nichts unterlassen wurde, um den Sohn seelisch zu verkrümmen. Dem grausamen Vater hierbei guten Glauben abzusprechen, ist allerdings absurd. Er tat gewiß alles, um einen »guten Christen, guten Soldaten und guten Wirt« aus ihm zu machen. Hier sollen einige weniger bekannte Äußerungen zu diesem schauerlichen Kapitel der Pädagogik wiedergegeben werden: Griechische und römische Geschichte streicht der Vater aus dem Lehrplan als »zu nichts gut«, ebenso verbietet er jede Beschäftigung mit Latein. Über Rednergabe meint er: »denn nichts ist, das einem großen Fürsten besser anstehet und nötiger ist, als wohl zu reden«. An dem sechsjährigen Friedrich glaubt der überstrenge »Kleinbürger«: »aufgeblasenen Stolz und die Neigung zu Depensen (Ausgaben)« wahrzunehmen. Drei bis fünf Mittagsstunden muß das Kind mit ihm sein, auch nimmt er es auf lange Reisen mit. 1725 schreibt ein Beobachter: »... ob ihn schon der König herzlich liebt, so fatiguiert er ihn mit Frühaufstehen ... dergestalt, daß er bei seinen jungen Jahren so ältlich und steif aussiehet, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte«. Friedrich ist dreizehn! Zwei Jahre später schreibt er: »... statt andere aufzuheitern, habe ich selbst der Aufheiterung von nöten, um meine Melancholie zu zerstreuen«. Aber er kann – wie ein anderer Besucher berichtet – auch eine »moquante Miene« machen, ausgelassen und boshaft sein. Bald wird er und seine Schwester Wilhelmine Vertraute der Mutter, wodurch sie dem Vater künstlich noch mehr entfremdet werden, zumal Friedrich Mutter und Schwester zärtlich liebt. Im Dezember 1727 beauftragt Friedrich Wilhelm vier junge Offiziere, den Sohn zu beaufsichtigen und macht sie für etwaige Ausschreitungen mit ihrem Kopfe verantwortlich. Nach der Reise an den üppigen und freien Hof nach Dresden wird Friedrich krank und der Vater schreibt naiv, rührend an einen Freund: »Wenn die Kinder gesund sind, dann weiß man nicht, daß man sie lieb hat«. Dennoch ist er schlecht auf den so gar nicht soldatischen Sohn zu sprechen und läßt sich nicht umstimmen. Es kommt zu der erschütternden Szene bei Tische, da Friedrich die Hände des Vaters ergreift und küßt und sich ihm vertraut auf den Schoß setzt, um ihn zu versöhnen. Aber, da man dem



Friedrich Wilhelm I.
Der Vater Friedrichs des Großen

König hinterbringt, alles sei Komödie gewesen, ändert sich gar nichts. 1729 sollen zwei andere Offiziere Friedrich beibringen, »daß alle effeminierte lascive weibliche occupationes einem Manne höchst unanständig wären«; der eine soll ihm die »Schlafmütze aus dem Kopp vertreiben« ... »daß er mehr vivacité bekommt«. Schon sprach man heimlich von der Eifersucht des Vaters auf den Sohn, der im Heere sehr beliebt wäre. Auch erfuhr der König, Friedrich habe die preußische Uniform, des Königs Idol, seinen »Sterbekittel« genannt, worauf er Friedrichs goldbrokatenen Schlafrock im Kamin verbrennen läßt. Dennoch bettelt der Vater um Friedrichs Liebe und tut zugleich alles, um sie zu verscheuchen. Er weiß genau, daß der Sohn nur die Mutter liebt und sagt einmal tragikomisch zu einem Erzieher: »... und müssen sie ihn mit derselben (Klage bei der Mutter) allezeit schrecken, mit mir aber niemalen«. Endlich ist es so weit, daß der Vater den Anblick des Sohnes verabscheut, Friedrich muß unten an der Tafel, statt neben dem Vater sitzen, er schimpft mit ihm, schlägt ihn vor Dienern und aller Öffentlichkeit. Einmal, da Friedrich nicht gute Nacht sagen kommt, packt er ihn bei den Haaren und wirft ihn zur Erde, wobei er brüllt: »Ich traktiere Euch wie mein Kind, aber nicht wie einen Offizier«.

Nach Friedrichs mißlungener Flucht und Einkerkerung in Küstrin bittet der Vater des Leutnants Katte für seinen Sohn, da sagt der König: »Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch, also was können die Vaters davor?« Nun – wenn Friedrich Wilhelm auch nur für Sekunden sich »von außen« hätte betrachten können, dann hätte er gesehen, daß bei solcher Erziehung es der kaum glaublichen seelischen Größe und titanischen Persönlichkeit seines Sohnes bedurfte, um überhaupt Mensch zu bleiben.

Wusterhausen, Sonnabend den 11. September 1728

Mein lieber Papa,

Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber weil ich mich noch einen schlechteren Empfang, als den or=

dinairen sollte vermuthen sein; und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit meinem gegenwärtigen Bitten zu verdrießen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken, mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mir etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem Seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren laßen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird; indessen versichere ich Ihm daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und, ungeachtet Seiner Ungnade, mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin.

Cüstrin, den 8. Dezember 1731

Allergnädigster König und Vater,

Ich bedanke mich nochmalen unterthänigst für alle Gnade, so mein allergnädigster Vater für mich gehabt, währender Zeit ich Ihm meine unterthänigste Aufwartung gemacht[1], und bitte auch hierbei, wenn ich wo was sollte versehen haben, mirs in Gnaden zu verzeihen, indem ich es gewiß, wie ich soll und muß, die Gnade die mir mein allergnädigster Vater gethan, mich wieder zum Offizier zu machen. Ich weiß, daß ich es Ihm allein zu danken habe, und werde Ihnen auch dafür ewige Treue, Respect, Liebe, Submission und Erkenntniß haben; ich wünsche nur allein, daß ich Ge-

[1] Friedrich war im November zur Feier der Vermählung seiner ältesten Schwester in Berlin gewesen.

legenheit hätte, meinen allergnädigsten Vater von meiner Aufrichtigkeit zu überzeugen... Nach unserem Herrgott erkenne ich keinen andern Herrn, wie meinen allergnädigsten Vater, und weiß keinen anderen, als Sie, dem ich die unterthänigste Treue und Gehorsam leisten muß. Ich versichere meinen allergnädigsten Vater, daß ich auf dieses leben und sterben werde, und finden Sie eine falsche Ader an mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, so thun Sie mit mir in der Welt, was Sie wollen.

Cüstrin, den 19. Februar 1732

Allergnädigster König und Vater,

Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater von der Prinzessin[1] zufrieden ist. Sie mag sein, wie sie will, so werde jederzeit meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte all in unterthänigster Submission meines allergnädigsten Vaters weitere Ordre. Ich kann schwören, daß ich mich recht freue die Gnade zu haben, meinen allergnädigsten Vater wieder zu sehen, dieweil ich ihn recht aufrichtig liebe und respectire...

Allergnädigster König und Vahter![2]

Ich habe die Gnade gehabt, jetzunder meines allergnädigsten Vahters Ordre mit dem neuen Werbe Reglement in aller Unterthänigkeit zu erhalten, und werde mich beim Regiment in allen Stücken suchen zu conformiren, bei die meisten Compagnien aber seind noch 8zöllige Leute ins erste Glied, und werden wir Mü-

[1] Man hatte eine Braut ausgewählt. – [2] Dieser und der folgende Brief in Originalorthographie.

he haben, solche dieses Jahr herauszukriegen; auch habe aus dem Werb Reglement gesehen, daß, wenn Offiziers große Kerels wissen, so über 6 Fuß haben, sie solche angeben sollen, wenn sie nicht mit Gutem zu persuadiren wären. Hier unweit von Perleberg ins Meklenburgische hält sich ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuß 4 Zoll gewiß haben soll[1]; mit Gutem ist nichts mit ihm auszurichten; aber wenn er die Schaafe hütet, so ist er alleine auf dem Felde und könnte man mit ein paar Offiziers und ein paar tüchtige Unter-Offiziers ihn schon kriegen; es ist derselbe, da einmahl die Husaren nach seindt geschicket gewesen; ich habe Offiziers allhier, die sehr wohl dort bekannt seindt, also wollte fragen, ob mein allergnädigster Vahter befehlet, daß man ihn aufheben solle oder nicht, und wohrferne es mein allergnädigster Vahter vor gut findet, so will ich schon praecautiones nehmen, daß die Sache gut gehen soll, und ohne daß sonderlich Lärm daraus wird, denn ich kenne den Amtmann unter welchem der Kerel stehet und kann man dem schon das Maul stopfen.

Rupin den 15 September 1732

Aller Gnädigster König und Vahter.

Ich habe die gnade gehabt aus meines allergnädigsten Vahters schreiben in aller unterthänigkeit zu ersehen, daß mein aller Gnädigster Vahter zu wisen verlanget in was vohr ein dorf sich der schäfer aufhielt da ich meinen allergnädigsten Vahter davon geschriben, so heiset dieses dorf Bressegarren, und ist unter einem Schwerinischen ambte, der ambtmann aber ist des Krisraht Cramer sein Schwager und Konte es wohl angehen das im selbiger

[1] Es dreht sich um einen von den Riesen, die der Vater sammelte wie Käfer. Die Sammlung zu ergänzen war, wie man sieht, kein Mittel zu verworfen. Der Sohn wollte sich offenbar durch solche Mitteilungen einschmeicheln.

uns in die Hende spille diweil der Kerl dan und wann hier 3 meille von der grenße seine Schafe hüten gehet und sich des nachts bei seiner Herden aufhelt, 6 Wochen oder 2 mohnat tzeit, müste man wohl haben alsdan die Sache gewis angehen Kan, ich erwarte hierauf in aller unterthänigkeit meines aller gnädigsten Vahters gnädigste Order und verbleibe mit thifften respect bis an mein ende

Alls Meines Aller gnädigsten
König und Vahters
unterthänigster treu
gehorsamster Diner und Sohn
Fridrich.

Rupin den 19. Sep. 1732

[Decret. an Kr. Rath Cramer
sein Schwager wär da unten, soll suchen den Kerl habhaft zu werden, wen es nicht anders wäre soll suchen in an der Grenße zu krigen und stillschweigendt ohne Lerm wegnehmen zu laßen.]

Ruppin, den 30 August 1735

Allergnädigster König und Vater,

Das feste Vertrauen, welches ich zu meines allergnädigsten Vaters gnädiger Vorsorge habe, dringet mich an Ihn nochmalen zu schreiben, indem von allen Seiten die Zeitungen einlaufen, daß weil nunmehro die Russen in die kaiserliche Armee eingerücket wären, der Prinz Eugéne den Rhein passiren würde. Mein allergnädigster Vater kann leicht erachten, was mir das würde für eine Schande und crueller Chagrin sein, wenn ich bei solcher Gelegenheit, da gewiß was vorfallen würde um zu sehen und zu profitiren, nicht dabei sein könnte... Mein allergnädigster Vater nehme mir

diese Freiheit um Gottes willen nicht ungnädig, sondern bedenke nur, daß ich ein junger Mensch bin und, wenn ich anjetzo nicht Lust was zu lernen hätte, es darnach mit mir würde zu spät werden wenn ich alt werde. Ich stelle dieses Alles meines allergnädigsten Vaters Gnaden und Willen anheim und beharre bis an mein Grab mit unaufhörlichem Respect und Submission...

FRIEDRICH GOTTLIEB KLOPSTOCK

geb. 1724, gest 1803, Dichter. Sein Vater Commissionsrat Gottlieb Heinrich Klopstock (1698–1756) war Advokat und schleswig-holsteinscher Lehenssecretarius. Klopstock war von acht Söhnen und neun Töchtern der Erstgeborene und schon deshalb den Eltern ans Herz gewachsen. Der Vater wird als biederer, in mancher Hinsicht origineller Mann gekennzeichnet, der in Klopstocks Jugend ein Gut pachtete und überhaupt der Natur und körperlicher Erziehung seiner Kinder zugewandt war, was zu dieser Zeit, lange bevor Rousseaus »Zurück zur Natur« erklungen war, anzumerken ist: er unterrichtete die Kinder im Schwimmen, Reiten und »Schrittschuhlaufen«, das ja bekanntlich der Sohn zeitlebens propagierte. Der Vater korrespondierte längere Zeit mit dem Dichter Gleim, was von seinen geistigen Interessen zeugen mag. Der hier vorliegende Brief rührt und erschüttert durch das tiefe und innige Gottvertrauen und die echte Liebe zum kranken Vater, die uns daraus lebendig anspricht.

Koppenhagen, den 8ten Nov. 1756

Der Zustand Ihrer Gesundheit, liebster Papa, den ich gestern durch den Brief der lieben Mama erfahren habe hat mich sehr gerührt. Das einzige, was mich dabei einigermaßen aufgerichtet, ist, daß ein Blutsturz in Ihren Jahren nicht so heftig seyn kann, als er in jüngeren Jahren ist. Unser Gott erhalte Sie mir noch; denn es geht mir doch durch die Seele, wenn ich denke, daß ich Sie in dieser Welt nicht wieder sehen sollte. – Ich hoffe zu unserm Gott! Er wird es machen, wie es am weisesten und besten für uns seyn wird. Er wird es machen!

Ich habe es immer sehr, sehr gefühlt, wie sehr ich Sie liebe, mein sehr, sehr theurer Vater; aber w i e habe ich's bei den letzten Briefen gefühlt! – Ich will mich von den Gedanken der Gefahr, in der Sie sind, losreissen. Ich will es Gott überlassen! Ach, was wäre d i e s e s Leben, wenn j e n e s nicht wäre! Er, der größte Angebete-

te wird es nach seiner Weisheit und nach seiner Liebe machen. Ich will also nichts weiter davon schreiben...

Noch will ich Ihnen erzählen, womit ich mich itzt hauptsächlich beschäftige. Ich habe ein Trauerspiel, Adam, und einige kleine prosaische Stücke, die ich zugleich mit demselben drucken lassen will, von Neuem durchgesehen. Dann habe ich eine Sache angefangen, die ich für meinen zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienst gemacht. Ich halte dies für eine der schwersten Sachen, die man nur unternehmen kann. Man soll, wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den Meisten verständlich seyn, und doch der Religion würdig bleiben. Indeß scheint es mir, daß mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit hat gelingen lassen. Ich empfehle Sie insgesammt der Vorsehung unsers Gottes!

GOTTHOLD EPHRAIM LESSING

geb. 1729, gest. 1781. Dieser freieste Geist seiner Zeit, der »deutsche Voltaire« – ein Vergleich, der allerdings in Hinsicht des Charakters nicht recht stimmen will – war der Sohn eines Pastors, wenn auch eines ungewöhnlichen: Johann Gottfried Lessing (gest. 1770), Archidiaconus, später Pastor primarius hatte schon früh Neigung zum Studium der Geschichte gezeigt. Sein Vater, Ratsherr und Bürgermeister, ließ ihn in Wittenberg Theologie studieren, aber auch orientalische Sprachen, Englisch und Französisch. Er zeichnet sich so sehr in dem damals noch so wichtigen und geschätzten öffentlichen Disputieren aus, daß er 1712 die Magisterwürde erhält. Er will sich anfangs in Wittenberg habilitieren, aber folgt dann doch dem Ruf seiner Vaterstadt Camenz, wo er als »Mittwochsprediger und Katechet« angestellt wird. 1725 heiratet er die Tochter eines Pastors Fellner. Bisher verläuft dieses Leben in breiter, ausgeschliffener Bahn. Nun aber beginnt der angehende Pastor neben seinen theologischen Arbeiten zu dichten; zuerst bei einer Teuerung vier Trostlieder, die unter dem Titel »Sonderbare Hausandacht« erscheinen, eines davon »Mein lieber Gott soll walten« wurde sehr bekannt. Um es in seiner barocken Art zu charakterisieren, sei die Strophe zitiert: »Andreas hat gefehlet, Philippus falsch gezählet, wir rechnen wie ein Kind; mein Jesus kann addieren und kann multiplizieren, auch da, wo lauter Nullen sind«. Ist es Einbildung, wenn man in dieser Strophe etwas vom Geiste des Sohnes zu verspüren meint? Bis heute wird das Lied des Pastors Lessing gesungen: »Komm, komm, mein heller Morgenstern«.

Trotz dieser eigenen dichterischen Betätigung will er von der des Sohnes, dessen Lustspiel »Der junge Gelehrte« 1748 von der »Neuberin« mit Erfolg aufgeführt wurde, nichts wissen und bekämpft sie, wie er kann. Um den Sohn nach Hause zu zwingen, schreibt er ihm, die Mutter sei totkrank – gewiß ein Mittel, eines Pastors unwürdig. Lessing gibt endlich 1751 nach, geht für 10 Monate nach Wittenberg und wird Magister, womit allerdings im Sinne des Vaters nur ganz äußerlich ein Erfolg erreicht war. Denn auch der Magister blieb den Musen und Grazien sein Leben lang verbunden.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin einige Tage in Frankfurth gewesen, und das ist die Ursache warum ich Dero Briefe, ... etwas später erhalten habe, und jezo erst in Stande bin darauf zu antworten.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hause kommen soll. Sie fürchten ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Comoedienschreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen, ich müßte hier H. M.[1] zur Frohne arbeiten und darbey Hunger und Kummer ausstehen. Sie schreiben mir so gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterschiednen Gelegenheiten, hier untergekommen, geschrieben hätte. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem solche ungegründete Vorwürffe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn sie mich nur ein wenig kennen, ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meisten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen niemals versprochen, und Sie haben gegen mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernst verlangt hätten. Wie können Sie schreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? Da doch unter den daselbst befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchste zwey, sich befinden können. Der gröste Theil derselben besteht aus statistischen Schrifften, die Ihnen ganz natürlicher Weise hätten können schließen lassen, daß ich künftig gesonnen wäre eben so viel in der Welt, und in dem Umgange der Menschen zu studiren als in Büchern. Meine Correspondenz mit Comoedianten ist ganz anders als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geschrieben, welches der Direktor von allen Theatern im Oestreichschen ist, ein Mann dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nutzen kan. Ich habe nach Dantzig und Hannover an gleiche oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff seyn, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Camenz kennt. Werffen

[1] Christlob Mylius, der „Freigeist", Lessings Freund

sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, so müssten mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen aufführen sehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Copenhagen, weisen, die nicht von Comoedianten geschrieben sind, zum Zeugnisse, daß mein Briefwechsel nicht blos die Schauspiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehestens nach Paris, an den H. Crebillon schreiben, so bald als ich mit der Übersetzung seines Catilina zu Stande bin. Sie sagen, daß ihnen meine Manuscripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgesezt hätte? Ist das so ein groß Wunder?.......

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreut ist, (ich will meine Schauspiele nicht darzu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen die eben so wenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten) so würde es bey alledem doch noch etwas austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringste davor zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauspiele anstehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beständig Comoedien geschrieben hätte, ich wollte jezo in ganz andern Umständen seyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt bekommen. Doch haben Sie die Gütigkeit sich noch wenige Monde zu gedulden, so sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem sie solche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wen, und wie offte sie meinetwegen nach Berlin an Personen geschrieben haben, die nothwendig durch ihre Briefe einen sehr übeln Concept haben von mir bekommen müssen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinen Besten gethan haben, und ihnen den Schaden und Verdruß nicht schuld geben, der mir daraus entstanden ist. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, so bitte ich Ihnen inständigst, sich alle ersinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verspreche es ihnen bey Gott, daß ich, so bald es gewiß ist, alsobald nach Hause kommen, oder gleich von hier aus dahin gehn will. Wißen Sie aber garnichts gewißes vor mich, so ist es ja beßer daß ich hier bleibe, an

einem Orte, wo ich mein Glück machen kan, gesezt ich müßte auch warten. Was soll ich zu Hause? Ich habe also das Geld, daß Sie mir zu schicken die Gütigkeit gehabt haben, nebst dem was ich, zum Theil vor meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zustande, mich wieder bey allen sehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienste ich suche selbst anzugehn. Dieses war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnützen Gegenwart zu Hause beschweren sollte. Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäsche, und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum schon davon überschrieben, und ich erwarte sie mit grösten Verlangen. Sie können leicht erachten wie schwerlich es sey sich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen also noch um diese eintzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß sie das Friesische Stipendium nicht noch erhalten sollten, und die Fracht kan so viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugsame Wäsche ist so viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, ist es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, so will ich alles thun was sie verlangen.

Erlauben sie mir daß ich ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plauto[1] mittheile, welcher gleichfalls mit seinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

[folgen einige lateinische Verse]

Die Gedanken sind so vernünfftig, daß die ihrigen nothwendig darmit übereinstimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Ursache sich so über mich zu betrüben? Es muß ihr ja viel seyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn Sie mir es würklich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie sich vorstellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daselbst meine Religion verändert habe? Daraus kan ich schließen wie sehr sie wieder mich eingenommen seyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, soll mir Gelegenheit geben so wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern, deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero

gehorsamste Sohn L.

Berlin den 10. April 1749

[1] Plautus, der römische Komödiendichter.

Hochzuehrender H. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um so viel lieber alsobald beantworte, je angenehmer mir es gewesen ist. Sie können gewiß versichert seyn, daß ich in meinen lezteren Briefe nichts ungegründetes geschrieben habe. Alles was ich darinnen versprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit eben so großen Vergnügen nach Göttingen reisen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiset bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münckhausen, und an den H. Prof. Geßner sollen unfehlbar über acht Tage in Camenz seyn. Meinen Couffre erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte noch inständig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmste von meinen Manuscripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es sind freye Nachahmungen des Anakreons, wovon ich schon einige in Meisen gemacht habe. Ich glaube nicht daß mir sie der strengste Sittenrichter zur Last legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.[1] So entschuldigte sich Martial in gleichem Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindungen im geringsten damit harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen, als ein allzustrenger Theologa geben. Sonst würden die Oden und Lieder, des grösten Dichters unsrer Zeiten, des H. von Hagedorns, noch eine viel ärgre Benennung werth seyn. In der That ist nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen, die Ursache ihres Daseyns. Wenn man nicht versucht welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, so wagt man sich offtermals in eine falsche, wo man sich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man sich in einer andern vielleicht bis zu einer wundernswürdigen Höhe hätte schwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieser Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in solchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutschen Molière

[1] Etwa: Ernst ist das Leben, meine Muse heiter.

beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Nahmens versichert seyn. Die Wahrheit zu gestehen, so habe ich zwar sehr große Lust ihn zu verdienen, aber sein Umfang und meine Ohnmacht sind zwey Stücke die auch die größte Lust erstücken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut te aliqua dote nobilem facias[1]. Aber es ist sehr schwer sich in einer Wißenschaft notabel zu machen, worinne schon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn also sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt habe, worrine noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräffte versucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienschreiber kein guter Christ seyn könne, kann ich nicht ergründen. Ein Comoedienschreiber ist ein Mensch der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar verspräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die H. Theologen lesen sondern auch loben sollen? Halten sie mein Versprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeister und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß sie würden vieles von ihrer Schärfe fahren laßen.

Schließlich muß ich ihnen melden, daß ich seit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quoditian Fieber habe. Es ist aber doch noch so gnädig gewesen, daß ich mich nicht habe dürffen niederlegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu seyn. Machen Sie sich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebst ergebensten Empfel an die Frau Mutter,

Dero

gehorsamer Sohn

Leßing

Berlin den 28. April 1749

[1] Bemühe Dich um Alles, damit Du Dich durch irgendeine Begabung berühmt machst.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich kann mich mit nichts anderm entschuldigen, Ihnen auf drey Briefe nicht geantwortet zu haben, als damit, daß der Fuhrmann allezeit zu geschwind wieder abgegangen. Auch izt läßt er mir kaum so viel Zeit, nur ein Paar Zeilen zu schreiben.

Ich freue mich herzlich, daß Sie sich mit der Frau Mutter seit her noch gesund und wohl befunden haben. Ich habe unzählige mal nach Hause gedacht, und Ihnen bey den dortigen kritischen Umständen alle mögliche Ruhe und Sicherheit sehnlich gewünscht. Wenn itzige Ostern, wie ich Hoffnung habe, in meinem Processe eine gute Sentenz für mich gesprochen wird, so habe ich mir feste vorgenommen, Sie auf einige Zeit zu besuchen, und alsdenn auch der Schwester zu bezeugen, daß ich Sie nicht vergessen habe... Ich bin itzt mit einem großen Werke, das in die griechische Litteratur einschlägt, beschäftiget, von welchem künftige Michaelis zwey Bände auf einmal ans Licht treten sollen. Desgleichen muß ich eine zweyte Auflage von meinen Fabeln besorgen, die ich in verschiedenen Stücken zu ändern, und sonst ansehnlich zu vermehren gedenke. Ich werde also künftigen Sommer zu thun genug haben. Und so lange ich noch von meiner Arbeit leben kann, und ziemlich gemächlich leben kann, habe ich nicht die geringste Lust, der Sklave eines Amts zu werden. Trägt man mir eines an, so will ich es annehmen; aber den geringsten Schritt nach einem zu thun, dazu bin ich, wo eben nicht zu gewissenhaft, doch viel zu commode und nachläßig...

Ich muß abbrechen, weil der Fuhrmann eilt. Ich empfehle mich Ihnen und der Fr. Mutter, und verbleibe Lebenslang Dero

gehorsamster Sohn

Gotthold

Berlin den 3. April 1760

Wenn der Fuhrmann wieder nach Berlin kömmt, bitte ich mir folgende zwey Bücher, welche sich unter Theophilus Büchern befin-

den müssen, mitzuschicken. Ich brauche sie itzt, und will Theophilo eine Menge andre Bücher schicken, wenn er sie haben will.

1. Homeri Opera in 2 Bänden in Duodez
2. Sophoclis Tragoediae in 2 Oktavbänden.

Aus Eilfertigkeit hätte ich es fast vergessen mich bey der Frau Mutter für die überschickten Strümpfe zu bedanken. Sie sind mir recht sehr lieb gewesen.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich muß schon wiederum um Ihre gütige Nachsicht bitten, daß ich meine Antwort so lange verzögert habe. Meine itzigen Umstände müssen mich zum Theil entschuldigen, und die Ungewißheit und Unentschlossenheit, in der ich mich solchen nach befinde. Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T.[1] gefährlich krankliegt, noch größer. Es mag aber diese Krankheit ausschlagen wie sie will, so ist die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es sollte mir leid thun, wenn sich meine liebsten Eltern, durch unrichtig eingezogene Nachrichten, von meinen bisherigen Umständen einen falschen Begriff sollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engament von keiner Dauer seyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne ist, zu abstrahiren. Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest deßelben noch zum Sklaven zu machen. – Ich schreibe Ihnen dieses, liebster Vater, und muß Ihnen dieses schreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzem wiederum von allen Hoffnungen und Ansprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man

[1] Generalleutnant Bogislaw Friedrich von Tauentzien ist gemeint, der Lessing zum Gouvernementssekretär gemacht hatte.

es nennt, weit entfernt sehen sollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt gewesen, herauszusetzen, und alsdann verlasse ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwirige Krankheiten und ich weis nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres, und habe Freunde...

Meine eifrigsten Wünsche gehen auf das ruhige und zufriedene Alter meiner werthesten Eltern, die ich beschwöre, um mich sich keinen Kummer zu machen, wohl aber versichert zu seyn, daß niemand seine Eltern und Geschwister aufrichtiger lieben kann als

Dero

gehorsamster Sohn

Gotthold

Breslau den 13 Junius 1764

Hochzuehrender Herr Vater,

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben im Stande gewesen bin. Wenn ich einmal schreibe, ist mir es nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmsten Brief zu lesen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umständen noch unzufriedener geworden seyn, wenn ich mir vorgestellt hätte, wie viel Kummer sie meinen Aeltern verursachen müßten. Am besten also, ich ließ sie gar nichts

davon wissen; welches aber nicht anders geschehen konnte, als daß ich gar nicht schrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; so wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie sich insgesammt noch gesund und wohl befänden. Ich wußte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünschter kommen könnte, als diese Nachricht; ich betaure nur, so oft ich sie erhalte, daß ich so wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben so bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und gesund gemacht hat. Die instehende Feyer Ihres Amts Jubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da sie eine so große Wohltat des Himmels ist. Möchten sich nur recht viele in Camenz finden, die dieses Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten. Aber ich muß fürchten, daß außer unsern Anverwandten deren nicht viele seyn dürften, da ich aus Theophili Briefe ersehe, wie grausam man Ihnen den kleinen Trost verweigert hat, ihren Sohn neben sich in dem Amte zu sehen. Ich zweifle nicht, daß sie sich nicht beide über diese Kränkung hinweg setzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut ist. Es scheinet als ob wir alle ein wenig spät zur Ruhe kommen sollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen!

Ich bin von Berlin weggangen, nachdem mir das einzige, worauf ich so lange gehoft, und worauf man mich so oft vertröstet, fehlgeschlagen. Gewiße Vorschläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus diesen ist wenig geworden, und ich habe mich entschlossen, meine Versorgung und mein Glück von mir selbst abhangen zu lassen. Ich habe nehmlich alles, was ich noch in Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zusammengenommen, und in Gemeinschaft mit einem Freunde namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorschuß, den dieses Etablissement erfordert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es soll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange ist, so hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und diese Aussicht ist mir umso schmeichelhafter, wenn ich mir vorstelle, daß ich meine bessere Umstände auch mein Geschwister werde können genießen lassen. Voritzo nur muß es Nachsicht mit mir haben, und

ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig so unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwischen wird es ihm auch nicht schaden, wenn er selbst zusehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar ist will ich unfehlbar eine kleine Provision an Zucker und Wein über Dresden an Sie übermachen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer geschehen könnte; aber die Fracht zur Achse ist nach dorthin ebenso kostbar, als selten.

Ich empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken und Seegen, und wünsche Ihnen, nebst der Frau Mutter und Schwester, einen glücklichen und vergnügten Eintritt des bevorstehenden Neujahres. Der ich Zeitlebens verharre

Dero

gehorsamster Sohn

Gotthold

Hamburg den 21 Dezember 1767

CHRISTIAN FRIEDRICH DANIEL SCHUBART

geb. 1739, gest. 1791, Dichter. Dieser aus kraftgenialischen und sentimentalischen Elementen sonderbar gemengte Charakter war der Sohn eines überkräftigen und beinahe zügellosen Mannes, der, obwohl von geistlichem Beruf (Pfarrvikar), ein höchst weltliches Leben führte. Immerhin scheint er eine Art von verspätetem Renaissancemenschen gewesen zu sein, wenn wir dem Sohn glauben können: eine Barockfigur, laut und enorm, aber mit den Leidenschaften und der Hemmungslosigkeit eines vergangenen Jahrhunderts. Dazu »sang er mit Empfindung und Geschmack eine Baßstimme, dergleichen ich in meinem Leben in Tiefe und Höhe und mit dieser Anmut nie gehört habe«, sagt der Sohn in seiner Autobiographie, und fährt fort: »Seine ganze Person stellte den gesunden, kühnen, deutschen Mann dar«, was uns eine der vielen Beschönigungen des Sohnes zu sein scheint. So erzählt er eine »rührende« Lesebuch-Geschichte vom Vater, wie dieser einmal auf ein Glas Wein gegangen sei, auf dem Wege einer »armen Witwe« begegnet sei, ihr sein ganzes Geld gegeben habe und »ging nach Hause und trank Wasser«. Stimmt das zu einem Manne, der »nicht frei von sträflichen Neigungen« war, seine Frau nicht nur betrog, sondern auch sich im Zorn völlig vergessen konnte! Abschließend sagt der Sohn über ihn: »Hätte er nicht von Jugend auf sich durch Mangel und Armut durchkämpfen müssen ... er würde ein wichtiger und berühmter Mann geworden sein, denn er hatte Schnellkraft, Mut, deutschen Sinn, Mark in Worten und Taten, Naturgeschmack und Gefühl für alles was gut, groß, edel und schön ist!« Sollte hier nicht der Sohn sich selbst und seine ein wenig weichliche Natur im Vater erhöht und idealisiert gesehen haben? Er, den David Friedrich Strauß mit einem Wort kennzeichnet: er sei »mehr Saft- als Kraftmann« gewesen.

Geißlingen, 1767

Geliebtester Vater!

Ich vernehme, daß sich um das erledigte Präceptorat in Aalen zwei Competenten gemeldet haben, wovon keiner den Eigenschaften entsprach, die er haben sollte. Da die Bedingungen bei dieser

Gelegenheit ziemlich acceptabel geworden; so möchte ich wohl wissen, ob mir der geliebteste Vater dazu rathen würde, wann ich mich entschlöße, Selbsten um diese Stelle zu competiren? Ich habe verschiedene Gründe, die mich zu diesem Entschlusse verleiten. Das Verlangen, einer besseren Beförderung näher zu seyn, und das Vergnügen, einem Vater zu dienen, der immer älter wird, sind die ersten und stärksten. Es kommt aber nur darauf an, daß die Bedingungen vortheilhafft seyn, und daß ich in meinem Gesuche gewiß reussire. Der Eindruck auf die Gemüther der Uebelgesinnten würde im Ulmischen vor mich sehr schlimm seyn, wann ich eine abschlägige Antwort erhielte. Da diese Sache dennach sehr ernsthaft ist; so ersuche den geliebtesten Vater in der Stille die Gesinnungen des Magistrats auszuforschen, und mir mit der nächsten Gelegenheit zu schreiben, ob es rathsam seye, mich zu melden? Meine häufige Verrichtungen erlauben mir nur noch zu sagen, daß meine Frau und Kinder gesund sind, und daß ich es mir zur Freude rechne, zeitlebens zu heißen

des geliebtesten Vaters

gehorsamer Sohn

Christian.

N. S. Ich bitte nochmalen um schleunige Antwort, und vermelde der l. Mamma meinen kindlichen Empfehl.

ANGELICA KAUFFMANN

geb. 1741 in Chur, gest. 1807, Malerin. Ihr Leben ist ein Roman, von dem hier nur einige Kapitel gegeben werden können. Sie ist ein Wunderkind, lernt schwer schreiben, aber bald zeichnen. Mit neun Jahren malt sie Pastellporträts, mit elf einen Bischof, mit vierzehn ist sie schon gesuchte Porträtmalerin in Mailand. Dann soll sie wegen ihrer schönen Stimme Sängerin werden (ihre ganze Jugend hat etwas artistenartiges) und der große Winckelmann schreibt 1763 über sie, die sein Porträt malt: »Das Mädgen ist zeitig von ihrem Vater, der auch ein Maler ist, nach Italien geführet worden, daher sie welsch so gut als deutsch spricht... auch spricht sie fertig französisch und englisch, daher sie alle Engländer, welche hierher kommen, mahlet. Sie kann schön heißen und singet um die Wette mit unseren besten Virtuosen.« 1766 geht sie von Neapel nach London, wo sie mit Reynolds befreundet ist, den sie aber abweist. Damals schreibt sie über sich an den Vater: »Nie ist ein Maler so geehrt worden, die öffentlichen Blätter erwähnen meine Arbeit in rühmlicher Weise, und nicht selten finde ich am Rahmen des Bildes lobpreisende Verse in verschiedenen Sprachen.« Sie ist einer der Mittelpunkte der Londoner Gesellschaft. Da bricht das große Unglück über sie herein: ein schwedischer Graf Horn, Löwe der »society« wirbt um sie, Angelica läßt sich mit ihm trauen – da stellt sich, zu spät, heraus, daß der Mann der Kammerdiener des Grafen Horn gewesen ist und außerdem längst mit einer Deutschen verheiratet. Er wird entlarvt, versucht Angelica zu entführen, es mißlingt. Sie will anfangs Prozeß führen, resigniert aber dann, und erkauft von dem Hochstapler für 300 Pfund die Trennungsurkunde. Böse Stimmen sagen damals, daß der abgewiesene Reynolds das Ganze inszeniert habe, um sich zu rächen, was aber unwahrscheinlich ist, da Angelica bald darauf Mitglied der Akademie wird, deren Präsident Reynolds war. 1781 heiratet sie auf Wunsch des besorgten Vaters einen italienischen Maler Zucchi, nachdem ihre erste »Ehe« vom Papst ungültig erklärt worden war. 1787 malt sie Goethe, dessen Liebesbeziehung zu ihr bestritten wird. 1795 stirbt ihr Gatte. Zu dieser Zeit sagt Herder über sie: »Die Angelica ist gar lieb und hold, leider aber durch die fatale Kunst... auf ihrem Stamme vertrocknet.« Sie erkrankt 1807 an einem Brustleiden und bittet einen Vetter, ihr

eine Ode von Gellert für Kranke vorzulesen. Dieser beginnt irrtümlich mit einer Ode für Sterbende. Entsetzt ruft sie, diese sei es nicht, der Vorleser sucht die richtige, beginnt zu lesen – aber Angelica ist gestorben.

Ihr Vater (gest. 1782 in Venedig) stammte aus Vorarlberg und war ihr Leben lang der Vertraute der Tochter. Er wirkte in ihrer Jugend als Porträtmaler in Morbegno. Der hier wiedergegebene Brief zeigt, daß Angelica ihr Deutsch im Verlaufe der Jahre im Ausland halb verlernt hatte.

London den 10. Oktober 1766

Aller Libster Vatter.

Habe ewer schreiben von 20 Augusten wie auch den ledsten von 13 September Richtig, und mit vihlem Vergnügen erhalten, freut mich von Hertzen daß ihr wohl auff seind, ich befinde mich auch gantz wohl Gott sey Dankh... seind versichert ich wünsche euch zu sehen, allein ich bitte mir es nicht übel zu nemmen: ich und einige gute freund finden nicht for Ratsam daß ihr dißen winter an herro Kommen sollen, wenn ihr die ursachen selbst überlegen, werden ihr selbst finden daß es nicht for unsern avantagio[1] were. die Kösten hir seynd außerordentlich – ich bin in einem particular Hauß, bey sehr braffen, und Ehrlichen leuten, alte bekannt von Mylady – sy hat die güte gehabt diesen leuten mich so anzubefelen, alß were ich ihr eigene tochter, ich bin über ein Monat hie im Hauß – habe gutes licht, die leute im Hauße gehen mir in allem an die hand – die frau ist eine muter gegen mir. ihre Zwei töchter liben mich wie eine schwester. die Gelegenheit war so gut und in allem mir so anständig, daß ich mir Kein bedenkhen gemacht habe mich zu versicheren und daß quartir for den gantzen winter zu nemmen. ich habe 4 Zimmer einß wo ich mahle, daß andre wo ich

[1] Vorteil

meine ferfertigten bilder stehen habe (wie es hir der brauch ist, die leute Kommen die arbeit zu sehen ohne den Künstler zu verstören), die andre 2 Zimmer seynd sehr Klein, Kaum hat ein bet platz zu stehen, einß von diesen ist mein schlaffzimmer, daß andre dint for tücher und dergleichen sachen darin aufzubehalten; for die Zimmer bezale ich 2 gine die Wochen. 1 gine for die Kost – sambt dem bedinten, den ich Kleiden muß. dißes ist ohne wasch, und andere Kleinigkeiten die ich täglich unumgänglich vonnöten habe, den bedienten Könt ich ebenfalß nicht entberen...

Betrachten selber wie hoch dieses kommen wurde, besonderst im Winter wo alles vil teurer ist, die tage sehr Kurtz – die arbeit gibt nicht vihl auß wie ihr wohl wisset. wir müsten ein bedinten haben und eine Magt – das decorum erfordert es – ich bin hie nun bey Jederman bekant und in ansehen. ich muß mein Caracter nicht nur allein mit meiner arbeit suteniren, all übriges muß darnach eingerichtet seyn – mit einer gewissen propertet, die heut zu tage sehr notwendig ist, wen man sich Distinguiren will die vornembsten Damen Kommen inß Hauß, zu sitzen – mich zu besuchen – oder meine arbeit zu seehen; in ein schlecht eingerichten Hauß dörfft ich leut von solchem Range nicht empfangen... noch einß welches mir große sorge geben würde, ihr seynd der hiesigen lufft und daß Clima nicht gewont – wir seynd schon sbät in der Zeit, wir haben hir schon der mänge nebeliger finsterer tage – der tampf von den Kollen [Kohlen] ist gar nicht angenem – und besorge ihr Konten Krankh werden waß wer das for ein Creutz, ich darf nichts mehr sagen – ich förchte ihr möchten denkhen ich suche eure ankonfft auß andern ursachen zu verhindern. Nein gewiß nicht – meine absicht ist, mein und ewren nutzen so vihl möglich zu befördern und in gegenwärtigen umständen unötige Köften zu ersbaren. mit der Zeit Kan alles eingericht werden – willß Gott, nach unserem wunsche, bitte ihr wohlen aldises wohl überlegen, und nichts übereilen. der liebe Gott erhalte euch gesund, ich verbleibe bis in tod ewer gehorsamme tochter Ang. Kauffmann.

PS. alle bekante grüßen euch. Habe einige portraits ferfertiget welche von jedermann abrobirt werden, M. Reynolds gefallens über die massen. Habe sein Portrait gemalt welches sehr glückhlich außgefallen und mir vihl Ehre macht, wird negsten ins



Der Vater Goethes

Kupfer gestochen werden. Lady Spenser hat das stückh bezalt – 100 Zichin. Lord Exeter ist auf dem Lande. Diesen Morgen hat ich ein Besuch von Madam Garik. Mylady besucht mich auch zu Zeiten. Die Königin ist erst vor 2 Tagen nidergekommen, so bald sie besser ist, werde ich ihr presentirt werden…

… alle seynd wohl auff, werde mit negstem nach Morbegnio schreiben

meine adreße ist

To Miss Angelica Kauffmann at Ms. Hunnes
Surgeon in Suffolk Street
Charing Croß
London

JOHANN WOLFGANG GOETHE

geb. 1749, gest. 1832. Während man über Goethes Mutter immer wieder Neues erfährt und erfahren möchte, vermag man sich schwer ein Bild des Vaters zu formen. Und wenn Goethe über ihn sagt: »Mein Vater war ein tüchtiger Kerl, aber freilich fehlte ihm die Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes«, so gibt uns das mehr, als daß er bekanntlich »Statur« und »des Lebens ernstes Führen« von ihm geerbt hatte. Der »würkliche Rath ihrer römischen kayserlichen Majestät« Johann Caspar Goethe (1710 bis 1782), Doktor juris, nobel in Geldfragen, jahrelang in Deutschland und Italien gereist, kann von dem »Vorwurf« der Pedanterie und äußersten Trockenheit nicht entlastet werden. Merkwürdig genug, daß er mit der um zwanzig Jahre jüngeren »Frau Aja«, diesem unerhört klugen und lebendigen Kopf so gut auskam. Zwei kleine Aufzeichnungen kennzeichnen ihn vollkommen; über Italien und seine Eindrücke schreibt er: »Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Curiositeten, vor welche man insgesammt, wenn man sie in seiner Vatterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwey baare Heller bekäme,« was ihn nicht hindert, seine Reise in Italien auf 1069 Seiten in italienischer Sprache niederzulegen. Eine Liebesbeziehung mit einer Italienerin überschreibt er mit den nicht eben romantischen Worten: »Briefwechsel zwischen zweien Personen verschiedenen Geschlechts«. Die hier wiedergegebene Briefstelle zeigt den Knaben Wolfgang schon in einem Überschwang, der dem Vater sein Leben lang fremd war.

Nach Schrift an den Vater[1]

...Ich werde an den alten Recktor[2] schreiben. Es wird mir nicht schweer fallen. Ich thue jetzt nichts als mich des Lateins befleisen. Noch eins! sie können nicht glauben, was es eine schöne

[1] Eines Briefes an die Schwester Cornelie, Leipzig 12. Oktober 1765 –
[2] Joh. Georg Albrecht, Rektor des Barfüßergymnasiums in Frankfurt.

sache um einen Professor ist. Ich binn ganz entzückt geweßen. da ich einige von diesen leuten in ihrer Herrlichkeit sah. nil istis splendidius, gravius ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit, autoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alias sitiam. Vale. Vale[1]...

[1] „Nichts glänzender, würdiger und ehrenvoller als sie. Ihr Ansehen und Ruhm hat mir die Schärfe der Augen und der Seele so getroffen, daß ich nach keinen andern Ehren als denen der Professur dürste. Lebe wohl. Lebe wohl".

JACOB MICHAEL REINHOLD LENZ

geb. 1751, gest. 1792, Dichter. Über den Vater dieses überaus schwer zu umschreibenden, ewig ungebändigten genialen »Gamins« ist zu sagen, daß er Pastor in Dorpat war, in Halle studiert hatte und Pietist blieb. Obwohl der Sohn vor dem überstrengen Manne flieht, sagt er später doch über ihn: »Mein Vater ist Pietist und der vollkommenste Mensch unter der Sonne« – was bei der übertriebenen Art Lenz' allerdings nicht viel zu bedeuten hat. Rührend aber sind die Verse: »An meinen Vater. Von einem Reisenden«, die die ganze Verlorenheit des Heimatlosen enthalten: »... da winkest du / sehnsuchtsvoll mir Vater! zu / Ich seh's und wein' und knie vor dem Bilde – Aber ach der schweifende Wilde / Fliehet neuen Torheiten zu...« Goethe nennt Lenz unter anderm: »ein seltsames indefinibles Individuum« und schildert ihn 1771, als er ihn kennen lernt: »Klein aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist.« Wieland sagt über ihn kurz und gut: »Bald gut und fromm, bald voller Affenstreiche«.

Fort Louis, den 15ten
Junius n. St. [1772]

Mein theurester Vater! Abermal muß ich eine Gelegenheit kahl aus meinen Händen lassen, mit der ich in Ihre Arme zu fliehen hofte. Wenigstens soll mein Brief mitgehen, wenn ich mein Herz in denselben einschließen könnte, ich thät es mit Freuden. Ich schreibe jetzt unter den grausamsten Kopfschmerzen an Sie, die die hier jetzt unausstehliche Hitze und zugleich die Weindiät verursachen, und von denen ich sonst, wie von andern Krankheiten, Gott sey Dank! nichts weiß, obschon äußere Umstände, Sorgen, Kummer und Geschäfte mir sie oft genug hätten zuziehen können. Noch immer bethe ich die Vorsehung an, und noch immer muß ich sie aufmuntern, sie mit mir anzubethen und alle Ihre zärtliche Sor-

gen auch in Ansehung meines Schicksals auf sie zu werfen. Bedenken Sie daß wir in einer Welt sind, wo wir durch tausend in einander gekettete Mühseeligkeiten zum Ziel gelangen und niemals eine vollkommene Befriedigung auch unserer unschuldigsten und gerechtesten Wünsche erwarten können. Wenn ich so eitel seyn darf, zu glauben, daß meine Abwesenheit eine kleine Wunde in Ihrer Seele macht: welch eine Wunde muß denn die Ihrige in der meinigen machen?...

Im Herzen rein hinauf gen Himmel schau ich und sage Gott, dir Gott allein vertrau ich. Welch Glück, welch Glück kann größer seyn. Nur daß keiner meiner Briefe zu Ihnen gelangt, daß Sie durch dieses Stillschweigen nicht allein an meinen Schicksalen, sondern auch an meinem Charakter irre werden; das kränket mich. Ich habe seit Ihrem letzten Briefe schon zweymal an Sie geschrieben, und dennoch krieg ich einen Vorwurf über den andern wegen meines Stillschweigens. Und können Sie glauben, daß mein sonst doch weiches Herz sich auf einmal in einen Stein verwandelt – Gott, du weißts. Ich schätze kein zeitliches Glück so hoch als dasjenige, Sie noch einmal zu sehen. – Was soll ich Ihnen sonst noch von meinen äußeren Umständen sagen. – Die Vorsehung Gottes hat mir einen liebenswürdigen Cirkel von Freunden geschenkt, mir Ihren Verlust zu ersetzen: sie sind aber das was die Wachslichter gegen das Tageslicht sind... Wenn ich meine Lebensgeschichte aufsetzte, würde sie vielen unglaublich scheinen. Ich setze Dich [?] aufs Alter aus – vorher aber auf unsere mündliche Unterredung. Freuen Sie sich in dieser Zeit Ihrer wohlgerathenen anwesenden Kinder, theurester Vater, schließen Sie einen abwesenden Flüchtling in Ihr Herz und Gebeth, aber schließen Sie ihn aus Ihrer Sorge, und übergeben ihn dem großen Gott, der am besten weiß, was für ein Gefäß er aus ihm machen will. – Ich falle Ihnen und meiner theuresten Mama mit den zärtlichsten Thränen in die Arme, als

Ihr bis ins Grab

gehorsamster und getreuester Sohn

Jac. Mich. Reinh. Lenz

Den 18ten November 75

Mein Vater! Unaussprechlich glücklich haben Sie mich durch Ihren Brief gemacht und durch die Zeilen meiner Mutter. Fahren Sie fort, ich bitte Sie auf den Knien, mir ein zärtlicher Vater zu bleiben, Sie mögen sehen und hören von mir was Sie wollen. Weisen Sie mich aufs strengste zurecht, Sie, meine Mutter, meine lieben Geschwister; alles dient, alles frommt, und von Ihrer Hand mein Vater, die ich mit Thränen benetze, alles doppelt und vierfach. Fordern Sie aber nicht, daß ich auf alles antworte, es müßte mich zu weit führen. Umstände verändern die Sache, ich kann nicht mehr sagen, aber alles, was Sie mir schreiben, was mir meine Mutter schreibt, sind güldene Aepfel in silbernen Schalen. Lange lange hab ich die Züge dieser Mutterhand mit stummer Inbrunst an meine Lippen gehalten – und in Gedanken war ich bey Ihnen und fühlte Ihre segnenden Küsse an meinen Wangen. Ach wie viel haben Sie mir in diesem Augenblick geschenkt. Sie sind also wieder mein, Sie lieben mich noch.

Und sind nicht abgebrannt[1] – und sind so gesund, daß Sie mir schreiben können – und sind so gerecht, daß Sie mich außer Landes nicht durch Gewaltsamkeiten nach Hause ziehen wollen, so lang ich den innern Beruf dazu nicht habe. Das ist mein höchster Wunsch gewesen. Wir sind in allen Stücken einerley Meinung, beste Eltern, die Zeit wirds lehren.

Wenn man zu einem Ziel schwimmen soll und Wasser liegt vor einem, muß man das Wasser nicht durcharbeiten? Trockenen Fußes konnten nur die Israeliten durchs rothe Meer gehen, als Gott der HErr noch Wunder that...

Patria ubi bene.[2] Doch hat es mich freilich Sorgen und Nachtwachen gekostet, es dahin zu bringen und noch jetzt, ich schwör es Ihnen, sind die Wissenschaften und das Theater nur meine Erholung...

Ans Heyrathen kommt mir noch kein Gedanke, es war Sturm der Leidenschaft der mich Ihnen die Briefe schreiben machte, die

[[1] Man hatte dem Sohn von einem Brande berichtet. – [2] Ubi bene ibi patria – dort ists Vaterland, wo es gut ist.

itzt in Freundschaft sehr ernsthafte Freundschaft verwandelt worden, aber nie wieder Liebe werden kann. Ich hatte damals nichts auf der ganzen Welt, an das ich mein Herz hängen konnte, meine Freundin war im nehml. Fall, unsere Herzen verschwisterten sich, ihren harten Stand einander erträglicher zu machen. Entfernung u. Umstände haben auf beyden Seiten vieles verändert, meine Dankbarkeit u. Freundschaft aber bleibt ihr ewig[1]...

... Ich werde Sie alle noch einmal sehen – hier, hier, hoffe, wünsche, glaube, vertraue ich. Sie mein Vater, Sie meine Mutter – ich werde Gott schauen.

J. M. R. Lenz

(Kochberg, September 1776)

Bester Vater! Es war die Mutter vom nunmehrigen geheimen Legationsrath Goethe, die ich in Frankfurt auf der Durchreise das erstemal kennen gelernet, von der ich Mamaen das schrieb. Seine Schwester, eine gleichfalls sehr würdige Dame ist lange verheurathet mit einem Manne, der ihrer werth ist.

Ich Ihrer spotten – das ist ein Gedanke, der mich tödten würde, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß er nur aus Ihrer Feder, nicht aus Ihrem Herzen gekommen ist. Ich sehe mein Vater! daß es ein Schicksal ist, das ich nicht ändern kann, wegen Entfernungen der Zeit und des Orts von Ihnen und allen den Meinigen mißverstanden zu werden. Wie heilig mir Ihre Briefe sind, mag Gott Ihnen durch einen andern Weg als durch meine Feder künftig bekannt machen, oder auch nur ahnden lassen. Fahren Sie fort mir diese höchsten Beweise Ihrer Güte noch zuzuschicken wenn Sie mich dessen werth glauben.

Goethe ehrt Sie wie ich. Die Welt ist groß mein Vater, die Wirkungskreise verschieden. Alle Menschen können nicht einerley Meynungen oder vielleicht nur einerley Art sie auszudrücken haben. So unvollkommen das was man in jedem Fach der mensch-

[1] Der Absatz bezieht sich auf Friederike Brion, Goethes Jugendliebe

lichen Erkenntnis modern nennt, seyn mag, so ist es, wie Sie selbst mir nicht ganz absprechen werden, jungen Leuten doch nothwendig, sich hinein zu schicken, wenn sie der Welt brauchbar werden wollen. Glücklich sind sie wenn sie Väter haben wie ich, deren Beyspiel auch bey veränderten Umständen und Zeiten immer und ewig ihnen Muster bleiben muß. Das sage ich weder aus Heucheley noch aus Schmeicheley, denn was für Vortheile könnte mir beydes bringen, sondern aus Erkenntniß der Wahrheit, aus inniger Verehrung und Anbetung des Geists der in Ihnen webt und würket... Ich muß noch hinzusetzen, daß ich jetzt durch die Bekanntschaft Wielands eines der größesten Menschen unsers Jahrhunderts, dessen Werth aber freilich nur erst die Nachwelt ganz schätzen wird – und ich darf sagen durch sein Herz und seine Freundschaft eine der glücklichsten Aquisitionen meines Lebens gemacht...

... Ich küsse Mama und Ihnen die Hand und alle Geschwister tausendmal. Ihr gehorsamster Sohn

J. M. R. Lenz

[Am Rande der ersten Seite]

Wie Goethe und die Seinigen sich zu allen Zeiten gegen mich bewiesen und wieviel ich Ihnen schuldig bin, kann ich nie genug erkennen und rühmen.

(Moskau, etwa 1790)[1]

Theuerster mit unsterblichem Ruhm von oben geschmückter Papa! Nicht Schmeichelei, die reinste Dankbarkeit beseelt die Feder. Ich lebe – aber Ihnen die Wahrheit zu sagen, danke es nur dem allgegenwärtigen, daß ich noch athme –...

Man verfolgt mich – und rathen Sie wer? – Ich habe niemals die Freundschaft verletzt die ich meinen frühesten Gönnern schuldig war. Aber theurester Vater! ich winde mich wie ein Wurm im Staube und flehe um Erlösung von allen andern Anmuthungen, die bei dem seltsamsten Nazionalcharakter hier – mir Gift werden.

[1] Dieser und der folgende Brief aus der Zeit der geistigen Verwirrung.



Der Vater Mozarts

Ich habe gefehlt, 1000mal gefehlt. Am meisten in Liefland – gegen Sie, gegen meinen ältesten Bruder der ungefähr mein Herz kannte und viel in demselben vorauslas. Ein hiesiger Freund hat alle meine Briefschaften wer weiß ob nicht aus einem unzeitigen Eiffer verbrannt weil er merkte, daß sie mich angriffen. Was ich davon Bisweilen rette, ist mir Balsam in offne Seelenwunden – denn ich sehe nun erst spät hinterher, daß Sie mein Herz besser kannten als ich selber... Hier ist das Land der heftigen Aeußerungen der Empfindungen und eines seltsamen Systems von Jurisprudenz das auf dieselben gebaut ist ...

Helfen Sie mir bethen, theurester Vater! und alle Schimären – weg und ins Fegfeuer bethen, die das Verhältnis in welchem ich mit Ihnen meinen theuren Verwandten, Freunden u. s. f. stehe zerstören, trübe und zu einem wahren Sklaven Joch machen. [Folgen phantastische kommerzielle Vorschläge.]

Doch genug dero gehorsam.

Jacob R. M. Lenz

... Die neue Bibelübersetzung auch mit deutsch und liefländischer Version würde auf diese Bank (die er oben vorschlägt) gegründet werden und ein Gott und ein Hirte seyn. – Aufgestanden aus den Armen des Todes.

Moskau, etwa 1790

Lieber Papa! Die unglückliche Leidenschaft welche sich meiner in Liefland bemächtiget und ihre häuffigen ernstlich-väterlichen Briefe nach Petersburg und Moskau mir so oft vergeblich ausgeredet die mein Bruder und alle meine Verwandte so heftig bestritten und die ich deswegen auch aus meinem Herzen zu reißen versuchte hat sich desselben wieder bemächtigt. So spielt das Schicksal mit unserm Herzen und unsern Wünschen und der Rath meiner... Freunde die sich mir unter der Gestalt meiner angebetheten Julie...

[Es folgt ein kurzer Brief an seine Schwester Dorothea Charlotte.]

WOLFGANG AMADEUS MOZART

geb. 1756, gest. 1791. Gewiß hatte das große heitere Kind seine »Frohnatur« von der lustigen Mutter geerbt, aber auch der kluge und überaus katholische Vater war nicht ohne Humor. Aus seinen Briefen spricht bei aller Gläubigkeit ein Freimut, eine Abneigung gegen »Betschwesterey«; obwohl er der Mutter schreibt: »Darf ich wohl fragen, ob der Wolfgang nicht auf das Beichten vergessen hat? Gott geht vor Allem!« zieht er an anderer Stelle gegen die »Pfafferey« los. Der durch zahllose Enttäuschungen und jahrelanges Elend mißtrauische und später sogar verbitterte Mann sah in der Ausbildung des als göttliche Sendung erkannten Sohnes seine Lebensaufgabe. Es ist interessant zu beobachten, wie sich in diesem Manne Rokoko und Aufklärung begegnen (Er war angeblich Freimaurer). So schreibt er eine viel gespielte musikalische Schlittenfahrt, in deren Programm er angibt: »... die Schlittenfahrt fängt wieder an, nach welcher alles stille schweigt, denn die Schlittenfahrts-Compagnie steigt ab und begiebt sich in den Tanzsaal. Man hört ein Adagio, welches das vor Kälte zitternde Frauenzimmer vorstellt...« Neben solchen Spielereien gibt er die erste gute und methodische Violinschule heraus (1756), in deren Einleitung es heißt: »... Zu vielmal wünschen die Eltern... nur bald ein dergleichen unzeitiges Tänzel zu hören, und glauben alsdann Wunder, wie gut das Lehrgeld verwendet worden. Allein, wie sehr betrügt man sich!« Schubart sagt von dieser Schule: »Sein Styl ist etwas altväterisch, aber gründlich«. So auch der Unterricht, den er dem Sohn erteilt. Aber – mußte man hier überhaupt lehren! Einem Kinde, das mit sechs Jahren Vierteltöne unterscheiden kann! Das aus Tintenklexen ein fingerbrecherisches Konzert zusammenschmiert, das niemand spielen kann, es selbst am wenigsten!

Was für ein Glück muß es für den alten Vater gewesen sein, als er zwei Jahre vor seinem Tode, 1785, in Wien Zeuge der Triumphe seines herrlichen Sohnes sein durfte!

München, den 2. Octbr. 1777

...Beym Grafen Salern spielte ich die drey Tage hindurch viele Sachen von Kopf... Sie können sich nicht einbilden, was der Graf Salern für eine Freude hatte: er versteht doch die Musik, denn er sagte allezeit Bravo, wo andere Cavaliers eine Prise Tabak nehmen – sich schneuzen, räuspern – – oder einen Discours anfangen. – – – Ich sagte ihm, ich wünschte nur daß der Churfürst da wäre, so könne er doch was hören – er weiß nichts von mir, er weiß nicht was ich kann. Ich lasse es auf eine Probe ankommen; er soll alle Componisten von München herkommen laßen, er kann auch einige von Italien und Frankreich, Deutschland, England und Spanien verschreiben. Ich traue mir mit einem Jeden zu schreiben... Ich esse wenig, trinke Wasser und zuletzt zum Obst ein Gläschen Wein. Ich würde mit Graf Seau den Contrakt so machen (Alles auf Einrathen meiner guten Freunde), alle Jahre 4 teutsche Opern, theils buffe, theils serie zu liefern. Ich hätte dann von einer jeden eine Sera oder Einnahme für mich, welches schon so gebräuchlich ist, und dieses würde mir allein wenigstens 500 fl. tragen, welches mit meinem Gehalte schon 800 fl. wäre, wo nicht mehr; ... und wie würde ich erst beliebt werden, wenn ich der deutschen Nationalbühne in der Musik emporhelfen würde? – Und das würde durch mich gewiß geschehen; denn ich war schon voll Begierde, zu schreiben, als ich das deutsche Singspiel hörte. Die erste Sängerin, von hier gebürtig, mit Namen Keiserin, ist eine Kochstochter von einem hiesigen Grafen, ein sehr angenehmes Mädel auf dem Theater: in der Nähe sah ich sie noch niemals... Ich betrachtete die Keiserin mit meinem Fernglase, und sie lockte mir öfters eine Zähre ab; ich sagte oft Brava, bravissima; denn ich dachte mir, daß sie erst das dritte Mal auf dem Theater ist...

Baron Rumling machte mir neulich das Compliment: „Spectakel sind meine Freude: gute Acteurs und Actrices, gute Sänger und Sängerinnen, und dann einen so braven Componisten dazu, wie Sie." – – – Das ist freylich nur geredet – – und reden läßt sich viel – –; doch hat er niemals mit mir so geredet. – ...

Augsburg, den 24. Octbr. 1777

Gestern, Mittwoch den 23ten ist meine Akademie in Scena gegangen... Nun muß ich eine Beschreibung von den vergangenen Tagen machen, ehe ich zum Concert komme... Der Hr. Dechant ist ein braver lustiger Mann... Auf die Nacht beym Souper spielte ich das Strasburger Violion-Concert. Es ging wie Oehl. Alles lobte den schönen reinen Ton... Dann flüsterten die übrigen dem Hr. Dechant ins Ohr, er solle mich erst orgelmässig spielen hören. Ich sagte, er möchte mir ein Thema geben, und da er nicht wollte, gab mir einer aus den Geistlichen Eines an. Ich führte es spazieren und mitten darin (die Fuge gieng er G minor) fing ich major an, und ganz etwas Scherzhaftes, aber im nämlichen Tempo, dann endlich wieder das Thema, aber umgekehrt; endlich fiel mir ein ob ich das scherzhafte Wesen nicht auch zum Thema der Fuge brauchen könnte? – – Ich fragte nicht lange, sondern machte es gleich, und es ging so accurat, als wenn es ihm der Daser [?] angemessen hätte. Der Hr. Dechant war ganz außer sich vor Freude. „Das ist vorbey, da nützt nichts (sagte er), das habe ich nicht geglaubt, was ich da gehört habe, Sie sind ein ganzer Mann. Mir hat freylich mein Prälat gesagt, daß er sein Lebetag Niemand so bündig und ernsthaft die Orgel habe spielen hören."... Endlich brachte Einer eine Sonate her, die fugiert war, und ich sollte sie spielen. Ich sagte aber: Meine Herren das ist zu viel; das muß ich gestehen, die Sonate werde ich nicht gleich so spielen können. „Ja, das glaube ich auch (sprach der Dechant mit vielem Eifer, denn er war ganz für mich), das ist zu viel, da gibt's keinen, dem das möglich wäre." Uebrigens aber, sagte ich, will ich es doch probieren. Da hörte ich aber immer hinter mir den Dechant ausrufen: O Du Erzschufti! O Du Spitzbube! – – – Ich spielte bis 11 Uhr. ...A propos, wegen Herrn Steins seinem Mädel. Wer sie spielen sieht und hört, und nicht lachen muß, der muß von Stein wie ihr Vater seyn...

Herr Stein ist völlig in seine Tochter vernarrt. Sie ist $8^1/_2$ Jahre alt; sie lernt nur noch Alles auswendig. Sie kann werden, sie hat Genie; aber auf diese Art wird sie nichts, sie wird niemals Geschwindigkeit bekommen, weil sie sich völlig befleißt, die Hand

schwer zu machen. Sie wird das Nothwendigste und Härteste und die Hauptsache in der Musik niemals bekommen, nämlich das Tempo...

Was meynt der Papa, was das erste war nach der Symphonie? – Das Concert auf drey Clavieren... Dann spielte ich allein die letzte Sonate ex D für die Dürnitz, dann mein Concert ex B, dann wieder allein ganz regelmässig eine Fuge C minor, und auf einmal eine prächtige Sonate ex C major so aus dem Kopf mit einem Rondo am Ende. Es war ein rechtes Getöse und Lärmen. Hr. Stein machte nichts als Gesichter und Grimassen für Bewunderung; Hr. Demler mußte beständig lachen. Dieser ist ein so curioser Mensch, daß wenn ihm Etwas sehr gefällt, so muß er ganz entsetzlich lachen. Bey mir fing er gar zu fluchen an. – – – –

Das Concert hat 90 fl. getragen, ohne Abzug der Unkosten...

Ich küsse dem Papa die Hand und danke gehorsamst für den Glückwunsch zu meinen Namenstage. Lebe der Papa unbesorgt; ich habe Gott immer vor Augen, ich erkenne seine Allmacht, ich fürchte seinen Zorn; ich erkenne aber auch seine Liebe, sein Mitleiden und seine Barmherzigkeit gegen seine Geschöpfe; er wird seine Diener niemals verlassen. Wenn es nach seinem Willen geht, so geht es auch nach meinem; mithin kann es nicht fehlen – und ich muß glücklich und zufrieden seyn. Ich werde auch ganz gewiß mich befleissigen, Ihrem Befehle und Rathe, den Sie mir zu geben die Güte hatten, auf das Genaueste nachzuleben.

Den 26ten, als Uebermorgen, reisen wir schnurgerade nach Wallerstein.

[Aus einem Brief.]

Manheim, den 13. Novbr. 1777

... Gestern habe ich mit Cannabich zum Hrn. Intendanten Grafen Savioli gehen müssen, um mein Präsent abzuholen. Es war so, wie ich es mir eingebildet: nichts in Gelde, sondern eine schöne goldene Uhr. Mir wären aber 10 Carolin lieber gewesen als die Uhr, welche man mit Ketten und Devisen auf 20 Carolin schätzt; denn auf der Reise braucht man Geld. Nun habe ich mit

Dero Erlaubniß 5 Uhren, und ich habe auch kräftig im Sinne, mir an jeder Hosen noch ein Uhrtaschel machen zu lassen, um, wenn ich zu einem großen Herrn komme, zwey Uhren zu tragen (wie es ohnehin jetzt Mode ist), damit nur keinem mehr einfällt, mir eine Uhr zu verehren.

Wien, den 27. Juli 1782[1]

Meine Opera[2] ist gestern allen Nannerln zu Ehren mit allem Applauso das dritte Mal gegeben worden, und das Theater war wiederum, ungeachtet der erschrecklichen Hitze, gestrotzt voll. Künftigen Freytag soll sie wieder seyn, ich habe aber dagegen protestiert, denn ich will sie nicht so auspeitschen laßen. Die Leute kann ich sagen, sind recht närrisch auf diese Oper. Es thut Einem doch wohl, wenn man solchen Beyfall erhält. Ich hoffe, Sie werden das Original richtig erhalten haben. Liebster bester Vater! Ich muß Sie bitten, um Alles in der Welt bitten, geben Sie mir Ihre Einwilligung, daß ich meine liebe Constanze heirathen kann. Glauben Sie nicht, daß es um des Heirathens wegen allein ist, wegen diesem wollte ich gern warten. Allein ich sehe, daß es meiner Gesundheit und meinem Gemüthszustande, unumgänglich nothwendig ist. Mein Herz ist unruhig, mein Kopf verwirrt – wie kann man da was Gescheites denken und arbeiten?

Wien, den 4. April 1784

Mon trés cher Père!

Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt – um so mehr, als ich aus Ihrem letzten Briefe vermuthen konnte, daß Sie sich, Gott Lob, recht wohl befänden. – Nun höre ich aber, daß Sie wirklich krank seyen! Wir sehnlich ich einer

[1] Die Heilige dieses Tages ist Constanze. – [2] „Die Entführung aus dem Serail."

tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegen sehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, obwohl ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da, der Tod, genau genommen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern sehr viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinen Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir diese Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den andern Tag nicht mehr seyn werde; und es wird doch kein Mensch von Allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre; und für diese Glückseligkeit danke ich alle Tage meinen Schöpfer, und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mitmenschen. Ich hoffe und wünsche, daß Sie sich, während ich dies schreibe, besser befinden werden; sollten Sie aber wider alles Vermuthen nicht besser seyn, so bitte ich Sie, mir es nicht zu verhehlen, sondern mir die reine Wahrheit zu schreiben oder schreiben zu lassen, damit ich so geschwind als es menschenmöglich ist, in Ihren Armen seyn kann: ich beschwöre Sie bey Allem, was uns heilig ist. Doch hoffe ich bald einen trostreichen Brief von Ihnen zu erhalten, und in dieser angenehmen Hoffnung küsse ich Ihnen sammt meinem Weibe und dem Carl 1000 Mal die Hände, und bin ewig etc.

FRIEDRICH VON SCHILLER

geb. 1759, gest. 1805. Der Vater des Dichters, Johann Kaspar Schiller, geboren 1723, erlernte die Chirurgie und praktizierte 1745 bei einem bayrischen Regiment, wurde gefangen, trat in französische Dienste, kehrte dann zu seinem Regiment als Feldscher zurück. 1749 heiratet er die Tochter des Bäckers und Wirtes Kodweiß in Marbach, wo er als Chirurgus sich eine Zeitlang niederläßt. Bei aller Frömmigkeit und Bürgerlichkeit ist Schillers Vater ein verschrobener, ja abenteuerlicher Charakter! Immer wieder treibt es ihn aus der Enge der Familie hinaus, er veröffentlicht eine Schrift über die »Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes« bei Cotta. Später, als er Vorstand der Hofgärtnerei auf der Solitüde wurde, schrieb er Bücher über Baumzucht, die aber allenthalben allgemeine Betrachtungen philosophischer und menschlicher Art enthalten. Einmal sagt er: »... wenn ich glaube, etwas Schickliches ausgedacht zu haben, so kommt es mir beinahe so lustig für, als wenn der Mathematiker einen Lehrsatz gefunden oder der Poet die wohlgeratenen Verse noch ganz warm seiner Phyllis vorliest«. Gewiß hatte Schiller Dämonie und Feuer nicht von seinem Vater, wohl auch nicht von der Mutter geerbt, aber dem Vater fühlte er sich zeitlebens geistig verbunden, die grüblerische nachdenkliche, ja philosophische Art war es, die Verwandtschaft schuf zwischen dem überhitzten kranken Dichter und dem sonderbaren Soldaten, der später ein stiller Gärtner wurde.

Jena, den 7. Januar 90

Wie willkommen, liebster Vater, war mir Ihr letzter Brief und wie nöthig war er mir! Ich hatte den Tag zuvor die traurige Nachricht von Christophine erhalten, daß die Umstände meiner liebsten Mutter sich so sehr verschlimmert hätten. Und welche gesegnete Wendung hat diese langwürige Krankheit jetzt genommen! Wenn in dem künftigen Regimen vitae der liebsten Mutter Vorsicht beobachtet wird, so sind ihre langen vielen Leiden mit der Quelle gehoben. Dank sey der gütigen Vorsicht, die uns die liebe

theure Mutter unsrer Jugend rettet und erhält. Meine Seele ist von Rührung und Dank bewegt. Ich mußte sie für auf immer für uns verloren halten und sie ist uns wieder geschenkt worden!...

Ich hoffe, liebster Vater, der Brief, den ich vor ungefähr 3 oder 4 Wochen an Sie abschickte und worinn ich Ihnen von meiner Verbindung mit Lottchen Lengefeld Nachricht gab, ist jetzt in Ihren Händen, und er hat etwas zu Ihrer Beruhigung beygetragen. Der Herzog interessiert sich sehr für meine Heurath. Ich war kürzlich bey ihm, und habe eine jährliche Pension von 200 Reichsth. von ihm erhalten; die schöne Art womit er dieselbe gab, muß ihren Werth bey mir erhöhen...

Daß ich auch jetzt schon darauf denke, meine Umstände immer besser zu machen, können Sie nicht mißbilligen. Ich bin mir selbst schuldig alles aus mir zu machen, was aus mir werden kann, und dazu gehört auch die äußere Lage. Die Zufriedenheit mit meinen jetzigen Umständen darf mich nicht hindern, noch nach einer Verbesserung zu streben. Ich betrachte meine jetzige Versorgung als eine Stuffe zu einem noch wichtigern Wirkungskreis, und diesen zu erreichen, wird es an meinem Fleiß nicht fehlen. Vielleicht kann ich Ihnen schon in einem Monat schreiben, daß ich getraut bin. Äußerliche Hindernisse gibt es jetzt keine mehr...

Ich legte Ihnen einen Brief von meiner künftigen Frau bey, die sich unbekannterweise Ihre Liebe ausbittet. Sie ist jetzt ihre Tochter und gewiß eine gute Tochter, die Ihnen Freude machen wird.

Der Himmel segene Sie mit tausendfältigem Seegen bester Vater, und schenke meiner theuren Mutter ein heitres schmerzenfreyes Leben. Darum bittet mit vollem Herzen

Ihr

gehorsamer u. ewig dankbarer Sohn

Fritz

Meinen lieben Schwestern tausend Grüße.

Jena, den 13 Jan. Mittwoch 90

...Eben so sehr sehne ich mich, von Ihnen zu hören, daß Sie Sich meines Glückes freuen. In vierzehn Tagen lasse ich mich trauen hier in Jena... Der Herzog von Meiningen hat mir mit dem Hofraths-Caracter ein Geschenk gemacht, so daß ich meiner Frau doch wenigstens einen anständigen Rang anzubieten habe, und das was sie verliert weniger fühlbar wird...

Jena den 4. Febr (Donnerstag) 90

... Schon längst wollte ich Sie bitten, bester Vater, mir die kleinen Sachen, die während meines Aufenthaltes in Stuttgardt von mir gedruckt worden sind, zusammensuchen zu lassen, und hieher zu schicken, auch was Sie noch etwa in Mscrpt von mir hätten oder aufzubringen wüßten. Unter den gedruckten Sachen meyne ich alle Carmina, die ich machte... meine Dissertation über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen etc.... Diese Dinge interessieren mich jetzt und ich brauche sie als Belege zur Geschichte meines Geistes...

Jena d. 10. März (Mittwoch) 90

... Ich lebe die glücklichsten Tage, und noch nie war mir so wohl, als wie jetzt in meinem häuslichen Kreise. Unsre oeconomische Einrichtung ist über alle meine Wünsche gut ausgefallen, und die Ordnung, der Anstand, den ich um mich herum erblicke, dient sehr dazu, meinen Geist aufzuheitern...

Jena den 26. Octob. 90

Eben, liebster Vater, komme ich mit meiner lieben Lotte von Rudolstadt zurück, wo ich einen Theil der Ferien zubrachte, und finde Ihren Brief. Herzlichen Dank für die fröhliche Nachrichten die Sie mir darinn von der zunehmenden Gesundheit unsrer lieben Mutter geben, und von ihrem allerseitigen Wohlbefinden. Die Ueberzeugung, daß es Ihnen wohl geht und daß von den liebsten meinigen keines leidet, erhöht mir die Glückseligkeit, die ich an der Seite meiner theuren Lotte genieße.

Sie sorgen auch in noch so großer Entfernung für Ihre Kinder und beschenken unsre kleine Haushaltung. Den herzlichsten Dank von uns beiden für den überschickten Wein... Wir wollen übermorgen Ihren Geburtstag feyern, als wenn Sie gegenwärtig wären, und von ganzem Herzen Ihre Gesundheit trinken. Hier schicke ich Ihnen ein kleines Produkt meiner Feder, welches meiner lieben Mutter und Schwestern vielleicht Freude macht; denn für Damen soll es wenigstens geschrieben seyn. Im Jahre 1790 hat Wieland den histor. Calender herausgegeben, in diesem 1791 und im nächsten 1792 hab ich ihn übernommen. So unbedeutend ein Calender zu seyn scheint, so ist es doch dasjenige Buch, das die Buchhändler am weitesten verbreiten können, und das ihnen deßwegen auch am besten bezahlt wird. Daher können sie auch den Autoren verhältnißmäßig weit mehr dafür anbieten. Mir ist dieser Aufsatz vom 30jährigen Krieg mit 80 Louisdors bezahlt worden und ich hab ihn neben meinen Vorlesungen innerhalb von 4 Monaten ausgearbeitet. Druck, Kupferstiche, Band u. Honorar kommen den Verleger auf 4500 Rchsth. zu stehen, er rechnet aber auf einen Absatz von 7000 Exemplar. u. darüber...

Den 28. Heute ist Ihr Geburtstag liebster Vater, den wir beide mit innigster Freude feyern, daß uns der Himmel Sie gesund u. glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über Ihr theures Leben u. Ihre Gesundheit wachen, und Ihre Tage bis in das späteste Alter verlängern, und die Schulden der kindlichen Pflicht an Sie abzutragen.

Leben Sie wohl theuerster Vater. Herzliche Küsse unsrer lieb-

sten Mutter und meinen geliebten Schwestern, bald werden wir wieder schreiben.

Der Wein ist glücklich angekommen, und noch einmal empfangen Sie unsern herzlichen Dank.

Ihr

dankbarer gehorsamer Sohn

Fridrich

Ludwigsburg den 8. Nov (Freitag) 93

... Für Ihr, mir so werthes Bildniß danke ich Ihnen tausendmal liebster Vater. So froh ich indeß bin, daß ich dieß Andenken von Ihnen habe, so viel froher bin ich doch, daß die Vorsehung mir vergönnt hat, Sie selbst zu haben und in Ihrer Nahe zu leben. Wir müssen aber diese Zeit etwas besser nützen, und keine so lange Pausen machen, ehe wir wieder zusammen kommen.

Jena d 21. März (Montag) 96

So tröstlich es mir war, liebster Vater, von Ihrer zunehmenden Besserung zu hören, so herzlich betrüben mich die Nachrichten von dem Zustand meiner guten Nanette[1]. Ach vielleicht haben wir sie schon verloren, indem ich schreibe, ich gestehe, daß ich das schlimmste fürchte, weil sie schon vor dem Anfall dieser Krankheit nicht ganz gesund gewesen ist. Wie schmerzt es mich, so entfernt von Ihnen zu leben und so ganz außer Stande zu seyn, Ihre Beschwerden und Leiden mit Ihnen, mit der lieben Mama und den

[1] Die Schwester war schwer erkrankt und starb am 23. März.

armen Schwestern zu theilen, und soviel möglich zu erleichtern. Hier kann ich nichts als wünschen und bitten, daß der Himmel alles noch gut lenken möge. Wie dauert mich unsre gute liebe Mutter, auf die alles Leiden so zusammenstürzen muß! Aber was für eine Wohlthat von Gott ist es auch wieder, daß die gute liebe Mutter noch Stärke des Körpers genug hat, um unter diesen Umständen nicht zu erliegen, und Ihnen noch soviel Beystand leisten zu können. Wer hätte es vor 6 und 7 Jahren gedacht, daß sie, die ganz hingefallen und erschöpft war, Ihnen allen jetzt noch zur Stütze und Pflege dienen würde. In solchen Zügen erkenne ich eine gute Vorsicht, die über uns waltet, und mein Herz ist aufs innigste davon gerührt...

... Ich wiederhohle meine Bitte nochmals auf das nachdrücklichste liebster Vater: Thun Sie alles, was Sie können zu Wiederherstellung Ihrer eigenen Gesundheit und zur Stärkung unserer guten Mutter und Schwestern... Der Himmel erhalte Sie, und mache es mit uns allen besser, als wir gegenwärtig hoffen können. Meine Frau ist herzlich bekümmert um die liebe Nanette, und grüßt sie voll Theilnahme und Liebe. Der kleine Karl ist gottlob recht wohl, und auch mit mir geht es jetzt recht leidlich. Tausend herzliche Grüße an alle

Ihr

ewig gehorsamster Sohn

F. S.

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

geb. 1762, gest. 1814, Philosoph. Der Vater – über den wenig bekannt ist, außer daß er ein armer Leinenweber in der Oberlausitz in Sachsen war – hatte wohl recht wenig Einfluß auf die Entwicklung des Sohnes, der dem Vater weben half und die Gänse im Dorfe hütete. Seine Entwicklung ist merkwürdig genug: durch sein Gedächtnis erregte der Knabe die Aufmerksamkeit eines Gutsbesitzers so sehr, daß er ihn nach Meißen und Schulpforta schickte. 1760 besucht er die Universität Jena, wo er sich – der Wohltäter war gestorben – durch Unterricht fortbringen muß. Seine Bitte um Unterstützung wird vom Oberkonsistorium abgeschlagen, er erhält eine Hauslehrerstelle in Zürich, die er sich durch Strenge gegen die Schüler verscherzt. Er kehrt nach Leipzig zurück, wo er einen Studenten in Kant'scher Philosophie unterrichten soll – wodurch er gezwungen ist, sich selbst damit zu beschäftigen. Sie wird ihm Epoche seines Lebens. »Von einem Tag zum andern verlegen um Brod, war ich damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde«, schreibt er über diese Zeit. Er ermöglicht es, zu Kant nach Königsberg zu fahren – und ist furchtbar enttäuscht! Erst als er ein Werk »Versuch einer Kritik aller Offenbarung« schreibt (mit 30 Jahren), nimmt ihn Kant »mit ausgezeichneter Güte« auf. Das Werk erscheint anonym, man hält Kant für den Autor. Kant berichtigt den Irrtum – und Fichte wird beinahe berühmt. Aus seinem weiteren Lebenslauf mag angemerkt werden, daß er 1793 die Revolution verteidigt, in Jena von den Studenten, deren »Orden« er angreift, angepöbelt wird, ihnen weichen muß, aber doch eine Reformierung des Studententums durchsetzt. 1807/08 hält er die »Reden an die deutsche Nation«, durch die er die Freiheitsbewegung befeuert. Am 3. Januar 1814 erkrankt seine Frau, die unter den Pflegerinnen Vorbild war, an Lazarettfieber, er nimmt verzweifelnd von ihr Abschied und beginnt seine Vorlesungen. Als er zurückkehrt, ist sie gerettet, aber er selbst erkrankt und stirbt – am 27. Januar 1814. – Der hier wiedergegebene Brief soll nicht die Beziehung zum Vater zeigen, sondern die statuarische und edle Geistesgröße des Philosophen angesichts des Todes.

[Nachschrift eines Briefes der Gattin Fichtes]

Berlin d. 17. July 1812

Ich hoffe, mein theurer Vater, daß Sie Sich noch wieder erholen, und noch bei uns bleiben werden, und ich Sie noch sehen werde. Ich kann mich mit dem Gedanken Ihres möglichen Verlustes nicht vertraut machen. Was meine Frau in dem vorstehenden schreibt, ist auf die Voraussezung gegründet, daß im Falle des Abganges des Vaters mit Tode, die Geschwister sollten theilen wollen. Ich hoffe, dies fällt keinem Menschen ein. Ich denke wohl es versteht sich von selbst, daß, da alles von der Mutter herkommt, sie alles, was da ist, fortgenießt, bis an das, Gott gebe noch recht lange entfernte Ende ihres Lebens. Außerdem hätte wohl auch ich in diesem Falle ein Wort mit zu sprechen.

Ich ersuche drum durch dieses die Mutter dringend, nichts von der Verlassenschaft wegbringen zu laßen; ich mache Bruder Gottlob, der mir schreibt, er werde ohne meine Einwilligung nichts thun, ganz besonders darüber verantwortlich. Ich will überhaupt aus brüderlicher Liebe und Achtung hoffen, daß diese Vorstellungen ganz überflüßig sind, indem es gar niemanden eingefallen, anders zu handeln.

Fichte

Falls doch Gott über Sie beschließen sollte, theurer Vater, diese Zeilen aber Sie noch bei Leiben antreffen, so nehme ich hierdurch mit der Liebe und Verehrung, die ich immer für Sie getragen habe, Abschied, bis zum Wiedersehen in einer beßeren Welt.

F.

FRIEDRICH DANIEL ERNST SCHLEIERMACHER

geb. 1768, gest. 1834, Philosoph und Theologe, entstammt einer Familie von Pastoren. Sein Vater war schlesischer Feldprediger (gest. 1794), auch die Mutter ist die Tochter eines Hofpredigers, ihr Bruder war Professor der Theologie. Tiefe Gläubigkeit, nicht ohne einen wenn auch leichten Beigeschmack von Frömmelei erfüllt das Haus. Der Vater, der den begabten Sohn (mit sechs Jahren in der dritten Klasse) mit fünfzehn zu den Herrnhutern bringt, will ihn durch die Hingabe an die Person Jesu Christi vor den Versuchungen der Welt schützen. Aber er muß 1786 erleben, daß der Sohn aus der Herrnhuterischen Gemeinschaft austritt. Ein Jahr darauf (siehe die vorliegenden Briefe) teilt er das dem entsetzten Vater mit, der ihm nach längeren Zögern doch gestattet, in Halle zu studieren... Typisch für die ganze Athmosphäre ist es, daß der Vater dem Sohn den Tod der Mutter nicht direkt mitteilte, sondern dies von einem Bruder der Herrnhutergemeinde besorgen ließ und erst nach einem Monat den Sohn in einem salbungsvollen Briefe tröstete, in dem weniger von der verstorbenen Mutter und mehr von den Segnungen der Lehre Christi die Rede ist.

Zu Ende seines Lebens muß Schleiermacher mit über sechzig Jahren es erleben, daß sein neunjähriger einziger Sohn an Scharlach stirbt. Er hält selbst die Leichenrede. Der große Theologe versteht die Mahnung; durch sie geläutert, sieht er fünf Jahre später dem großen Meister ruhig ins furchtbare Antlitz.

Barby, d. 20t. Januar 1787

Zärtlich geliebter Vater! Zwar spät, aber darum doch nicht minder aufrichtig, nicht minder feurig kommt diesmal mein Glückwunsch zum neuen Jahr... Ruhe und Gelassenheit des Herzens unter allen Umständen, das ist es, was ich Ihnen wünsche, und – was kann einem Vater wohl lieber sein, als das – Freude zu erleben an seinen Kindern. Je mehr ich Ihnen dieses als Ihr Sohn,

aus vollem kindlichen Herzen wünsche, desto mehr Überwindung kostet es mich, desto mehr greift es das Innerste meiner Seele an, daß ich Ihnen gleich etwas melden soll, was Ihre Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunschs so sehr wankend machen muß. Ich gestand Ihnen in meinem letzten Brief meine Unzufriedenheit über meine eingeschränkte Lage. Sie glaubten mich durch Ihre Antwort beruhigt, und ich schwieg unverantwortlicher Weise sechs ganze Monate, weil ich es nicht übers Herz bringen konnte, Sie aus diesem Irrthum zu reißen. Der Glaube ist ein Regale der Gottheit, schrieben Sie mir, Ach, bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, o so bitten Sie Gott, daß Er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren.

Ich kann nicht glauben, daß der ewiger wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen; denn Gott könne die Menschen, die Er offenbar nicht zu Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind. Ach, bester Vater, der tiefe durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich, Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle meine starken Gründe für dieselben umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende, nicht tief gewurzelte Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir, und ein langes angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt. Ich bitte Sie, enthalten Sie mir Ihre stärksten Gründe zur Widerlegung derselben nicht vor, aber, aufrichtig zu gestehen, glaub' ich nicht, daß Sie mich jetzt überzeugen werden, denn ich stehe fest darauf.

So ist es denn heraus, diese Nachricht, die Sie so sehr erschrekken muß. Denken Sie sich ganz in meine Seele hinein bei meiner – ich kann mir mit gutem Gewissen das Zeugniß geben, und ich weiß, Sie sind selbst davon überzeugt – bei meiner sehr großen zärtlichen kindlichen Liebe zu einem so guten Vater wie Sie dem ich alles zu

danken habe und der mich so herzlich liebt; vielleicht können Sie sich einigermaßen vorstellen, was mich diese Zeilen gekostet haben. Sie sind nun geschrieben mit zitternder Hand und mit Thränen, aber ich würde sie auch jetzt noch nicht fortschicken, wenn mich nicht meine Vorgesetzten dazu veranlaßt und mir gewissermaßen aufgetragen hätten, es Ihnen zu schreiben. Trösten Sie sich, liebster Vater, ich weiß Sie sind lange in der Lage gewesen, in der ich bin; Zweifel stürmten ehemals ebenso auf Sie los, als jetzt auf mich, und doch sind Sie noch der geworden, der Sie jetzt sind; denken Sie, hoffen Sie, glauben Sie daß es mir ebenso gehen könne, und seien Sie versichert, daß ich mich so lange ich auch nicht mit Ihnen eines Glaubens bin, doch immer befleißigen werde ein rechtschaffener und nützlicher Mensch zu werden, und das ist doch die Hauptsache... Erlauben es Ihre Umstände nur einigermaßen, so laßen Sie mich auch nur auf zwei Jahre nach Halle ziehn. Sie sehen, mein Durchkommen in diesem Leben hängt davon ab. Ich glaube kaum, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben werden, daß ich da Theologie fortstudire, denn Sie werden unserm Vaterland nicht wol einen heterodoxen Lehrer mehr geben wollen...

Sie werden es diesem Brief ansehn, geliebtester Vater, wie sauer er mir geworden ist. Gott stärke Sie, diese Nachricht ohne Schaden Ihrer Gesundheit, ohne zu großen Kummer und ohne daß es Ihrer väterlichen Liebe gegen mich Abbruch thue zu empfangen. Er weiß am besten was es mich gekostet hat sie Ihnen zu geben. Nur noch diese einzige Bitte: entschließen Sie sich sobald als möglich. Zu Ostern gehen alle Cursus in Halle an, und was hilft es, wenn ich noch ein halbes Jahr hier bin, hier noch viel Geld verzehre und es hernach doch dazu kommen muß? Mit Wehmuth küsse ich Ihnen, bester Vater, die Hände, und bitte Sie, alles von der besten Seite anzusehn und reiflich zu überlegen, und mir noch fernerhin, so sehr es Ihnen möglich ist, Ihre väterliche, mir unschätzbare Liebe zu schenken als Ihrem bekümmerten, Sie innig verehrenden

Sohn

Halle, d. 14t. August 1787

Bester Vater! Ihre zärtliche Erkundigung nach meiner Gesundheit ist mir ein neuer Beweis Ihrer väterlichen Liebe gewesen, und ich eile umsomehr sie zu befriedigen, da ich Ihnen die erwünschteste Antwort geben kann; denn ich habe seit meinem Hiersein von meinem Bruch nichts gemerkt, sondern auch sonst einer so guten Gesundheit genossen, daß ich mir nur auf einen Tag zu besinnen weiß, wo ich nicht recht wohl gewesen.

Die Freude, die Ihnen dies machen wird, ist mir aber nur eine sehr geringe Schadloshaltung davor, daß ich Ihnen noch immer nicht die Nachricht geben kann, auf die Ihnen am meisten ankommt, die Nachricht von meinen geänderten Überzeugungen...

Ich weiß, Sie werden mit der Offenherzigkeit dieser Erklärung zufrieden sein, so sehr sie selbst Ihnen auch mißfallen mag. Was würde es helfen Ihnen meine Gesinnungen zu verhehlen, so lange sie nicht geändert sind; und nur diese Offenherzigkeit kann Sie in Stand setzen, an dieser von Ihnen so sehr gewünschten Änderung zu arbeiten.

Was die Kantische Philosophie betrifft, die Sie mir zu studiren empfehlen, so habe ich von jeher sehr günstige Meinungen von ihr gehabt, eben weil sie die Vernunft von den metaphysischen Wüsten zurück in die Felder, die ihr eigenthümlich gehören, zurückwies. Ich habe deswegen schon in Barby mit ein paar guten Freunden die Prolegomena gelesen, aber freilich nur soviel davon verstanden, als man verstehen kann, ohne die Kritik der reinen Vernunft gelesen zu haben... Soviel ich aber bis jetzt von Kant verstehe, so läßt er das Urtheil in Religionssachen ganz frei – und die Jacobische Philosophie versteh' ich bis jetzt noch immer nicht recht wegen der großen Verwirrung und Unbestimmtheit in seiner philosophischen Sprache, und werde noch einmal alle zwischen ihm und Mendelssohn gewechselte Schriften lesen müssen... Der Onkel hat mir gesagt, Sie wünschten, daß ich mich auch mit aufs Englische und Französische legte. Das erstere treibe ich mit vielem Vergnügen weiter fort, und auch im letzteren will ich mich, unerachtet ich immer gegen diese mir allzu weichlich und tändelhaft scheinende Sprache einen kleinen Widerwillen gehabt habe, doch auch noch

weiter zu bringen suchen und hierin sowie in allen Stücken Ihrem guten Rath zu folgen suchen, um mich immer mit mehrerem Recht nennen zu können

Ihren

ganz gehorsamen

Sohn

Schlobitten, 5 Mai 1791

Wie sollte ich mich enthalten können, bester, geliebtester Vater, an einem Tage, der uns allen, denen Sie lieb sind, so wichtig ist, Ihnen wenigstens zu sagen, daß ich in der ersten Morgenstunde schon daran denke und daß ich dafür empfinde, wenn ich Ihnen auch gleich meine Empfindungen selbst nicht ausdrücken kann. Ich bin froh, über alles froh und von Herzen dankbar gegen Gott, der mich mit einem so seltenen Vorzug des Lebens begabt hat, der mir einen so guten, zärtlichen und weisen Vater gab und mir ihn so lange läßt. Ich fühle mich so glücklich vor vielen andern Menschen, ich bin fähig zu empfinden, wie trefflich es ist, unter guten Menschen zu sein und Gutes um sich her zu sehen; ich bin fähig, nicht nur hier, sodern, wills Gott, auch künftig in andern Kreisen nüzlich zu sein und das Wohlbefinden anderer zu vermehren, ich bin fähig selbst innerlich glücklich zu sein, indem mir mein Herz sagt, daß ich das Gute und Edle aufrichtig liebe, daß ich die Wahrheit suche, daß ich mich für die bessere Menschheit interessire und daß ich die schönen trefflichen Gaben zu schäzen weiß, womit der gute Gott auch dieses Erdenleben beschenkt. Und, bester Vater, auf wen kann ich wohl nächst Gott alles dies genauer beziehen, als auf Sie? War ich gleich von Kindheit an weniger um Sie, als vielleicht die meisten Kinder um ihre Väter sind, so weiß ich dennoch, wie sehr Sie von jeher auf mich gewirkt haben; ich fühle wie sehr ich alles Gute, was ich bin, dem größten Theil nach durch Sie bin; ich fühle, daß ich Sie immer lieben werde, daß meine Dankbarkeit immer steigen wird, jemehr ich mich wahren Glückes empfänglich fühle, und das macht mir heute so wohl – denn diese süße Last will ich gern tragen, gern so schwer als möglich tragen.

ERNST MORITZ ARNDT

geb. 1769 auf Schwedisch-Rügen, gest. 1860, war der Sohn eines anfangs leibeigenen, dann freigelassenen Güterinspektors. Der Sohn sagt über ihn: »Ein großer starker brauner Mann, ein vortrefflicher Jäger, ein Mensch mit leicht beweglichem und reizbarem Gefühl, heftig und lebhaft, jedoch von Natur fröhlich, freundlich und mild.« Gewiß hat Arndt von ihm die körperliche Widerstandsfähigkeit geerbt, die ihn, unter anderem, dazu befähigte, nach einem Duell mit einem schwedischen Offizier, bei dem er einen Schuß abbekommen hatte, schwerverletzt in die Stadt zu gehen und sich verbinden zu lassen. In seinem aus Heroischem und Lyrischem untrennbar gemengten Leben gibt es allerlei typische Erlebnisse, die uns den aufrechten Mann erst kennen lehren. So macht er seine Jugendreisen als ›schwedischer Untertan, »weil die deutsche Nationalität zu viel mißachtet war«. Durch eine seiner Schriften bewirkt er die Aufhebung der Leibeigenschaft auf Rügen und in Pommern. 1805 schreibt er das berühmte: »Geist der Zeit« gegen Napoleon und wird geächtet; nach einjähriger Ehe stirbt seine geliebte Frau. Nach Kotzebues Ermordung untersagt man dem Freiheitsfanatiker seine Lehrtätigkeit als Professor der Geschichte in Bonn. Später heiratet er eine Schwester Schleiermachers und muß 1834 seinen neunjährigen Sohn vor seinen Augen im Rhein ertrinken sehen. Erst 1840 wird er wieder Professor und kurz darauf Rektor. 1848 steht er gegen die Demokratie.

Dieser harte kleine, cholerische Mann, von dem ein paar unserer meistgesungenen Vaterlandslieder stammen, schreibt einmal über sich den wehmütigen Satz: »Das Schlimmste aber ist gewesen, daß ich Jahre, welche ich tapferer und besser hätte anwenden können und sollen, in einer Art von nebelndem und spielendem Traum unter Kindern, Bäumen und Blumen verloren habe. Ich erkenne und bereue es jetzt wohl, aber es ist zu spät: diese Zeit und überhaupt meine Zeit ist vergangen und verloren.«

Greifswald, den 16. Mai 1798

Mein lieber Vater. Eben komme ich mit einer Gesellschaft meiner alten Freunde und Bekannten von Billroth zu Hause und finde trotz der Umnebelung meines Kopfes diese Stunde einzig geschickt, an Sie, lieber Vater, noch einige Worte zu schreiben. Ich empfinde und fühle es selbst am tiefsten, wie ich die letzten 14 Tage in meinem älterlichen Hause nicht gewesen bin, wie ich hätte seyn sollen. Ich habe einmal das Unglück, in einer sehr tief empfindenden Brust ein verschlossenes Herz zu bewahren, sobald es auf Worte ankömmt. Daß aber das väterliche Haus mir immer das liebste auf der Welt gewesen ist, das ich daraus Kraft und Entschlossenheit zu allem Guten und Rechten geschöpft habe, daß ich meine Aeltern und Geschwister auf das herzlichste liebe und ehre, und nie etwas thun werde, das Ihnen Schande machen könnte, das glauben Sie mir auch ohne Worte. Die Zeit meiner Abwesenheit geht bald zu Ende, und wohin mich auch mein Schicksal schlagen mag, doch werde ich Sie alle munter und fröhlich wiedersehen und Ihnen dann vielleicht am besten für die unendliche Liebe und Güte danken, womit Sie mich von jeher, Gott weiß wie sehr ohne mein Verdienst, erfreut und beglückt haben. Ich weiß es, mein Leben wird voll Mühe und Arbeit seyn; aber nur dann werde ich verzweifeln, wenn mir der Trost eines guten Gewissens fehlt.

Nun noch Eins, mein lieber Vater... Ich werde nun und nimmer, wie die Sachen stehen, kein Prediger; aber auch wenn das Mädel in meinen Augen die untadelichste wäre, dürfte ich diese Bedingungen nicht eingehen. Ich bin seit manchem Tage mit meinem Mädchen verbunden, durch ein Band, das nur eine gewaltige Macht zerreißen kann. Dies ist die Mamsell Quistorp, die einst bei den Fischern in Barth in Pension war. Wenn ich glaube, mit diesem Mädchen einst einzig glücklich zu seyn, wenn ich trotz manches äußern Scheins ein gefühlvolles und edles Herz in ihr achte, wenn ich sie also allen Mädchen in der Welt vorziehe, so werden Sie mir Ihre Bestimmung nicht versagen, und mir vielmehr von ganzem Herzen Glück wünschen. Sie werden mir auch erlauben, an diese in meinen Briefen immer einige Zeilen einzu-

schließen und zugleich daß Sie auch mir durch Sie immer eine kleine Antwort schreibt. Leben Sie wohl und grüßen Sie mir alle von meiner Mutter bis auf meine Gottesgab[1].

Ihr

E. M. Arndt

Von Jena aus schreibe ich wieder und von Wien.

Stockholm den letzten Jan. 1804

Mein guter Vater, Ihren schönen und fröhlichen Brief erhielt ich den 28n und den 29n eine Nachricht, die mich tief betrübte und welche meine Freunde, die sie schon von Stralsund wußten, mir mit der größten Schonung mittheilten. Es war meine Mutter[2] und ich rede mit meinem Vater, ein Paar Menschen, die durch Tugenden, Verstand und Menschlichkeit die meisten ihrer Zeit hinter sich ließen. Was sollen wir uns zu unserm Troste sagen? und womit soll ich meinen braven Vater trösten? ich habe es mir wiederhohlt und kann es mir tausendmal wiederhohlen, doch muß jede Trauer ihre Zeit haben, daß eine mildere Erinnerung allmälig den Schmerz versüße. Ich sehe alles nur natürlich und nothwendig, aber darum ist unser Verlust nicht weniger groß. Meine Mutter hat ihr schönes Leben in Kraft und lebendiger Thätigkeit durchlebt, sie ist durch ihr Gemüth, durch ihren Mann, auch wohl durch ihre Schicksale eines der ruhigsten und glücklichsten Weiber gewesen; sie hat ein Alter erreicht, dessen Länge sie bei einem schwachen kränklichen Körper kaum hoffen durfte, und wir alle sahen ja, wie sie nur durch ein festes Gemüth bei dieser Schwäche, gewissermaßen immer jugendlich erhalten ward, aber wer konnte sich verbergen, daß ein leichter Ruck dieses schöne Leben umstoßen könnte?

[1] So nannte Arndt seine jüngste Schwester Charlotte Dorothea. – [2] Arndts Mutter starb kurz vorher.

Ich denke, sie ist sanft verloschen, wie ein Licht das nicht mehr brennen kann, und dieser Gedanke mit allen süßen Erinnerungen der früheren und letzten Zeit soll so lange vor meiner Seele schweben, bis ich ruhiger bin. Der Guten Gedächtniß ist süß und wird immer süßer mit der Zeit und was zuerst betrübt, erfreut zuletzt. Es ist doch schön, wenn die reinste Liebe über den Staub der Entschlafenen weint. Und nun, mein Vater, wir reichen uns die Hände aus der Ferne, als die wir uns immer nahe sind, und richten uns einander auf, an schöneren Hoffnungen und einem muthigen Leben... Was soll ich dem besten Manne mehr sagen und versprechen? Die Guten sind nie allein. O ich wäre nun gern auf Flügeln bei Ihnen und ich fühlte es, daß ich es seyn sollte, aber ich komme ja bald wieder und wir wollen uns dann ruhiger trösten. Wie schwer es mir auch werden mag, ich bin nun einmal gebunden, aber denken Sie daß ich täglich bei Ihnen bin und Ihnen dann recht viele Liebe und Freude mitbringen will...

Mögte ich bald und öfter hören, daß Sie ruhig und gefaßt sind und daß Sie alle sich so wohl befinden, als Sie es jetzt noch können. Grüßen Sie meine liebe Tante, Onkel und alle meine Geschwister auch unsern Liebling, er soll Ihnen viele Freude machen.

Ihr

E. M. Arndt



Der Vater Ernst Moritz Arndts

NOVALIS
(FRIEDRICH VON HARDENBERG)

geb. 1772, gest. 1801, Dichter. Der überzarte Jüngling, verwandt und verbrüdert mit dem Tode, »Geisterseher« und abgründidiger Denker von dichterischen Gnaden, kann als die in einem gebrechlichen Kristall verkörperte Romantik erscheinen. Nachdem seine Braut mit 15 Jahren gestorben war, findet man ihn vor ihrem grauen Kleid, das er aufs Bett gelegt hat, ihre Haube darüber, »um sich den Anblick ihrer lebenden Gestalt zurückzurufen und festzuhalten«. Seine Aufzeichnungen datiert er nach dem Todestag der Geliebten. Auch in ihr hat die Zeit ihr Mädchenideal geschaffen. Tieck schildert sie: »Alle diejenigen, welche diese wunderbare Geliebte unseres Freundes gekannt haben, kommen darin überein, daß es kein Beschreibung ausdrücken könne, in welcher Grazie und himmlischen Anmut sich dieses überirdische Wesen bewegt und welche Schönheit sie umglänzt, welche Rührung und Majestät sie umkleidet habe. Novalis ward zum Dichter, sooft er nur von ihr sprach.« Wie bei fast allen Kurzlebigen ist sein Leben ein Wettlauf mit seinem großen Kameraden, dem Tode: »er redet dreimal mehr und dreimal schneller wie wir andere«, heißt es von ihm, und Friedrich Schlegel schreibt über ihn an seinen Bruder: »Es kann alles aus ihm werden – aber auch nichts«. Erst als diese schillernde Flamme allmählich verflackert, schildert ihn eine Zeitgenossin: »... er mischt sich selten ins Gespräch, hört nur zu, das Sprechen wird ihm sehr sauer, und oft schläft er ein, wo er dann ganz einem Toten ähnlich sieht«. Tod und Schlaf unterschieden sich kaum mehr von einander für ihn, der nach dem Tode der Braut und des Bruders seinen erhabenen Meister willensmäßig herbeizwang, um sich in Demut fällen zu lassen.

Sein Vater, Heinrich Ulrich Erasmus von Hardenberg, war ein robuster, strenger, ja rauher und derber Mann, der seine Familie grundsätzlich von gesellschaftlichem Verkehre abhielt. Seine Kinder überließ er der zarteren Mutter zur Erziehung, aber stand der grauenhaft Geprüften in echter Frömmigkeit bei, als sie in wenigen Jahren ihre Kinder dahinsterben sehen mußte. 1805 sagt ein Biograph über ihn, die Pflichten seines Berufes und der Menschenliebe seien ihm über alles heilig, aber seine Geschäfte erlaubten ihm nicht,

»die Erziehung seines Erstgeborenen (Novalis) selbst zu besorgen«. Um so erstaunlicher ist es, daß den Sohn mit dem Vater freundschaftliche Gefühle verbanden. Aber man darf nicht vergessen, daß in diesem lebensabgewandten unirdischen Körper die tiefsten und gefestigtesten Gedanken entstanden – hier mag er sich dem Vater verwandt gefühlt haben. Aus den Briefen spricht echtes und lebendiges Vertrauen. – Kurz nach dem Tode des Sohnes hört der Vater in Herrnhut das Lied singen: »Was wär' ich ohne Dich gewesen« und erfährt zuinnerst erschüttert, daß sein Sohn es geschrieben habe.

Leipzig: 9. Februar 1793

[Er schreibt dem Vater von einer unglücklichen Liebe zu einem jungen Mädchen]

...Mich verließ die Kraft zu widerstehn. Ich gab mich ganz hin. Überdem wars die erste Leidenschaft meines Lebens. Vielleicht ist Dir dies nicht so fremd und analoger, als ich glaube, da Du doch ein äußerst empfindliches und heftiges Temperament hast: aber Du bist schon von früh an vertrauter und inniger mit der Idee von Pflicht gewesen, und meine Phantasie ist vielleicht ungebändigter, als die Deinige war. Genug, ich geriet in einen Zustand, in dem ich noch nie war. Eine Unruhe geißelte mich überall, deren Peinlichkeit und Heftigkeit ich Dir nicht anschaulich zu machen vermag. Hin und wieder gabs doch eine kühlere Minute, wo mir das Gefühl von Pflicht, von meiner Bestimmung, die Erinnerung an Euch einfiel und meine innre Pein um die Hälfte vermehrte, weil ich zu gut sah, daß ich nicht so sein sollte, und doch Mangel an Kraft fühlte, mich herauszureißen, weil ich zu unzertrennlich mit der Empfindung der Liebe verbunden war, weil ich gern beide verknüpft hätte und doch keine Möglichkeiten vor mir sah. Vierzehn Tage hab ich fast nicht ordentlich geschlafen, und selbst diesen kurzen Schlaf machten mir die lebhaftesten Träume peinlich...

[Er faßt den Plan, Soldat zu werden, den er dem Vater ausführlich vorträgt]

...Mir wird die Subordination, die Ordnung, die Einförmigkeit, die Geistlosigkeit des Militärs sehr dienlich sein. Hier wird meine Phantasie das Kindische, Jugendliche verlieren, was ihr anhängt, und gezwungen sein, sich nach den festen Regeln eines Systems zu richten. Der romantische Schwung wird in dem alltäglichen, sehr unromantischen Gange meines Lebens viel von seinem schädlichen Einfluß auf meine Handlungen verlieren, und nichts wird mir übrigbleiben, als ein dauerhafter, schlichter Bonsens, der für unsre moderne Zeiten den angemessensten, natürlichsten Gesichtspunkt darbietet...

Laß mich in Dir ganz den Vater und Freund finden und verbanne jeden aufsteigenden Unwillen gegen mich sogleich aus der Brust. Lege auch für mich ein gutes Wort bei meiner Mutter und bei meinem Onkel ein, und verzeihe allen meinen Torheiten und den Lizenzen meiner Jugend.

Tennstedt[?], Juni 1796

Nicht ohne heftige Beunruhigung wage ich einen lange gefürchteten Schritt. Längst schon würde ich ihn getan haben, wenn nicht mehrere ungünstige Umstände sich dagegen vereinigt hätten. Alle meine Hoffnung beruht auf Deiner Freundschaft und Theilname. Es ist nichts Unrechtes, was mir auf dem Herzen liegt; aber etwas worüber Eltern und Kinder so oft nicht übereinstimmen. Sehr viele Stimmen in meinem Herzen sagen mir zwar Trost und Beruhigung zu; aber je mehr auf dem Spiele steht, desto ängstlicher sieht man den Zeitpunkt der Entscheidung entgegen. Ich weiß, daß Du ganz herablassender Freund Deiner Kinder sein willst, – aber Du bist Vater, und oft widerspricht selbst die väterliche Liebe der Neigung des Sohnes. Sobald ich mich zusammennehme, so verschwindet freilich diese Besorgnis meistenteils, denn nur dann würde mir Deine Liebe entgegenstehn, wenn ich weder Verstand

noch Herz zu Rate ziehen wollte und den Abgrund meines eignen Unglücks graben. Dies ist aber hier wohl nicht der Fall.

Ich habe mir ein Mädchen gewählt. Sie hat wenig Vermögen, und ob sie gleich von Adel ist, so ist sie doch nicht stiftsfähig. Es ist ein Fräulein von Kühn. Ihre Eltern, von denen nur die Mutter die Rechte ist, wohnen in Grünningen, einem Gute bei Weißensee. Abgerechnet auch meine Verhältnisse, so würde ihre Jugend schon einen nahen Heiratsplan unratsam machen. Von ihrem persönlichen Wert ziemt mir nicht, ein entscheidendes Urteil zu fällen; und ich muß mich für jetzt begnügen, teils die allgemeine Stimme ihrer nähern Bekannten, teils die vorzüglichere Stimme unparteiischer Männer für sie anzuführen, im ganzen aber auf eigne Prüfung zu provozieren. Ich habe sie bei einer Expedition in ihrem väterlichen Hause kennengelernt. Sehr langer, sehr aufmerksamer Umgang mit dieser Familie befestigten meine Wahl. Lange blieb mir die gegenseitige Wahl zweifelhaft, ohnerachtet ich das Zutraun und die Freundschaft der ganzen Familie genoß; doch glaube ich jetzt derselben versichert zu sein, besonders wenn Deine Einwilligung Sophiens Besorgnißen ein Ende macht. So fest sie an ihren Eltern hängt, so fest wünscht sie mich an den Meinigen hängen zu sehn, und wird ohne Überzeugung Deines Beifalls sich sicher nicht ausdrücklich für mich dezidieren.

Längst schon würde ich Dein Zutraun und Deine Einwilligung gesucht haben; aber seit Anfang November ist Sophie gefährlich krank gewesen. Ein paarmal war fast alle Hoffnung verschwunden und jetzt noch siecht sie und erholt sich nur langsam. Du kannst Sie mir jetzt zum zweiten Male schenken und damit eine Ruhe wiedergeben, die sich seit langer Zeit aus meiner Seele verlor. Ich flehe nur um Deine Einwilligung und Autorisation meiner Wahl. Die Ausführung des Plans steht noch zu weit ab, als daß ich ein Wort darüber verlieren sollte. Möglichkeiten sehe ich – ich überlasse sie der gütigsten Hand auszubilden und tue nur meinerseits das, was ich dazu durch Fleiß, Treue und Wirtschaftlichkeit tun kann. Auf diesem Wege hoffe ich meinen Lieblingswunsch am ersten erfüllt zu sehn.

Mündlich mehr. Ich erwarte nur Liebe von Dir. Es hängt von Dir ab, diese Periode zur glücklichsten meines Lebens zu machen.

Dann hab ich Dir, außer Leben und Erziehung auch noch das zu danken, was dem Leben so einen einzigen Reiz in seiner Art gibt – Ich leugne es nicht – meine Liebe und Dankbarkeit gegen Dich werden noch zunehmen. Es ist wahr, mein Wirkungskreis wird durch diese Partie äußerlich eingeschränkt – aber ich rechne für die Zukunft ein wenig auf meinen Kopf und meinen Ehrgeiz – – und für die erste Zeit auf Sophieens Verstand und gute Wirtschaft. Sie ist nicht groß erzogen. Sie wird mit wenigem zufrieden sein – ich bedarf nur, was Sie bedarf. Ich weiß gewiß, unser gemeinschaftliches Leben gewinnt an Zutraulichkeit unendlich, denn ich bin Deiner Freundschaft auf ewig versichert. Wie werden sich meine älteren Geschwister freuen, die so teilnehmend an der Ruhe meines Lebens hängen. Gott segne diese wichtige, so ängstlich durchharrte Stunde. Was du meinst wird gut sein, aber freuen kann mich nur Deine freundliche, einwilligende Vaterstimme.

Fritz

FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING

geb. 1775, gest 1854, Philosoph. 1786 erklärt der Lehrer in Nürtingen, daß er den Knaben nichts mehr lehren könne und der Vater, Pfarrer in Leonberg, läßt den Elfjährigen am Unterricht der achtzehnjährigen Seminaristen teilnehmen, dem Schelling ohne Mühe folgen kann. 1798 wird er durch Vermittlung Fichtes und Goethes Professor in Jena, 1803 heiratet er die geistvolle Karoline Michaelis, die vorher A. W. Schlegels Gattin gewesen war.

Der Vater war eine nüchterne Natur, der stillen Forschung zugeneigt, vor allem Sprachstudien, und zwar orientalischen: er beherrschte Arabisch, Syrisch, Hebräisch und Chaldäisch. In späteren Jahren beschäftigte er sich mit den Apokryphen des alten Testamentes und gab mehrere Schriften heraus. Er war von mittlerer Größe, aber hielt sich stark gebückt, da seine Gestalt vom Sitzen etwas schief geworden war. Zwischen Vater und Sohn herrschte innige, geistig und herzlich fundierte Freundschaft.

Leipzig, den 30. März 98

Ihr Brief, theuerster Vater, hat mir die größte Freude gemacht. So kann nur der beste Vater für seinen Sohn besorgt sein. Ich erkenne darin die Wünsche, die Sie in Ansehung meiner hegen; wie glücklich, wenn es von mir allein abhinge, sie zu erfüllen! Allein, damit weder Sie noch ich mit leeren Hoffnungen uns täuschen, müssen wir einander gestehen, daß jene Wünsche sobald nicht erfüllt werden. Was Ihnen Spittler über den Geist des Tübinger Senats gesagt hat, ist so wahr, daß sich nichts dagegen aufbringen läßt. Glauben Sie, daß diesen Menschen daran liege, irgend einen thätigen Kopf, der durch sein Beispiel sie beschämen mußte, neben sich aufkommen zu lassen? – Ich habe so eben den TübingerLectionscatalog gelesen; ist es nicht das Non plus ultra der Dummheit, daß sie ihre Armuth noch öffentlich aufdecken? und welche andere als eigennützige Absichten kann man haben,

wenn man wünscht, in Tübingen angestellt zu werden, wo in Vergleichung mit der jetzt überall herrschenden ungewöhnlichen Thätigkeit aller Köpfe die größte Schläfrigkeit herrscht... [es folgt die Besprechung der Möglichkeiten zur Erlangung einer Stelle]... Ich überlasse das alles Ihrer väterlichen Vorsorge und Klugheit, und bitte Sie nur, da Sie als Vater das Recht dazu haben, anstatt meiner, aber nicht in meinem Namen zu agieren. [Ein Plan statt „Repetent", Professor extraordinarius zu werden, wird erwogen] ...Wünschte ich nicht sehnlich, mit Ihnen zu leben, und hätte ich nicht schwache Hoffnung, in Tübingen einen besseren Geist verbreiten und so dem Vaterland nutzen zu können, so würde ich nicht einmal diesen Plan haben. [Er spricht über die Aussichten in Jena und Göttingen.]

... Daß Sie den Dir. St. zum Confident in dieser Sache gemacht haben, dünkt mir sehr gewagt. Es ist unglaublich, welchen blinden Haß dieser eingeschränkte Kopf allen Neueren geschworen hat. Wenn er auch gegen Sie nichts geäußert hat, ist er mir doch im Stillen ganz entgegen, um so mehr, da er, Gott weiß warum, mich für einen Menschen hielt, an welchem die Orthodoxie noch Hoffnung hätte, und sich jetzt betrogen glaubt und mich für einen Heuchler hält... Doch genug hievon. Ich überlasse alles Weitere Ihrer Klugheit und Vorsorge.

Ich bitte Sie inständigst, Ihr Manuskript[1] doch ja nicht an Heerbrandt zu geben. Außerdem, daß er es schlecht drucken würde, wird die Schrift auch durch ihn nicht hinlänglich bekannt. Sie können sich ganz gewiß darauf verlassen, daß sie hier hübsch und correct gedruckt wird. ...Wenn ich bedenke, daß das Manuscript beinahe ein Jahr schon aus Ihren Händen ist, so müßte ich mich meines gethanen Versprechens bei Ihnen schämen, wenn ich nicht alles angewandt hätte und jetzt gewiß wäre, daß es gleich nach der Ostermesse unter die Presse kommt.

Leben Sie wohl und glücklich, beste Eltern. Meine innigsten Wünsche sind für Sie und Ihr Wohlsein. Ich grüße meine Geschwister und bin

Ihr Fritz

[1] Ein theologisches Werk des Vaters.

Jena, den 6. December 1802

Ich danke Ihnen, theuerster Vater, sehr für Ihren Brief, der mir so beruhigende Nachrichten über Ihr allseitiges Wohlbefinden gibt... Es ist mir neu zu hören, daß Sie noch zu predigen haben. Diese für Ihre Jahre doch sehr bedeutende Bürde glaubte ich Ihnen durch Ihr gegenwärtiges Amt abgenommen.[1] Ihr Brustkrampf ist gewiß ohne alle Bedeutung, wenn Sie nur unsern Bitten nachgeben...

Es wird sehr unterhaltend sein, wenn Sie künftigen Sommer Ihre drei Söhne bei sich haben. Hoffen will ich, daß Sie nicht indeß säcularisiert werden, da dieses Loos jetzt die ganze hohe Geistlichkeit trifft. Wenn Sie indeß, wie die anderen Prälaten, auch 6 – 10000 fl. Entschädigung erhalten, so werden Sie sich schon darüber trösten.

... Es wäre eine wahre Sünde, von Ihnen gegenwärtig eine Verehrung annehmen zu wollen, da ich mich so vortrefflich stehe. Meine Einnahme im Ganzen beläuft sich... auf eine Summe, die Sie vielleicht für unmöglich hielten, wenn ich es Ihnen nicht versicherte. – In zweien Collegien zusammen habe ich über 200 Zuhörer, so daß es für das eine Colleg im Auditorium an Raum gebricht und eine Anzahl Hörlustiger noch hat zurückstehen müssen.

Einem Ungarischen Magnaten, der deßhalb hergekommen, gebe ich ein Privatissimum über Philosophie, das mir allein 50 Carol. einträgt und den Beutel mit Geld, und den Keller mit Tokayer füllt. Mit einem Wort, ich bin für jetzt in meiner Art ein wohlhabender Mann. Es sind jetzt viele Fremde hier mich zu hören, Graduierte, Militair und andere Standespersonen, auch Engländer...

Ich grüße Sie sämmtlich bestens und wünsche, daß Sie in dem vollkommensten Wohlsein verharren mögen.

Ihr Fr.

[1] Der Vater war Prälat in Murrhardt geworden.

PAUL JOHANN
ANSELM VON FEUERBACH

geb. 1775, gest. 1833, der berühmte Kriminalist. Um der mächtigen, aber unruhigen Persönlichkeit dieses großen Mannes nahezukommen, muß man einige Stellen aus seinem Tagebuch zitieren, die unserer neuen Seelenkunde in mehr als einem Sinne Recht geben. Aus der unmenschlichen Unterdrückung durch den Vater (Anselm Feuerbach, Advokat) (von einem Biographen als das Zerrbild von Goethes Vater bezeichnet), dem er sich durch eine romantische Flucht entziehen muß, durch diese an Friedrich den Großen gemahnende Erziehung entwickelt sich in dem von Natur leicht irritierbaren und labilen Charakter ein gefährliches Minderwertigkeitsgefühl, dessen er nur durch seine starke Energie Herr wird. Alle seine »schlimmen« Eigenschaften, krankhafter Ehrgeiz, Jähzorn, Eigensinn sind Überwindung dieser Unterdrückung in der Jugend. Er sagt darüber selbst (mit achtzehn Jahren!): »... Von Natur habe ich einen großen Hang zu allen Arten des Lasters. Ich besitze nichts von dem, was man ein gutes Herz nennt... aber mein Wille und meine Vernunft zügelt die Leidenschaften... Ehrgeiz und Ruhmbegierde machen einen hervorstechenden Zug in meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dünkt mir das größte Erdenglück... Ich bin nicht stolz, wie man glaubt. Niemand kann eine geringere Meinung von sich und seinem Werthe haben, als ich von mir. Aber ich habe ein rauhes und starres Wesen, ich gerate leicht in Hitze und Zorn... Bald bin ich übermäßig freudig, so daß ich ausgelassen bin und ein täppisches Kind zu sein scheine, bald übermäßig traurig.« Diese Tagebuchstelle schließt mit dem isolierten Satz: »Ich bin eigensinnig im höchsten Grade.« Wenn er sich auch später mit dem strengen Vater versöhnt, so ist es doch erschütternd zu hören, daß der große Strafrechtslehrer, dem diese Wissenschaft so Vieles verdankt, noch 1820 als reifer Mann seinem Sohne Anselm schreibt: »Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider und noch jetzt (!) bin ich von ihr als Wissenschaft nicht angezogen. Auf Geschichte und besonders Philosophie war ausschließend meine Liebe gerichtet«. Der Vater war es, der ihn zum Jus gezwungen hatte und ihm blieb er – gegen seine tiefste Neigung – bis ans Ende treu. War vielleicht das der Fluch, der auf seinem Hause ruhte und es in Düsternis und Melancholie hüllte bis ins dritte Glied!?

Jena, den 1. Juni 1796.

Mein lieber Vater!

Nehmen Sie dieses kleine Opfer meiner Verehrung, das ich Ihnen hier vor den Augen der Welt dargebracht habe,[1] und das wenn auch nicht durch die äußere Größe seines Werthes, doch gewiß durch die Absicht, die ihm zum Grunde liegt, eine kleine Regung des Beifalls bei einem Vater finden wird. Dem Vater für die Wohlthaten zu danken, die ich als Kind von ihm empfangen habe; ihm zu sagen, daß ich immer noch sein Kind, er noch immer mein Vater sei und – warum sollte ich es nicht gestehen? – einen endlichen Sieg über sein Vaterherz mir zu erringen; – das waren die Triebfedern, die mich bestimmten, Ihnen dies kleine Monument meines Herzens aufzurichten. – Und könnt' ich, dürft' ich denn wohl an der Erfüllung dieser seligen Hoffnung zweifeln? Könnt' ich glauben, daß Sie gar nichts mehr gegen den fühlen könnten, dem Sie das Leben gegeben haben? Nein! nie werde ich davon mich überreden lassen. Sie können, um die Liebe Ihres Sohnes zu prüfen, die Aeußerungen Ihrer Liebe unterdrücken; aber nie können Sie ganz vergessen, daß Sie ein Vater sind. O mein Vater! überzeugen Sie mich doch bald durch die That, daß ich mich in dieser Hoffnung nicht getäuscht, in diesem Glauben nicht betrogen habe... Meine Gesundheit ist durch verzehrenden Gram, durch die Anstrengung ununterbrochener Arbeit und durch den Mangel an Mitteln ganz zerrüttet; mein Muth im Leiden ist erschöpft und ich habe nur noch Thränen, um mein Elend zu beweinen. Gewiß – ich traue es Ihrem Menschenherzen zu – Sie würden gerührt mir die Hand zu Versöhnung bieten, wenn Sie mich sehen, mich in manchen Stunden beobachten könten; Sie würden den Menschen bemitleiden, wenn Sie auch den Sohn nicht lieben könnten... Ich studiere Jura, wie Ihnen beiliegendes Zeugniß des Prof. Hufeland beweisen wird. – Ich würde es nicht wagen, von Ihnen eine Unterstützung an Geld zu fordern, wenn ich nur auf eine andere Weise subsistiren könnte. – Aber wie

[1] Ein juristisches Werk, das dem Vater gewidmet war.

soll ich leben können, da mir mein juristisches Studium alle Muße nimmt, mit der ich mir sonst vielleicht etwas verdienen könnte... Ich bitte daher inständigst, mein Vater, mir eine Unterstützung nicht zu versagen, damit ich mein Studium fortsetzen, und als würdiger Nachfolger eines würdigen Vaters nach Frankfurt zurückkehren könne. Ich werde mit Wenigem vergnügt sein, wenn ich nur einigermaßen – gesetzt auch es müsse kümmerlich geschehen – mein Leben hinschleppen kann. –

Ich habe gelernt mit Wasser und Brod vorlieb zu nehmen; ich will es noch ein Jahr wenn es sein muß, auf diese Weise versuchen und ich bitte Sie nur um so viel, um mir nicht durch Betrug mein Brod erkaufen, oder schimpflich erbetteln zu müssen.

Ich kann nichts mehr hinzusetzen. Ich fühle Thränen in meinem Auge. Leben Sie wohl!

Ihr

Sohn

BARTHOLD GEORG NIEBUHR

geb. 1776, gest. 1831, Geschichtsschreiber und Staatsmann, war der Sohn eines der berühmtesten Forschungsreisenden seiner Epoche. Carsten Niebuhrs, des Vaters, Leistung ist, wenn man seine Mittel und ihre Primitivität bedenkt, bewundernswert. Er wird 1760 als dänischer Ingenieurleutnant in Kopenhagen einer Arabienexpedition, die König Friedrich V. ausrüstete, als Geograph beigegeben, da man offenbar zu dem Deutschen besonderes Vertrauen hatte. Man verließ 1761 Kopenhagen und fuhr über Konstantinopel durch Ägypten bis Yemen. Wenn man die Transportverhältnisse der Zeit in Betracht zieht und die Unerforschtheit des Landes, wird man verstehen, daß eine solche Reise beinahe Selbstmord bedeutete. Alle Reisegenossen kamen denn auch um bis auf Niebuhr, der die Tollkühnheit hatte, die Expedition allein fortzusetzen und alle Arbeiten der anderen auf sich zu nehmen. Er kehrt sechs Jahre später zurück (1767). Nach fünf Jahren erscheint der erste Teil seiner berühmten »Beschreibung von Arabien«, die auch heute noch einen gewissen wissenschaftlichen Wert besitzt. Er wird später Justizrat und Landschreiber, 1808 Etatsrat und Ritter vom Danebrog. Dennoch sagt sein Sohn über ihn, er sei »sein ganzes Lebelang ein ächter Bauer« geblieben. Barthold Georg hat eigentlich alle Begabung vom Vater geerbt, von der Mutter nur »die ganze Heftigkeit und Reizbarkeit« seines Naturells. Der Vater unterrichtet ihn in allen Fächern, auch in Arabisch, macht ihn zum Vertrauten seiner orientalischen Studien. Mit dem Vater teilt er das Interesse an Geographie und Statistik, politischen Tagesereignissen, dem Konservativismus, die Vorliebe für England und Abneigung gegen Frankreich.

Berlin d. 10ten April 1810

Es ist allerdings sehr unrecht, theuerster Vater, daß ich Ihnen jetzt so selten schreibe; ich kann mich nicht durch die Versicherung völliger Unmöglichkeit rechtfertigen, denn ganz ausgemacht und schlechthin existirt diese selten – wenn auch freilich gewöhnlich an



Der Vater Barthold Georg Niebuhrs

den Posttagen. Eine lange Zeit her ist mir allerdings das Schreiben im Allgemeinen äußerst schwer geworden, und vom Arzt beinahe untersagt gewesen, so daß ich hierdurch wirklich mehr als sonst entschuldigt bin. Ich fühle aber auch wenn mich eben nichts verhindert wie eben heute, und ich fühle es schmerzlich daß diese verwirrten Jahre eine Betäubung in mir hervorgebracht haben welche dem Briefschreiben durchaus entgegen wirkt. Ich kann mich nicht so sammeln um Ihnen mit einer schnellen Übersicht zu erzählen was Sie zu interessiren und Ihnen einen deutlichen Begriff von unserer Lage und meinen Verhältnissen zu geben vermag. Erfahrung berührt hier was ich seit der ersten Jugend ahndete, daß innere Ruhe und Lebendigkeit weiter reichen als alle erworbenen Welterfahrungen [nachdem] man um sie zu gewinnen von jenen aufgeopfert hat.

Mein Lage ist höchst delicat und peinlich – worüber ich Ihnen vielleicht weiterhin etwas mehr erzäh[len werde;] denn zu den merkwürdigeren Epochen meines Lebens gehört die gegenwärtige Zeit allerdings, aber auch zu den allerunangenehmsten. Ich stehe isoliert unter Partheyen welche die Trümmer des Staats zerreißen, ohne sie zu fürchten, wenn auch gleich einige meiner geschwornen Feinde, andere nicht viel besser, und, mit Ausnahme sehr weniger mir ergebnen, die übrigen wenigstens sehr unzuverlässige Freunde sind. Ich könnte mich längst an der Spitze einer Parthey befinden wenn ich nicht wüßte daß in einem Staat wie der unsrige jezt auch das Gute nur durch Intriguen oder durch Coalitionen mit dem Bösen eingeleitet werden kann, wenn nicht ganz ausserordentliche u. mir noch immer äußerst unwahrscheinliche Vorfälle die Gelegenheit bieten es durch offenes Handeln zu bewirken. Die allgemeine Verblendung und Verwirrung nicht über sich Macht gewinnen zu lassen, grade und consequent zu bleiben, das ist [alles] was man sich im allgemeinen als Regel vorschreiben kann wenn alles wild durch einander geht [was nie är]ger gewesen ist als jezt. Ich werde mir nichts vorzuwerfen haben, sey auch die endliche E[ntscheidung minde]r günstig oder ungünstig für mich, ich lasse mich in nichts verwickeln, und würde meine Ent[lassung mit se]hr heiterem Herzen annehmen. Es wird Ihnen, liebster Vater, gewiß angenehm seyn zu erf[ahren daß ich] zum Mitglied der Gesell-

schaft [der] Wissenschaften erwählt bin; mir ist dies nicht allein aus [einer immerhin] verzeihlichen Eitelkeit lieb, [son]dern auch weil die Zusammenkünfte dieser gelehrten Gesellschaft... mir zur Belebung sonst ersterbender Kenntnisse und Beschäftigungen dienen werden. Ich vermisse allerdings Gespräche dieser Art bey denen man an Kenntnissen fortschreitet, oft recht schmerzlich. Es ist eine Zeit in der auch dem rastlosesten Gelehrten der Muth sinkt fortzuarbeiten, vielmehr einem andern; – und ich bin selbst gar zu sehr aus allen Studien herausgekommen. Ich hoffe aber nicht immer in den Geschäften zu bleiben, sondern sehe eben diese Wahl als einen günstigeren Wink des Schicksals an noch einmal meinen Jugendbeschäftigungen wiedergegeben werden [zu] können...

Leben Sie wohl, bester Vater, und seyn Sie gewiß daß wir Sie nicht so lange werden warten lassen, wie diesesmal, wenn ich nicht wieder so lange kränkle, als im letzten Monat, wo ich oft das Bett hüten mußte. – Wir grüssen Sie alle von ganzem Herzen.

Ihr treuer Sohn

N[iebuhr]

Berlin, den 4t. May 1810

Ihr lezter Brief, bester Vater, läßt uns befürchten daß die Äusserungen des meinigen den Sie beantworteten über die für unsre Ruhe so verderblichen Intriguen und Unfriedlichkeiten Sie beunruhigt haben werden. Wir erkennen darin, wie in Ihren Ermahnungen, Ihre theilzunehmende Liebe, dieser sind wir aber auch die Bitte schuldig daß Sie sich über diese verdrießlichen Verhältnisse nicht ängstigen, und überzeugt seyn wollen daß ich mich hinreichend in Acht nehme um nicht Gefahr zu laufen in wesentliche Nachtheile zu gerathen. Jene Verwicklungen sind noch immer nicht aufgelößt, und eine Veränderung der Administration ist noch immer sehr möglich[!] obgleich sie mir nach meiner Kenntniß von den entscheidenden und den gegen einander thätigen Personen lang nicht mehr so wahrscheinlich ist als damals da ich Ihnen schrieb

und bald nachher... Ich hoffe aber bey dieser Gelegenheit, unterstützt durch den glücklichen Umstand in die Academie gewählt zu seyn mich ohne großes Aufsehen aus den Geschäften zurückziehen zu können, welche mir immer mehr leid werden. Es ist nicht allein daß es in der obersten Leitung übel bestellt ist, und keine Veränderung Hoffnungen zu etwas besserem gewährt: von einem so übel gesinnten und nichtswürdigem Publicum wie das unsrige haben sie keinen Begriff, so wenig wie ich ihn gehabt habe. An dem scheitert alles, Vernunft, eignes Interesse, und sonnenklare Evidenz. Der allgemeine Ton ist, die Regierung, welche leider Blössen genug giebt, zu verläumden, die zweckmässigsten Maasregeln durchzuhecheln, Lügen zu ersinnen und zu verbreiten. Ein solcher moralischer Zustand in einem Staat ist gewissen körperlichen Dispositionen bey gefährlichen Krankheiten ähnlich und überzeugt den Staatsmann wie hier den Arzt von der Unmöglichkeit der Hülfe; denn ohne einen guten Sinn und wenigstens einen gewissen Grad von public spirit läßt sich einem Volk eben so wenig helfen als einem Kranken ohne einen Fond von Lebenskraft.

Ich halte es für sehr möglich daß ich mich als Akademiker werde zurückziehen können, welches denn auch in Hinsicht der äussern Versorgung nicht mehr und nicht weniger unsicher ist als meine gegenwärtige Lage, oder jede in der man sich gegenwärtig befinden kann. Vielleicht wäre es auch jezt noch nicht absolut zu spät zu den Wissenschaften zurückzukehren.

Meine Gesundheit ist jezt ein vieles besser als lezthin. Ich habe mehr Musse gehabt, und mich auch durch das warme Frühlingswetter erhohlt... Daß Ihre Gesundheit so sehr gut zu seyn scheint, bester Vater, ist uns eine herzliche Freude: und das einzige erfreuliche welches wir aus der Heimath erfahren. Gott gebe daß Ihnen die englische Expedition wenn sie wirklich wahr ist nicht neues Unglück bringe: auch nur der Anschein eines Angriffs würde schon das Verderben vermehren indem dadurch Anstrengungen scheinbar nothwendig gemacht werden...

[Es folgen Berichte über zwei Afrikareisen, die Lord Valentias und die geplante H. Roentgens.]

Leben Sie wohl, bester Vater, ich grüsse meine liebste Schwester, Tante Frize, Carthausers u. die Kinder herzlichst.

KÖNIGIN LUISE VON PREUSSEN

geb. 1776, gest. 1810, hatte Güte, Aufgeklärtheit und Weitherzigkeit von ihrem Vater, dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz (1741 bis 1816) geerbt. Er stand zu der Tochter zeitlebens in einer zu dieser Zeit unter Souveränen höchst seltenen menschlichen Beziehung, wie ja Menschlichkeit und Gefühl alle anderen Eigenschaften bei ihm und seiner Tochter Luise überwogen. Sie verlor bald die Mutter und auch die Stiefmutter (der Großherzog hatte die Schwester seiner Frau geheiratet) und wuchs bei der vitalen originellen »Landgräfin Georg,« der Großmutter auf. Luise zeigte früh bei aller kindlichen Heiterkeit einen Zug zur Selbstkritik und Selbstbeobachtung und, mag ihr Charakterbild im Urteil unserer Zeit auch schwanken, es muß gesagt werden, daß sie trotz aller Zerschmelzung und Verwischung ihrer Gestalt durch begeisterte Zeitgenossen und servile Verhimmler im ganzen eine, wenn auch nicht geniale, so doch rührende und große Frau war. – 1792 flieht sie vor dem französischen Revolutionsheer, heiratet ein Jahr später den schwachen preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, bringt 1794 ein totes Kind zur Welt. Allmählich wurde sie nach anfänglichen Widerständen ganz: liebende Gattin, ohne jemals ihre Individualität aufzugeben. Sie brachte in den siebzehn Jahren ihrer Ehe neun Kinder zur Welt, von denen zwei früh starben. 1806 flieht sie nach Königsberg, versucht 1807 Napoleon in der berühmten Unterredung in Tilsit umzustimmen, ist 1808 in Petersburg, 1809 in Berlin und stirbt ein Jahr später, ohne die Auswirkung ihres Beispieles, ihres Ideals, ihrer Hoffnung erleben zu dürfen: die Befreiung Deutschlands. Die vorliegenden Briefe sind ein Extrakt aller ihrer Eigenschaften: Vaterlandsliebe, Kinderliebe, Gattenliebe bis zur Aufopferung, aber auch Freiheit des Blickes in der Beurteilung ihres Todfeindes: Napoleon, Klugheit und Witz.

[Königsberg, April 1808]

Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr... Wir sind eingeschlafen



Herzog Carl von Mecklenburg
Der Vater der Königin Luise

auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das siehet niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: daß muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Überlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er getan und ausgerichtet hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben. [?]

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzendem Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, daß heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Damit befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und was geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnen des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich

nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; alles wie er will. Aber ich finde Trost, Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Übergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tag reifer und besser werden. Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich es als eine Frau formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich finde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und frommen Beispiel verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht hat. Der König der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen – wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." – Bis zu Tränen rührte mich diese Güte... Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glücks, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater... Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen...

[Sie rühmt im einzelnen, die Vorzüge ihrer Kinder.]

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vor-

geführt. Sie werden sagen: das ist einmal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machten, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit so wie sie verständiger werden...

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigem Großvater die Hände küssen; und ich bin und ich bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter

Luise

Berlin, den 14. März 1810

Bester Vater!

Wie unbeschreiblich gnädig ist Ihr Brief, teuerster Vater! Er atmet durchaus Liebe und Zärtlichkeit. Könnt' ich nur so sprechen und schreiben, wie ich fühle; aber nicht ausdrücken läßt sich, was ich empfinde. Meinen innigsten Dank lege ich zu Ihren Füßen für den neuen Beweis Ihrer Huld und Ihrer Gnade; mit gerührtem Herzen küsse ich Ihre Hände in Gedanken und darf aufs neue um das Fortdauern derselben bitten. Auch für die Freude die Ihr herrliches Geschenk mir gemacht, lege ich meinen untertänigsten Dank zu Füßen. So einen himmlischen Schreibtisch hab ich noch nicht gesehen, er macht mir grade eine kindische Freude, und ich arrangiere den ganzen Tag, beseh' ihn von allen Seiten, sitze dafür und freue mich alle Augenblicke mehr über seine Schönheit und Bequemlichkeit.

Nun muß ich leider von etwas reden, was weniger erfreulich ist und weniger befriedigend. Nämlich, ich hatte das Projekt, nach Strelitz am 16. zu kommen, allein die Umstände, die eingetreten sind, machen es mir zur Pflicht, nicht von meinem Posten, den

Gott mir angewiesen hat, zu weichen und fest darauf zu stehen. Napoleon ist ganz toll mit seinen Forderungen und hat uns alle in den tiefsten Kummer gestürzt. Ich kann und darf in dieser Krisis den König nicht verlassen; er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er sich verlassen kann.

Nur in der strengsten Erfüllung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig sein und in dem schönen Namen, Ihre Tochter zu sein, mich würdig fühlen.

Ich trage meinen Geschwistern auf, alles zu sagen, wie es ist und wie es steht.

Es steht schlecht, das ist wahr; Opfer und Aufopferung ist mein Leben. – –

FÜRST
HERMANN VON PÜCKLER-MUSKAU

geb. 1785, gest. 1871, Kavalier, Schriftsteller und Gartenkünstler. Die Beziehung des weltgewandten und hemmungslosen, romantischen und »eleganten« Reiteroffiziers zu seinem Vater, dem »kursächsischen geheimen Rat« Ludwig Karl Johannes Erdmann Graf Pückler, der das Leben eines Provinzedelmannes führte, ist durch diese äußeren Merkmale allein gegeben. Licht auf diese Beziehung werfen die freimütigen Bemerkungen des jungen Herrn in den hier wiedergegebenen beiden Briefen.

Leipzig [1801?][1])

Wenn es wahr ist, was mas so allgemein behauptet, daß die frühere Erziehung des Menschen den Ausschlag für all sein künftiges Thun und Lassen giebt, so ist es wohl natürlich, daß sie das richtigste Augenmerk sowohl des Erziehers als auch vorzüglich des zu Erziehenden sein muß... Versteht sich, daß hier nicht von der Erziehung eines Kindes die Rede ist, das noch gar keinen Begriff von dem haben kann, was ihm zuträglich oder schädlich sei, sondern von der Leitung des Jünglings, an dem noch immer gebessert werden kann, was am Kinde verdorben wurde.

Du wirst es mir also verzeihen, lieber Vater, daß ich auch einmal in Hinsicht auf eine Sache, die mich doch immer am nächsten angeht, eine Bitte an Dich thue, die nicht mein Vergnügen, sondern bloß mein Bestes zur Absicht hat. Vorher aber erlaube mir einen kleinen Rückblick auf meine bisherige Erziehung zu werfen, wo mir, und vielleicht mit Recht, nie erlaubt wurde, einen Vorschlag zu thun.

In den frühesten Jahren meiner Kindheit, und kaum mir aus dunkler Erinnerung vorschwebend finde ich mich in den Händen theils roher, theils dummer Bedienten, die mich ziemlich nach Gefallen behandelten, und unter der Oberaufsicht einer Mutter, die

[1] Als Pückler diesen für die Zeit geradezu unwahrscheinlich „modernen" Brief schrieb, war er etwa 16 Jahre alt.

ohne selbst zu wissen warum, mich bald schlug bald liebkoste, und oft mit mir spielte wie ein Kind mit seiner Puppe. Du, lieber Vater, warst zu jener Zeit zu sehr mit Sorgen, Kummer und Geschäften überhäuft, um ein aufmerksames Auge auf ein Kind zu haben, das Du bei seiner Mutter gut aufgehoben glaubtest. Danach sorgtest Du für einen Hofmeister, und warst glücklich in seiner Wahl. Gewiß, hätte ich den braven Tamm behalten können, vieles wäre jetzt anders; der gute Mann hatte aber den Fehler, zu sagen was er dachte; Damen wollen lieber geschmeichelt sein, meine Mutter konnte sich nicht mit ihm vertragen, und er – ging... ich wurde daher auf's neue einem Manne übergeben, der unter der Maske des Edelmuthigen die niederträchtigsten Gesinnungen verbarg, und zugleich in's Geheim meine bisher ihrem Gemahl wenigstens noch treu gebliebene Mutter zu verführen suchte. Der Antrag meiner Erziehung mußte ihm um so lieber sein, da er dadurch Gelegenheit bekam, seinem Zweck immer näher zu rücken. Er behandelte mich wider seine besseren Einsichten ganz nach den sich oft widersprechenden Wünschen meiner Mutter, und führte ihre verrücktesten Gedanken an mir aus. So erreichte ich mein siebentes Jahr, begabt mit allen Fehlern, die aus einer solchen, oft widersinnigen Behandlung entstehen mußten. Meine Mutter, der ich zum Spielwerk zu groß wurde, und die meine Erziehung überhaupt zu ennuyieren anfing, drang nun darauf, daß ich aus dem väterlichen Hause weg sollte, obgleich ich noch nicht acht Jahr alt war; Du gabst endlich nach, und ich kam nach Uhyst. [von dort nach Halle und Dessau, an die „allgemeine Stadtschule" mit einem Doktor Niemeyer]... Dies, lieber Vater, war nun wohl etwas gewagt, mich mit einem Dir ganz unbekannten Menschen an einen Ort gehen zu lassen, wo zu meiner Bildung nichts weiter als eine öffentliche Stadtschule vorhanden war... Du warst aber gerade damals in einer der unangenehmsten Lagen, indem auf der einen Seite Deine ökonomischen Umstände immer noch schwankend... waren, auf der anderen Dein Herz durch die unglaublichen Verirrungen Deiner noch immer geliebten Gemahlin zerrissen...

Nach Verlauf eines Jahres, wo die Angelegenheit mit meiner Mutter endlich so ziemlich zu Ende war, ließest Du mich nach Hause kommen, das Beste und Klügste, was gethan werden konnte;

denn hier im väterlichen Hause war es, wo ich nach und nach anfing das zu verbessern, was bisher verdorben worden war... Nun noch ein Wort über meine Beziehung der Universität... Wie kam es, daß Du, bester Vater, dessen bester, aufrichtigster Wunsch von jeher mein Bestes war, der keine Kosten an meiner Erziehung gespart hatte, dessen edles Herz und richtigen Verstand ich oft bewunderte, ... daß der in einer für mich so wichtigen Sache so gleichgiltig sich bewiesen hat? Wie kam es, daß Du bei der Wahl eines Mannes, der meinen Eintritt in die Welt und alle die Betrügereien und Verführungen derselben, die mir bisher nur aus Romanen bekannt waren, leiten sollte, nicht erst vorher einen gründlich kennen zu lernen suchtest, ... sondern gleich den ersten Besten, der Dir durch dritte, vierte Hand empfohlen wurde, annahmst, ohne Dich auch nur im Geringsten bei Anderen nach ihm zu erkundigen, denn sonst würde Dir jederman hier in Leipzig haben sagen können, daß gerade dieser Kretzschmer den allgemeinen Ruf eines liederlichen und läppischen Menschen habe... Ohne unbillig zu sein, bester Vater, mußt Du selbst gestehen, daß diese Betrachtungen meine begangenen Fehler sehr verringern, und um so eher wirst Du mir verzeihen, daß ich mir die Freiheit genommen habe, sie Dir mitzutheilen. Du siehst zugleich daraus, daß ich Dir nicht schmeichle, um meine Bitte erfüllt zu sehen, sondern bloß von Dir Gerechtigkeit verlange. Jetzt sind die Umstände anders; ich habe Gelegenheit gehabt, in kurzer Zeit viel, zum Theil schmerzliche Erfahrungen zu machen, und ich kann mir jetzt bei meinem guten Willen recht gut allein forthelfen, ohne wieder in Gefahr zu kommen, meiner Gesundheit und meinem Beutel so wie bisher zu schaden, und Du kannst nun sicher einer froheren Zukunft entgegensehen.

München, den 31. Dezember 1807

Lieber Vater

Von Geschäften nichts... Morgen fängt das neue Jahr an, möge es doch in dem Plan des Höchsten liegen die Wunden zu heilen, die Dir das alte geschlagen hat; ich wünsche Dir von Her-

zen ein frohes Leben Glück und Segen. Laß Dich nicht zu sehr von Verdruß und übler Laune überwältigen, geliebter Vater, am Ende hängt doch die wahre Zufriedenheit nicht von äußern Gütern ab sie können viel zur Freude und zum Kummer beitragen, aber ich fühle es lebhaft, die Hauptsache sind sie nicht; im eigenen Busen trägt der Mensch seine wahre Zufriedenheit; seitdem mir dieses recht klar geworden ist, bin ich, wenngleich über niedrige Schicksale betrübt, doch wahrlich ruhiger und glücklicher als ich bisher es war, wo, ein karakterloser Jüngling, ich dem schwankenden Rohre glich, von jedem Hauch nach einer anderen Richtung hingeworfen wurde.

Ich habe lange keinen Brief von Dir erhalten, und bitte Dich alles was Odiosa sind, immer nur durch Wolff's[1] Feder gehen zu lassen, und selbst mir nur von Sachen zu schreiben, die Dich entweder selbst angehen, oder von denen zu schreiben Dir angenehm ist. Bewahre mir Deine Liebe und Güte, was mir das Schätzbarste auf der Welt immer sein wird, und mehr als alles, was Du mir sonst geben möchtest, wenn Du könntest.[2] Dies ist die einzige von Herzen gehende Bitte

Deines treuen Sohnes

H. Pückler

[1] Sekretär des Vaters. – [2] Der Vater hatte fast sein ganzes Vermögen verloren.

FRANZ GRILLPARZER

geb. 1791, gest. 1872, Dichter. Nichts kann seinen Vater besser charakterisieren als die ersten Zeilen von Grillparzers viel zu wenig bekannter, entschleiernder Selbstbiographie, die wir deshalb hier wiedergeben:

»... Ich bin zu Wien am 15. Jänner 1791 geboren. Mein Vater war Advokat, ein streng rechtlicher, in sich gezogener Mann. Da seine Geschäfte und seine nätürliche Verschlossenheit ihm nicht erlaubten, sich mit seinen Kindern viel abzugeben, er auch starb, ehe ich volle achtzehn Jahre alt war..., so kann ich von dem Innern seines Wesens mir und andern keine Rechenschaft geben. Sein äußeres Benehmen hatte etwas Kaltes und Schroffes, er vermied jede Gesellschaft, war aber ein leidenschaftlicher Freund der Natur. Früher einen eigenen, später einen gemieteten Garten selbst zu bearbeiten und Blumen aller Art zu ziehen, machte beinahe seine einzige Erheiterung sein. Nur auf Spaziergängen ... wurde er froh und mitteilsam. Wenn ich mich erinnere, daß es ihm ... am Ufer der Donau Vergnügen machte, den Inseln im Flusse, nach Art der Weltumsegler, selbstgewählte Namen zu geben, so muß ich glauben, daß in früherer Zeit die Regungen der Phantasie ihm nicht fremd gewesen sein müssen, ja noch später... konnte ich ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich ihm Romane, aber ausschließlich Ritter- und Geistergeschichten zutrug, die dann der ernste Mann, am schwedischen Ofen stehend und ein Glas Bier dazu trinkend, bis in die späte Nacht hinein las...

Burgschleinitz, den 25. September [1808]

Theuerster Vater!

Dankbarkeit und kindliche Liebe fordern mich auf, die Feder zu ergreifen, und Ihnen die innigsten Gefühle meiner Seele aufzuschließen, Gefühle, die gewiß mein Herz so sehr erfüllen, als sie je die Brust eines Sohnes erfüllten.

Zwar nicht nur heute, immer glüht die Liebe für Sie, theuerster

Vater in meinem Innern, und strebt sich durch Handlungen thätig zu zeigen, aber nie fühle ich sie inniger, als an dem heutigen Tage, wo eine durch ihr graues Alter, durch lange, verfloßene Jahrhunderte geheiligte Gewohnheit, jedes Kind verbindet, seinem Vater seine Gesinnungen zu entdecken.

Ich bin überzeugt, Sie kennen mein Herz, und ich glaube daher nicht nöthig zu haben mit leerem Wortschall Ihnen zu sagen, was Sie gewiß schon ohnedem wissen; auch will ich nicht Zeit und Papier mit Hinklezung von Wünschen verderben, die man nur schreibt – um sie zu schreiben, denn Wünsche sind eitel, und wenn der Vater aller Wesen eine Ursache Ihrer Beglückung sucht, so wird er sie eher in Ihren Tugenden, als in meinen Wünschen finden, aber stets will ich mich bestreben Ihnen durch mein Betragen Ihre noch übrigen Lebenstage zu versüßen. Leben Sie wohl, und schenken Sie mir noch ferner Ihre Gnade und Liebe.

Ich verbleibe mit aller Hochachtung

Ihr gehorsamster Sohn

Serafin[1] Grillparzer

[1] Grillparzer nannte sich in seiner Jugend so, da er den Namen des heiligen Franziscus seraphicus trug.

THEODOR KÖRNER

geb. 1791, gefallen 1813, Dichter. Er war als Kind sehr zart und mußte auf Betreiben des Vaters viel im Freien gehalten werden. Überhaupt kann gesagt werden, daß Körner vielleicht das erste Kind war, das nach »modernen« Prinzipien bewußt von seinem bedeutenden Vater erzogen wurde, dem das Leben seiner Kinder zum Problem wurde. So wollte er nicht, daß die Religion für den Sohn »eine finstere Zuchtmeisterin« sei, sondern eine beratende und tröstende Freundin. Ungern, aber auch dem Erziehungsplane gemäß, gibt der Vater Theodor mit elf Jahren einen Hofmeister, um den Unterricht fester zu organisieren, vermeidet aber, ihn in die öffentliche Schule zu schicken. Gymnastische Übungen aller Art – der Vater ist Rousseauschüler – lassen Theodor bald zum gewandten Tänzer, Reiter, Fechter und Schwimmer werden. Erst mit vierzehn kommt der Sohn in die Schule, der Hofmeister wird aber beibehalten. Der Vater wählt im Einvernehmen mit Theodor Bergbau als Studium, das in Freiburg begonnen wird. Eine ungemein rege und durch ihre Kameradschaftlichkeit verblüffende Korrespondenz beginnt. Als Theodor 1809 Naturwissenschaften studieren will, ist der Vater einverstanden. In dieser politisch äußerst erregten Zeit kommt es oft zu Diskussionen, bei denen der Vater, zum Unterschied von seinem heißblütigen Sohne, dafür ist, sich ins Unvermeidliche zu fügen und sich vorerst der französischen Herrschaft zu beugen. 1810 wird Theodor Student und Senior einer Verbindung in Leipzig, wobei ihn der Vater ermahnt, das ganze Studententum nicht zu überschätzen (»es gibt einen platten Saus und Braus, der nur ein Behelf der Leerheit und Stumpfheit ist«). Nach Fehden zwischen Landsmannschaften und Aristokraten erhält Körner Stadtarrest, nach einer Mensur, bei der er eine Stirnwunde empfängt, flieht er nach Berlin. Der Vater schreibt ihm in aller Liebe und kündet ihm eine neue Epoche seines Lebens an (»... und von allem Vergangenen wird alsdann unter uns nie mehr die Rede sein«). Dennoch wird Körner Chargierter der Guestphalia, eine Krankheit kuriert er daheim und in Karlsbad aus und will nach Heidelberg gehen, der Vater, der aber wieder studentisches Verkommen fürchtet, überredet ihn nach Wien zu fahren, wohin er ihm Empfehlungen an Humboldt nd Schlegel geben kann. Hier entscheidet sich Körner, dramatischer

Dichter zu werden. Der Vater schreibt ihm: »... Werde ein Dichter, aber fühle ganz die Würde Deines Berufes«. Zwei kleine Lustspiele werden mit Erfolg aufgeführt und Körner lernt die reizende Schauspielerin Antonie Adamberger kennen. Im August 1812 segnet der Vater, der mit der Familie nach Wien kommt, die Verlobung seines Sohnes. Zu Beginn des Jahres 1813 bekommt Körner eine Anstellung als Theaterdichter mit 1500 Gulden jährlich. Seine Existenz scheint gesichert. Aber er verläßt am 15. März Wien, um sich in Breslau dem Lützowschen Jägerkorps anzuschließen. Der Vater gibt freudig seine Zustimmung. Im April ist der Sohn zum letztenmal bei den Eltern daheim, im Juni bekommt Körner drei Hiebe über den Kopf, als er General Fourier fragt, ob dessen feindliches Verhalten Waffenstillstand sei. Im Juli ist er genesen, trifft am 13. August wieder bei den Lützowern ein. Am 26. August überhört er das Signal: »Sammeln« und ein Schuß trifft ihn in den Unterleib. Er ruft: »Da hab ich eins; es schadet aber nichts«, und bricht im nächsten Augenblicke tot zusammen. – In unendlicher Vereinsamung bleiben die Eltern zurück, zumal ihre Tochter zwei Jahre später dem Bruder folgt. Wer berichtet über die stummen Verzweiflungen des Vaters in den achtzehn langen Jahren bis zu seinem Tode, da er sich immer wieder – beschäftigt mit der Sammlung der Werke seines Sohnes – fragen mußte, ob das Opfer nicht zu groß war, das er einer Idee gebracht hatte ...

Wien, am 6. Januar 1812

Lieber Vater! Du äußerst in Deinem letzten Briefe, ich möchte doch die Naturwissenschaften mit forttreiben. An Botanik ist hier im Winter nicht zu denken, und von Mineralogie kann ich auch nichts tun, außer die Sammlung zu sehen. Das möchte nun sein, wie es wollte, ich kann aber nicht glauben, daß ich neben Geschichte dieses forttreiben könnte. Hier freilich, da meine historischen Studien noch nicht derart sind, daß sie mich ganz verlangten. Übrigens habe ich eigentlich die Idee, diesen Winter das Wiener

Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn zu benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Ein Talent ist nicht das Eigentum eines einzelnen Menschen, es wird das Eigentum der Nation, und die verlangt, daß man ihr Pfund wuchern lasse. – Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich bloß der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studiun die andere nicht zur Blüte gelangen kann. – Du wirst mir sagen, daß ich aber auf ein noch zweifelhaftes Talent meine künftige Existenz nicht begründen könne; wohl wahr, aber wenn man Schlittschuh laufen kann, soll man auf der Erde sich mühsam fortbewegen, weil man dort einbrechen könnte? – Der Konradin soll entscheiden denk' ich mir, – wird er gut und nimmt man ihn willig auf, so will ich bleiben, wo das Herz mich hinzieht; gelingt er mir nicht, dann will ich die erste beste Brotwissenschaft vornehmen, und meinen geglaubten Beruf zum Dichten bei müßigen Stunden in Sonetten verschnitzeln. – Der Geschichte wegen will ich nach Göttingen, und ich bin überzeugt, daß man sie nur dort studieren kann. Sollte mein Relegat nicht zurückgenommen werden für dieses Jahr, so wird man es doch im künftigen Jahre nicht verweigern. Im letzten Fall würde ich Dich um einen Römerzug bitten. Tirol wollte ich den Sommer durchstreifen und Herbst und Winter in Italien begrüßen. – Willst Du mich gern in Berlin so schreibe mir Deine Gründe. – Die Furcht vor Exzessen ist teilweise ungegründet. Zwar werde ich das, was ich glaube und fühle, gern zu jeder Stunde auch mit dem Blute besiegeln, dazu hast Du mich erzogen; und mein Wort, Vater, lieber auf dem Schild, als ohne ihn, aber Studentengeschichten habe ich satt und wegen solcher Spielerei will ich mein gutes Leben nicht wieder in die Schanze schlagen. – So mein Plan für die Zukunft. Er könnte nur durch den Krieg mit Preußen geändert werden, wo ich, wenn die Sache je ein insurrektionsartiges Ansehen erhielte, meine deutsche Abkunft zeigen und meine Pflicht erfüllen müßte. – Man spricht soviel von Aufopferung für die Freiheit und bleibt hinter dem Ofen. Ich weiß wohl, daß ich der Sache den Ausschlag nicht geben würde, aber wenn jeder so denkt, so muß das Ganze untergehen.

Man wird vielleicht sagen, ich sei zu etwas Besserem bestimmt, aber es gibt nichts Besseres, als dafür zu fechten oder zu sterben, was man als das höchste im Leben erkannt. Ich würde Euch manche traurige Stunde kosten, aber die Tat wäre nicht gut, wenn sie nicht ein Opfer kostete. Euch unruhige Minuten zu verschaffen, ist das drückendste Gefühl für mich. Ja, mein ruhiges Bewußtsein zu opfern, wär' der härteste Kampf, den ich höher anschlüge, als das bißchen Leben, was ich dabei verlieren könnte. Antworte mir darüber behutsam. Dein letzter Brief war augenscheinlich aufgemacht. – Diese meine Pläne verlieren aber jetzt schon allen Schein der Ausführbarkeit, da man allgemein sagt, das Berliner Kabinett hätte sich an Frankreich geschlossen, – und ich so etwas selbst aus Humboldts Reden vermuten muß. Daher dürfen sie Dich nicht beunruhigen... Ich würde gern solange als möglich in Wien bleiben, es ist gar zu herrlich hier; würde mein Relegat aufgehoben, so käme ich Ostern nach Dresden und würde dann entweder nach Göttingen oder Berlin gehen, wie Du es für mich am vorteilhaftesten fändest. – Müßte ich eine Brotwissenschaft wählen, so würde ich lieber Jura als Medizin vornehmen, weil ich es doch ohne Liebe tun würde und bei dem Recht mehr Aussicht zur Muße hätte. Gott befohlen, treuer Freund, ich harre Deiner Antwort.

Wien, am 10. März 1813

Liebster Vater! Ich schreibe Dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu Dir habe, Dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich Dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. – Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, – laß mich ihr würdiger Jünger sein! – Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewon-

nene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, seis auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. – Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! – Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen laßen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, das kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! – Hatte mir Gott wirklich mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? – Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können, in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus, und dem Wogensturm die mutige Brust entgegen zudrücken. – Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? – Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? – Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. – Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und das ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. – Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Kurier. In Breslau, als dem Sammelplatz, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Kö-

nigs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden, und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe. Wegen meiner hiesigen Anstellung weiß ich noch nichts gewiß, vermutlich gibt mir der Fürst Urlaub, wo nicht, es gibt in der Kunst keine Ancienneté, und komm ich wieder nach Wien, so hab ich doch das sichere Versprechen des Grafen Palffy, das in ökonomischer Hinsicht noch mehr Vorteile gewährt. – Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein

Theodor

Karlsbad, am 2. Juli 1813

Meinen herzlichen Wunsch, treuer Freund, zu Deinem Geburtstage; Gott gebe Dir Dein nächstes Fest im freien Vaterlande zu feiern. Mit mir geht es immer besser. Ich schlafe die Nächte gut, und die Schmerzen sind sehr unterbrochen und dann auch in der That unbedeutend. Die nichtswürdige Geschichte Dir ausführlich zu erzählen, erspare mir, bis wir uns sprechen; nur so viel, daß ich verwundet ward, als ich ohne den Säbel zu ziehen, die Schurken fragen sollte, ob das der versprochene Waffenstillstand wäre... Sobald ich geheilt bin, seh' ich Euch in Töplitz; ich würde jetzt keinen Augenblick zaudern wenn ich durch das Fahren [,] der Heilung nicht zu sehr entgegenarbeitete. Der Mutter, Tante und Emma meinen herzlichsten Kuß. Allen Freunden einen Gruß, Dir einen tüchtigen deutschen Händedruck und die heilige Versicherung, daß ich auch in den furchtbarsten Augenblicken der vergangenen Tage der guten Sache auch mit keinem Gedanken untreu geworden bin.



Der Vater Theodor Körners

OTTILIE VON GOETHE

geb. 1796, gest. 1872, die Schwiegertochter Goethes, ist als Tochter eines preußischen Majors von Pogwisch aus holsteinscher Familie in Danzig geboren. Die Mutter der Mutter wußte es durchzusetzen, daß ihre Tochter sich von dem mittellosen Major scheiden ließ, der später ins Feld zog und scheinbar nicht allzuviel von sich hören ließ. Der vorliegende kurze Brief, der trotz seiner Kürze durch seine Innigkeit rührend ist, war das einzige Schriftstück aus Ottiliens Nachlaß, das an ihn gerichtet ist. Über das Schicksal des Vaters ist nichts ermittelt worden. Gerade diese Ungewißheit mag ihn aber für die überromantische Tochter, den »verruchten Engel«, wie man sie nannte, ihr Leben lang zu einer verehrungswürdigen Persönlichkeit haben werden lassen.

Seit 4 Jahren, lieber Vater, habe ich vergebens auf ein freundliches Wort von Dir gehofft, vergebens mich nach einer Nachricht von Dir gesehnt; Du erfülltest meine Bitte nicht und ließt den Brief, den ich Dir durch Emma Stromberg sandte, unbeantwortet. Aber ich will nicht ermüden, Dich um einige beruhigende Zeilen zu bitten, nicht aufhören Dich an die Liebe Deiner Kinder zu erinnern, und Dir zu wiederholen, mit welchem Verlangen wir Deiner gedenken. – Du mußt es ja wissen wie lieb Du uns bist,...

[Hier bricht der Brief ab.]

WILHELM I. DEUTSCHER KAISER

geb. 1797, gest. 1888, erlebte als Kind die Flucht seiner Eltern nach Königsberg (1806) und Memel (1807). Seine Mutter, Königin Louise wollte, »daß ihre Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden« erzogen würden und fand es gut, »daß unsere Kinder die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen«. Über Wilhelm schreibt sie: »Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig... nur wird er, glaube ich nicht so schön«. Nun, er wurde auch männlicher und energischer als sein Vater Friedrich Wilhelm III, der ganz zu Unrecht als der Freiheitsheld der deutschen Erhebung gegen Napoleon gefeiert wurde, da er es doch war, der diese Erhebung unterdrückte und bekämpfte wo er konnte, ja das berüchtigte Bündnis mit Napoleon schloß, zu Ende seines Lebens scharfer Reaktionär wurde und nach Kotzebues Ermordung die sogenannten »demagogischen Umtriebe« gestattete. Als typisch für den äußerlich so sympathischen Mann sei berichtet, daß seine erste Regierungshandlung die Verjagung der Maitresse seines Vaters war, daß er eine krankhafte Scheu vor öffentlichem Gepränge hatte und vierzehn Jahre nach dem Tode seiner Gattin Louise, eine morganatische Ehe schloß.

Sein Sohn Wilhelm verliebt sich 1820 in eine Prinzessin Radziwill, die aber als nicht ebenbürtig vom Hausministerium abgelehnt wird. Sie soll endlich adoptiert werden, aber da stürzt Wilhelm vom Pferd – eine Menge solcher Unglücksfälle verfolgen ihn sein Leben lang – und sein Vater läßt sich wieder von der Adoptionsidee abbringen. 1826: endgültiges Nein des Vaters, nach schwersten seelischen Kämpfen löst sich Wilhelm von seiner Braut und verlobt sich zwei Jahre später, halb gezwungen, mit einer Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, über die Goethe folgende Aussprüche tut: »... ein ganz liebenswürdiges und originelles Geschöpf, das schon jetzt ganz seine eigentümlichen Gedanken und Einfälle hat,« später rühmt er »ihren hellen Verstand, ihre hohe Bildung, ihr reiches Wissen, sie hat etwas gelernt, sie kann schon mitsprechen in der Welt«. Dieses gewiß nicht alltägliche Mädchen läßt Wilhelm bald seine Jugendliebe vergessen, die übrigens im Hause verkehrt, sich in einen anderen verliebt und 1833 nach einem Blutsturz im Palais des Prinzen Wilhelm stirbt.



König Friedrich Wilhelm III.
Der Vater Kaiser Wilhelms I.

Weimar, den 20. Oktober 1828

Von hier und meinen hiesigen Verhältnissen kann ich Ihnen die besten Nachrichten geben, wenngleich ich noch nichts officielles mitteilen kann, indem von oben herab man noch schweigt. Aber in den unteren Haupt-Regionen ist es nicht mehr so stumm geblieben und dies ist allerdings die Hauptsache... So kam es denn, daß ich am 16. Abends nach dem Souper allein im Salon stand mit ihr [der Prinzeßin Augusta], ihren zerbrochenen Evantail [Fächer] in der Hand haltend; sie verlangte denselben zurück und indem ich ihr denselben hinhielt, legte ich meine Hand in die ihrige, sie fragend: wollen sie diese behalten? Sie verlor fast alle Contenance vor Rührung, reichte mir aber gleich darauf die Hand hin und dieser Händedruck und ihr Blick sprachen Alles aus, was ihr Mund nicht auszusprechen vermögend war. Sie können denken, wie glücklich ich war und daß die Nacht ziemlich schlaflos dahinstrich. Den ganzen anderen Tag ließ ich ruhig vorübergehen, um die Prinzessin nicht in Verlegenheit zu setzen und nur einzelne Anspielungen erlaubte ich mir. Den 16. erfuhr ich dann von ihr, daß sie der Großfürstin von jener Scene gesprochen hatte...

Nach dem Vorgefallenen sehen Sie, daß ich das Ja Wort der Prinzeß eigentlich bereits habe. Ich glaube mit Zuversicht Ihnen sagen zu können, teuerster Vater, daß ich Ihnen ein Tochter zuführe, mit der Sie zufrieden sein, die Ihnen ihre ganze Liebe schenken wird und der Sie gewiß die Ihrige dann nicht versagen werden. Es ist nicht gut, zu viel Gutes im Voraus weder über innere noch äußere Vorzüge zu sagen; mein Urteil über die letzteren kennen Sie bereits und ich glaube aussprechen zu können, daß die inneren die äußeren übertreffen. Sie werden sich leicht denken können, in welcher Stimmung ich mich befinde, in diesen entscheidenden Tagen, in denen ich mein bisher so bewegtes Leben sich einem sicheren, frohen Ziele sich nähern sehe. Gott schenke mir in Gnaden die Erfüllung der Aussichten, zu denen ich mich jetzt berechtigt sehe.

Weimar, den 25 Oktober. 1828

Kaum weiß ich die Feder zu führen, um Ihnen endlich zu melden, daß der geheimnisvolle Schleier von dem Verhältniß aufgezogen ist, welches sich seiner Entscheidung näherte oder eigentlich im Factum schon entschieden war.

Heute, à la veille des Geburtstages der Kaiserin-Mutter, war dazu ausersehen, um im Familienkreise mir das Ja-Wort der Prinzessin Augusta förmlich zu geben. Die Familie war dazu um 11 Uhr bei der Großfürstin[1] versammelt; die Großfürstin empfing mich im Neben-Zimmer, wohin mich der Großherzog geleitet hatte und umarmten mich beide dort zum Erstenmale als zu ihnen gehörig; sie führten mich nun zu den Übrigen, legten unsere Hände in einander, worauf ich Augusten in die Arme sank, freilich, ohne ein Wort sprechen zu können!!! Die Großherzogin umarmte mich mit einer Herzlichkeit und Innigkeit und solcher Rührung, daß ich fast alle Fassung verlor; so war denn auch Mary[2] und Carl[1] von einer Herzlichkeit und von einem so tiefen Gefühl, daß ich nie, niemals diese Scene schon wegen Aller Teilnahme vergessen werde, wenn nicht sie es wäre, welche mein Lebensglück mir sichert! Ja! dies kann ich mit aller Überzeugung aussprechen, denn ich habe Augusten in diesen Tagen so ganz kennen gelernt und gesehen, daß ich mich nicht einen Moment in ihr getäuscht habe und sie von jeher richtig beurteilte. Ich preise Gott, der mir in seiner Gnade dies Glück nach so manchem Sturm zu Teil werden läßt und kann nur zu ihm flehen, daß er mich würdig erhalte, dies Glück zu genießen und der Prinzeß das Glück zu bereiten, was mein einziges Streben von nun an sein wird.

Ihr Segen und der der teueren, unvergeßlichen Mutter wird mir nahe sein, jetzt und immerdar, wenn ich mich dessen würdig zeige! Dazu gebe Gott mir die Kraft!...

Wie unendlich gut und liebevoll Augusta in diesen Tagen für mich war und wie ich nun heute seit dem entscheidenden Moment so ganz ihre Liebe zu mir erkannt habe, vermag ich nicht zu schildern.

[1] Luise Augusta v. Hessen, die Gattin Karl Augusts von Weimar. – [2] Augustas ältere Schwester und ihr Gatte Prinz Karl von Preußen.

Ich verstehe mich manchmal selbst nicht, denn so wenig bin ich gewohnt, ein Glück festzuhalten und zu besitzen. Die ersten Worte, die mir Augusta heute sagte, zeigten mir eine Tiefe des Gefühls, die sie mir über Alles teuer macht; sie sagte: Möchte ich Ihnen doch jemals die ersetzen können, die ich ersetzen soll! Zweimal wiederholte sie diese Worte! Mehr vermag ich nicht zu sagen!...

... Ich umarme Sie in Gedanken, teuerster Vater, und bitte, der Fürstin mich mit meinem Glück zu Füßen zu legen. Sie wird die Namens-Schwester gewiß freundlich empfangen. Ihren Segen anflehend

Ihr Sie zärtlichst liebender Sohn

Wilhelm

CHRISTIAN DIETRICH GRABBE

geb. 1801, gest. 1836, dramatischer Dichter. Wer das verwirrte und schauervolle Leben dieses chaotischen Menschen kennt, der wird verstehen, daß es zwischen ihm und seinen Eltern wenig Verbindungen menschlicher Art geben konnte. Der Vater, Aufseher des Zuchthauses in Detmold und Leihbankverwalter, war ein philiströser Kleinbürger, der sein nicht alltägliches Amt im Gefängnisse so auffaßte wie jedes andere bürgerliche Amt: als Mittel, Geld zu verdienen. Die Frau zänkisch, tyrannisch, aber nicht ohne Güte, hielt ihn unterm Pantoffel, der Sohn zeigte früh den Hang zum Maßlosen und wußte seinen Eltern zu suggieren, daß sie ein Genie geboren hätten, das zu erhalten ihre Pflicht wäre. Schon als Schüler kann er ihnen nichts als Sorge gemacht haben – einst trifft ihn einer seiner Lehrer in einer Spelunke, Grabbe bestellt sechs Schnäpse und gießt sie vor den Augen des entsetzten Schulmannes hinunter. Épater le bourgois, den verhaßten Bürger zu verblüffen, bleibt Zeit seines Lebens eines seiner Ziele. Die Eltern verziehen ihr einziges Kind, senden ihm, da er in Leipzig »studiert«, ihr Letztes. Ein Biograph sagt über gelegentliche Besuche aus der Heimat in dieser Epoche, er habe sie einen Blick in seine Orgien tun lassen, »nicht ohne ein gewisses schadenfrohes Behagen, wenn die unschuldige Seele verwundert zu ihm aufsah«. Die Eltern sind bis zum eigenen Ruin um ihn besorgt und senden ihm ein Paket mit Silberlöffeln aus ihrem Besitz. Heinrich Heine erzählt darüber, als er Grabbe in Berlin begegnet: »Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirne lakonisch: »Ich bin bei meinem dritten Löffel, oder ich bin bei meinem vierten Löffel. Die großen gehen dahin seufzte er einst, und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die Kleinen, die Kaffeelöffelchen an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gibts gar keine Bissen mehr«. Als er, zerrüttet und gänzlich verloren nach Detmold heimkommt, sind die Eltern ruiniert und zum Gespött der Stadt geworden. Grabbe aber sagt über diese Jahre: »Es wurde wild und vielleicht gemein gelebt«. Ist es vorstellbar, was der Vater, dessen Blick natürlich auch die Bedeutung des Sohnes nicht im Kleinsten erfassen konnte, gelitten haben muß! Und die Mutter, in deren Armen er an einer schrecklichen Krankheit so jung sterben mußte!

[Stelle aus einem Brief Grabbes „an die Eltern", die an den Vater gerichtet ist.]

...In jedem meiner Bücher kannst Du das Lob seines Verfassers lesen. Es ist in seiner Art das erste Buch der Welt und gilt bei vielen mehr als die Bibel, denn es ist das Buch der Könige und des Volks, es ist das Buch, wovon einige behaupten, daß es ein Gott geschrieben habe, es sind:

Die Tragödien Shakspeares, des Verfassers des Hamlets, die schon 300 Jahre bekannt sind. Diesen hat Deutschland seine Bildung zu verdanken, denn sie regten zuerst Goethen, den größten Deutschen, auf; sie waren es, um welche Schiller, als er eine Stelle aus ihnen hatte vorlesen hören, nach Stuttgart reiste und, von ihnen befeuert, die Räuber schrieb; deshalb kannst Du mir verzeihen, daß ich von ihnen eingenommen bin.

Du weißt, wie nützlich es ist, sich durch Nebenarbeiten auf Universitäten Geld zu erwerben oder auch nach der Studentenzeit im Überfluß leben zu können. – Das kannst Du nur durch Schriftstellerei, denn man hat sogleich ein Amt. – Ich kann aber bloß das schreiben (außer der Jura oder Medizin, die ich vielleicht studiere) was in Shakspeares Fach schlägt, Dramen. – Durch eine Tragödie kann man sich Ruhm bei Kaisern und Honorar von Tausenden erwerben, und durch Shakspeares Tragödien kann man lernen, gute zu machen, denn er ist der erste der Welt, wie Schiller sagt, bei dessen Stücken Weiber zu frühzeitig geboren haben. Der Shakspeare ist aber so schwer zu verstehen, daß man Monate an einer Seite, wie an dem Monolog des Hamlet: Sein oder nicht sein usw. studieren muß, und jahrelang, wenn man etwas daraus lernen will, darum wünschte ich ihn eigen zu haben. Im Englischen habe ich einen Band von ihm und daraus kann ich englisch lernen.

Sieh! so nötig habe ich ihn! – Du meinst, es koste Dir viel Geld, ihn zu verschreiben. – Das ist so nicht. – Sieh, ich habe gar keine Bücher gekriegt! Wir mußten Schulbücher haben! Ich habe sie geliehen, alte Ausgaben gebraucht, um Dich nicht zu belästigen! Meinst Du, es mache Spaß, mich mit den großen 400jährigen pergamentnen Büchern zu schleppen?

[1818]

Lieber Vater

Wir müssen in der Schule ein neues lateinisches Buch haben, welches ohngefähr 24 Gr kosten wird. Es heißt:

Quinctiliani de institutione oratoria libri XII. Du mußt es heute noch verschreiben, denn am Donnerstag muß ich es gebrauchen. Wir haben es bei Falkmann; Du kannst ihn fragen, wenn Du mir nicht trauen willst...

Du weißt, wie sehr ich mich mit Shakspeare beschäftige, dessen Ruhm Du in jedem Buche lesen kannst; Du weißt, daß ihn einer, der sich mit dem Drama abgibt, durchaus kennen muß; Du weißt, daß ich mir auf diese Weise vielleicht einst noch Geld verdienen werde. Shakspeare hat 50 Stück geschrieben. Davon habe ich 18 Stück in der berühmten Übersetzung von Schlegel, die eben so gut wie das Original ist. Diese Übersetzung hat der weltbekannte Übersetzer Johann Voß statt Schlegel, fortgesetzt; und von dieser Übersetzung ist der erste Band lange erschienen, in dem 4 Stücke von Shakspeare übersetzt sind, die ich nicht habe. Das Buch kostet drei Taler, wenn Du aber bedenkst, daß es so weltberühmt ist, daß ich so vieles daraus lernen kann, daß ich dereinst mir vielleicht viel Geld damit verdienen kann, so weiß ich, Du verschreibst es mir heute. Ich bin ja doch dies halbe Jahr fleißig gewesen, habe ein gute Zensur gehabt und bin auf Examen bestanden. Der Titel des Buches steht auf beiliegendem Blatte...

Dein gehorsamer Sohn

Ch. D. Grabbe

Nachschrift:

Du brauchst nur unter beiligendes Zettel Deinen Namen und Adresse zu setzen und es nach Lemgo zu schicken. – Dies zeige niemand, sonst narrt man mich damit.

[Beilage: Bestellzettel]



Der Vater Justus von Liebigs

JUSTUS VON LIEBIG

geb. 1803, gest. 1873, Chemiker und Physiker, war der Sohn eines Materialien- und Farbenhändlers, der auch kleine Erfindungen gemacht hat; den temperamentvollen, aufbrausenden Charakter hat der Sohn von ihm geerbt. Im Gymnasium ist er ein mehr als schwacher Schüler, aber da der Lehrer einmal halb spöttisch fragt: »Was soll denn aus dir werden?«, antwortete Justus ohne nachzudenken: »Chemiker«. Mit vierzehneinhalb Jahren kommt er zu einem Apotheker in die Lehre, der ihn aber so rücksichtslos behandelt, daß er nicht bei ihm bleiben will und wieder heimkehrt; er macht auf eigene Faust allerlei Experimente und liest chemische Werke an der Darmstädter Hofbibliothek. Nun gibt ihm der Vater, trotzdem er eine zahlreiche Familie zu erhalten hat, die Mittel, um in Bonn und Erlangen zu studieren. Hier lernt er den Dichter Platen kennen, mit dem er bis zu dessen Tode befreundet ist. Dann geht er nach Paris, wo er durch Vermittlung Alexander von Humboldts zu dem großen Physiker Gay-Lussac ins Laboratorium kommt. Liebig berichtet, daß Gay-Lussac mit ihm herumtanzte, wenn sie etwas Neues gefunden hatten. 1824 ist er Dozent in Gießen, 1826 Professor. Nach größten Schwierigkeiten errichtet er dort das erste chemische Laboratorium für experimentellen Unterricht.

Liebigs Bedeutung für die neuere Chemie, Physiologie und Landwirtschaft ist kaum in wenigen Worten zu umschreiben. Am bekanntesten wurde seine Entdeckung des Chlorals und Choroforms, des von ihm angebenen Fleischextrakts, das Verfahren der Versilberung des Glases und seine Arbeit über Kalksuperphosphat für die Landwirtschaft. Aber damit sind nur die populärsten Entdeckungen genannt, da Liebig nach Zahl und Umfang der Arbeiten der fruchtbarste Chemiker seiner Epoche genannt werden muß. Der vorliegende Brief zeigt sein ganzes wildes Temperament, das sich gegen den ihm so ähnlichen Vater entlädt, von dem er sich gekränkt und gedemütigt fühlt.

[gerichtet an den Vater allein]

Paris, 28. Mai 1823

Liebe Eltern! Soeben erhalte ich Ihren Brief vom 21. Mai und ich beeile mich, diesen Brief, von welcher Art mir noch keiner vorgekommen ist, schleunigst zu beantworten. Sie schreiben mir da einen Brief voll Vorwürfe, die ich einen nach dem andern vornehmen werde, um die Unrechtmäßigkeit derselben, und Ihr Unrecht, welches Sie haben, mir solche zu machen, genau auseinanderzulegen. Der Brief ist in einer Erbitterung geschrieben, welche ich von Ihrer Seite am wenigsten erwartet hätte, wer der Hetzer dazu gewesen ist, kann ich nicht entscheiden. Sie schreiben mir, daß Sie in meinen Briefen lauter Widersprüche fänden, wenn Sie einen fanden, warum fragten Sie mich denn nicht darum, um ihn zu lösen, und dann fragen Sie „was ich um die Farbenfabrik zu fragen hätte, und welche Farben am besten gingen, was dieses mich anginge". Eine solche Frage ist wohl von einem Vater an seinen Sohn noch nie gemacht worden, denn sie setzt alle väterliche Liebe beiseite, und behandelt den Sohn mit einer Härte und Lieblosigkeit, die dieser, auch wenn er sie verdient hätte, nicht ertragen würde und Sie schreiben, daß ich dieses vertragen und verdauen sollte. Allein ich kann sie weder vertragen noch verdauen, sondern ich fühle mich über eine solche Behandlung im höchsten Grade indigniert; was brauchen Sie, wenn Sie von anderen Umständen oder von meinem schlechten Bruder in Zorn versetzt sind, mich diese üble Laune entgelten laßen?...

Sie schreiben weiter, „wenn meine Kinder, wie aller Menschen Kinder, in Deinen Jahren mir zur Hand gegangen wären, allein meine Kinder haben mich zum Spott, und nehmen mir mein Geld und meine Gesundheit mit lachendem Munde ab". Über diesen Satz enthalte ich mich aller Anmerkungen, denn wenn Sie ihn noch einmal überlesen, so werden Sie das Unrecht, das Sie mir darin zufügen, sehr bald einsehen. Es geht übrigens daraus hervor, daß es Ihr beständiger Wille war, mich hinter den Ladentisch zu stellen, denn nur dadurch konnte ich Ihnen, wie Sie sich ausdrücken, zur Hand gehen... Ich mag keinen zweiten Brief von der Art von Ihnen erhalten. Es handelt sich hier nicht darum, daß

Sie vielleicht sagten, indem Sie den Brief schreiben, daß Sie mir Ihre Meinung damit sagen wollten, denn das Meinungensagen der Art richtet man an kleine Kinder, und an die richtet man es nicht einmal, weil ein verständiger Mann fürchten muß, das Vertrauen der Kinder dadurch zu verlieren. Glauben Sie ja nicht, daß Sie Louis vor sich haben, der allen möglichen Schimpf vielleicht stillschweigend verträgt. – Wie ich mich als Sohn gegen Sie betrug, darüber glaube ich mir keine Vorwürfe machen zu müßen. Ich habe Ihre viele Bemühungen um mich dankbar anerkannt, und werde sie immer anerkennen, ich nehme Ihnen nie Ihr Geld noch Ihre Gesundheit mit lachendem Munde ab, noch behandle ich Sie mit Spott, wie Sie sich ausdrücken, ich verehre Sie immer mit der kindlichsten Liebe... Warum laßen Sie mich den Unwillen entgelten, den Ihnen Louis verursacht hat, und beleidigen und beschimpfen mich auf eine für Sie so entwürdigende Art... Glauben Sie denn, ich säße hier müßig und verzehrte das Geld leichthin und in hohem Circul, wie Sie sich ausdrücken, ich habe mich aller Gesellschaften entwöhnt, selbst der der Professoren, die mich hier auf das Zuvorkommendste aufnahmen, ich besuche sie nicht mehr, weil es mir Zeit raubt, die ich zu meinem Studium nötig habe. Ich bezahle allein für Stunden 100 Frs. monatlich, weil diese hier ungeheuer teuer sind, studiere die englische und italienische Sprache noch für mich, weil ich einmal einen Posten vollkommen ausfüllen will, und Sie beschweren sich über meine ungeheuren Ausgaben die Sie nicht einmal tragen. Wahrlich, dieses bedarf einer Milderung in Ihrem Briefe. Kurz, ich verlange in Ihrem nächsten Briefe, den ich umgehend erwarte, eine vollkommene Aufklärung über Ihren Brief, den ich eben beantworte... Bei kälterer Überlegung und bei weniger Aufregung hoffe ich, daß Sie dieses zurücknehmen werden, und daß Sie mich künftig, wie bisher nur als Ihren gehorsamen Sohn betrachten.

FELIX MENDELSSOHN-BARTHOLDY

geb. 1809, gest. 1847. Sein vermögender Vater, Abraham Mendelssohn, der Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn, ein freigeistiger und kluger Mann, ließ den Kindern, deren Austritt aus dem Judentum er 1816 (sechs Jahre vor seinem eigenen) durchsetzte, eine erlesene Erziehung angedeihen. Ja, man könnte sagen, daß die völlige Wegräumung aller Schwierigkeiten einen weniger begabten Menschen vielleicht demoralisiert hätte. Ein Biograph sagt über den Vater: »Wohl befugt war er, über Musik ein Wort abzugeben«, und so erkennt er früh das Talent des Kindes, das bei Zelter, Goethes Freund, Musik studiert. Der schreibt über das Wunderkind an Goethe: »... er ist zwar ein Judensohn, aber kein Jude. Der Vater hat mit bedeutender Aufopferung seine Söhne etwas lernen lassen und erzieht sie, wie sich's gehört; es wäre wirklich einmal eppes Rores, wenn aus einem Judensohn ein Künstler würde.« Als Felix zu Goethe fährt, sagt ihm der Vater: »Beobachte dich selbst streng, setze und halte dich besonders bei Tisch anständig, spreche deutlich und angemessen, suche so viel als möglich das richtige Wort zu treffen.« Wie überzeugt von den Fähigkeiten des Sohnes muß der Vater gewesen sein, wenn er dies einem kleinen Kinde sagt! Felix ist dann auch das Entzücken Goethes, der, fast zu gleicher Zeit, Schuberts erschütternden Widmungsbrief zu den herrlichen Liedern unbeantwortet läßt. – Der Vater schickt Felix dann in sein Dorado: Paris, wo damals Meyerbeer, Cherubini, Hummel, Moscheles, Kreuzer und viele andere Komponisten leben. 1825 kauft er das Haus in der Leipzigerstraße 3, das das Zentrum des musikalischen Berlin wird. Mit zwanzig Jahren geht der Sohn auf Wunsch des Vaters nach London, wo die Serie seiner Triumphe eigentlich beginnt.

Paris, den 19. Dezember 1831

Lieber Vater!

Für Deinen Brief vom 7ten nimm meinen herzlichsten Dank. Wenn ich auch in einigen Punkten noch nicht so ganz verstehe, wie Du es meinst, oder mir es anders denke, so hoffe ich doch, daß sich



Der Vater Felix Mendelssohn-Bartholdys

das Alles von selbst macht, wenn wir mehr darüber reden und Du mir erlaubst, wie bisher, meine Ansicht geradehin zu sagen. Es betrifft dies nämlich die Idee, die Du mir angiebst, mir von einem Französischen Dichter einen Text machen zu lassen, und ihn übersetzt für die Münchener Bühne zu componieren.[1]

Vor allen Dingen muß ich Dir sagen, wie herzlich leid es mir thut, daß Du mir erst jetzt Deine Ansicht über diesen Punkt eröffnet hast. Ich war in Düsseldorf, wie Du weißt, um über die Sache mit Immermann zu sprechen... Dazu kam nun noch, daß ich mich nach neueren Sachen, die er mir vorlas, nochmals überzeugt hatte, daß er wirklich ein Dichter sei; ferner daß ich mich, bei gleicher Wahl immer lieber für den deutschen, als den französischen Text entscheiden würde, und endlich, daß er ein sujet genommen hat, welches mir lange schon im Sinne war, und welches auch (wenn ich nicht irre) Mutter zu einer Oper sich gewünscht; den Sturm von Shakespeare. So war ich denn sehr froh darüber, und es sollte mich nun doppelt gereuen, wenn Ihr nicht einverstanden wäret mit dem, was ich gethan. Auf jeden Fall aber bitte ich Dich, mir deshalb nun nicht böse zu sein; besonders aber, gegen das Werk dadurch nicht mißtrauisch zu werden, oder die Freude daran zu verlieren... Doch brauche ich nicht zu sagen, daß ich keinen Text componieren kann und werde, den ich nicht für gut halte, und der mich nicht erwärmt. Dazu gehört denn auch sehr wesentlich, daß Ihr damit einverstanden seid... der erste Schritt ist gethan, und wie leid es mir thun würde, wenn er Dir nicht recht wäre, kann ich nicht sagen...

Versuchen will ich es also in Deutschland, und dort bleiben und wirken, so lange ich da wirken und mich erhalten kann, denn das ist freilich die erste Pflicht. Kann ich das nicht, so muß ich wieder fort, und nach London oder Paris, wo es leichter geht. Kann ich es aber in Deutschland, so sehe ich freilich, wie man anderswo besser bezahlt und mehr geehrt wird, auch freier und lustiger lebt, wie man aber in Deutschland immer fortschreiten, arbeiten, und niemals ausruhen muß. Und zum Letzten halte ich mich... Dazu

[1] Felix Mendelssohn hatte von der Münchener Oper den Auftrag erhalten, für sie eine Oper zu komponieren.

kommt noch, daß der Hauptpunkt bei ihnen allen gerade einer von denen ist, in denen man, wenn sie auch die Zeit verlangt, und wenn ich auch vollkommen einsehe, daß man im Ganzen genommen mit der Zeit, nicht gegen sie gehen müße, sich ihr geradezu entgegen stellen soll: es ist der der Unsittlichkeit... wenn der Held durch einen Zauber in's Schlafzimmer seiner Geliebten kommt, und sie zu Boden wirft, in einer Gruppe, über die das Publikum hier klatscht und in ganz Deutschland vielleicht nachklatschen wird und wenn sie ihn dann in einer Arie um Gnade bittet; wenn in einer andern Oper das Mädchen sich auskleidet, und dabei ein Lied singt, wie sie morgen um diese Zeit verheirathet sein werde – es hat Effekt gemacht, aber ich habe keine Musik dafür. Denn es ist gemein, und wenn das heut die Zeit verlangte, und nothwendig fände, so will ich Kirchenmusik schreiben... Verzeihe mir nun aber, daß ich meine Meinung so gerade heraus gesagt habe. Du hast es mir sonst in den Gesprächen immer erlaubt; so hoffe ich wirst Du es mir auch diesmal nicht übel deuten, und meine Ansicht durch Mittheilung der Deinigen berichtigen.

Dein

Felix

Bonn, den 28. December 1833

Lieber Vater, ich will Dir vor allen Dingen für Deinen lieben und gütigen Brief danken, und mich freuen, daß ich schon vor Empfang desselben das gethan hatte, was Du mir darin anbefiehlst.[1] Mein officieller Annahmebrief ist nämlich schon vorige Woche an Schadow abgegangen, die Biographie lag darin – toll genug, – das Patent erwarte ich also nächste Woche; aber ich muß Dir danken für die so sehr gütige Art, wie Du mir über die

[1] Es handelte sich um die erfolgte Ernennung Mendelssohns zum Mitglied der musikalischen Classe der Berliner Akademie der Künste, über deren Annahme er zweifelhaft gewesen war

Sache schreibst, und bin stolz, daß Du mich eines so freundschaftlichen Tones für würdig hältst.

Es ist doch ein lebendiges Volk in Düsseldorf! Die Don Juan-Geschichte hat mich bei alle dem amüsiert, obwohl sie wild genug war und Immermann ein heftiges Fieber vor Ärger bekommen hat. Da Du liebe Mutter Zeitungen lesen magst, so sollst Du im nächsten Briefe alle gedruckten Acten über die Geschichte, die die ganze Stadt drei Tage lang beschäftigt hat, erhalten. – Nachdem der grand scandale angefangen hatte, der Vorhang dreimal gefallen und wieder aufgezogen worden war, – nachdem sie das erste Duett des zweiten Acts durchgesungen hatten, ohne vor Pfeifen, Trommeln und Brüllen gehört worden zu sein, – nachdem sie dem Regiesseur die Zeitung auf's Theater geworfen hatten, damit er sie vorlesen solle, und der darauf sehr piquirt weggegangen war, und der Vorhang zum viertenmale fiel, wollte ich meinen Stock hinlegen, oder ihn wahrhaftig lieber den Kerls an den Kopf werfen, als es wieder ruhig wurde, – die Schreier waren heiser geworden, die ordentlichen Leute lebhafter, kurz wir spielten den zweiten Act unter tiefer Stille und vielem Applaus weiter, und durch. Nachher wurden Alle herausgerufen, – keiner kam, und Immermann und ich conferirten im Pulverdampf des Feuerregens, zwischen den schwarzen Teufeln, was zu thun sei. Ich erklärte, bis das Personal und ich keine Satisfaction hätten, dirigirte ich die Oper nicht wieder; – zugleich kam eine Deputation von mehreren aus dem Orchester, die wieder erklärten, wenn ich die Oper nicht dirigirte, würden sie nicht spielen – nun jammerte der Schauspieldirector, der zur nächsten Vorstellung schon alle Billets verkauft hatte, – Immermann fuhr alles um sich her an; mit solcher Grazie verließen wir beide das Schlachtfeld. – Den folgenden Tag stand an den Ecken, wegen eingetretener Hindernisse usw. und wo man auf der Straße ging, war von nichts die Rede als vom Scandal. Die halbe Zeitung voll Anzeigen darüber . . . .

FRITZ REUTER

geb. 1810, gest. 1874, Schriftsteller und Dichter. Die Beziehung zwischen Vater und Sohn, im Grundton kaum sich verändernd, wird doch von den äußeren Verhältnissen so sehr beinflußt, daß man plötzlich, nach der Einkerkerung des Sohnes, ein ganz anderes Bild bekommen könnte, wenn nicht nach seiner Freilassung alles wieder wäre wie vorher: die Qualen des schuldlos Verurteilten, sein rührendes Schicksal, Gesuche des Vaters um Gnade – am Ende steht dennoch der harte, humorlose, kunstfeindliche Bürgermeister von Stavenhagen böse seinem »mißratenen« Sohn gegenüber. Dies ist allerdings kaum anders möglich, wenn man seinen Charakter erfährt. Er duldet im Hause keinen Roman und fordert von einem Onkel, der einen im Geschmack des »Lederstrumpf« geschrieben hat, dessen Auslieferung. »Dies ist der einzige Roman gewesen, den mein Vater meines Wissens gelesen hat«, sagt Fritz. Der kleine schmächtige Mann mit dem knochigen Gesicht, der langen Nase und den stechenden Augen war von großer Intelligenz und Energie. Vierzig Jahre lang war er »Triebfeder und Unruh« des städtischen Lebens in Stavenhagen, wo er Brauerei bayrischen Bieres und den Anbau von allerlei bis dahin dort unbekannter Nutzpflanzen durchsetzte. Früh ergeben sich Konflikte mit dem Sohn, der Maler und durchaus nicht Jurist werden will. Zumal Fritz 1828 nicht versetzt wird und sich schriftstellerisch versucht. Am 31. Oktober 1833 wird er verhaftet. Seine Schicksale in preußischen Kasematten sind wohlbekannt. Pflichtmensch und im tiefsten Innern gewiß nicht schlecht, macht der Vater mehrere Gnadengesuche (in einem heißt es: »...Gram und Sorgen um meinen einzigen Sohn haben meine letzten Lebenskräfte dahin genommen...«), aber alles bleibt vergeblich! Erst 1840 kommt der Sohn heraus, in vielem unserer Jugend nach dem Kriege vergleichbar, ohne Zusammenhang mit der veränderten Umwelt. Er schreibt selbst darüber: »Wat was ik? Wat wüßt ik? Wat kann ik! Nicks?...« Die Konflikte mit dem an seinem »dem Alkohol verfallenen« Sohne verzweifelnden Vater mehren sich. Fritz wird zuerst wieder Student, dann Landwirt. Da stirbt der Vater mit neunundsechzig Jahren und hinterläßt ein Testament, das den grauenhaft geprüften Sohn noch tiefer hinabstürzt: Fritz bekommt, als Trinker, erst nach dreijähriger Abstinenz sein Erb-

teil: 4750 Taler. Seine Hoffnung, sich durch die Heirat mit der geliebten Luise zu retten, ist zerstört. Aber das Leben siegt: Fritz Reuter erlebt seinen Ruhm als einer der größten Humoristen Deutschlands.

Friedland, 29. Januar 1828

Ich habe Dir versprochen, mich zu bessern, und habe es auch seit Weihnachten gehalten; Du hast immer mich gebeten, ich sollte endlich Willen und Lust zur Arbeit zeigen, und ich habe sie gezeigt; um so befremdeter muß es mir sein, jetzt durch alle Schüler meine Angelegenheiten zu erfahren, die Du, wie ich es mir nicht anders erklären kann, A... offenbart und mir verheimlicht hast. A... hat es auch nicht ermangelt, aller Welt dies zu erzählen, nur mir nicht, wodurch ich gewissermaßen als einer erscheine, der selbst nicht Verstand genug hat, darüber zu urteilen. Lieber Vater, wenn Du noch auf meine Bitten hörst, glaube doch nicht alles, was Dir von mir berichtet wird. Ich äußerte den Wunsch Maler zu werden; Du glaubtest, ich täte es um nur nicht zu arbeiten und die Zeit mit Nichtstun zu vergeuden, aber wahrlich, nie habe ich den Gedanken geäußert; Du wünschtest es nicht, und ich begab mich eines Wunsches, der soviel Reiz für mich hatte. Jetzt steht es nur allein in Deinem Willen, was ich für ein Fach wählen soll, ich begebe mich aller Wünsche und gehorche Deiner weiseren Einsicht. Soll ich studieren, so sehe ich nicht ein, warum Du mich nach Parchim bringen willst, da ich von hier doch eben so gut und noch besser die Universität beziehen kann. Wenn ich nicht den Willen hätte, Dir in aller Hinsicht Freude zu machen, so würde wie Du wohl einsehen wirst, die allerstrengste Aufsicht nichts über mich vermögen, die, wie ich vermute, meiner zu Parchim wartet. Daher, lieber Vater, schreibe mir in Deinem folgenden Briefe, was ich werden soll, und Du sollst sehen, daß ich Dir Folge leisten werde, aber zeige noch einmal soviel Vertrauen und laß mich hier, und höre nicht auf andere, was die Dir schreiben, sondern nur auf den

Herrn Doktor Bossart, der mich am besten kennt, und mit dem ich hierüber noch Rücksprache nehmen will. Lebe wohl.

Dein

Dich aufrichtig liebender

Sohn

Silberberg, 26. Februar 1835

Du erhältst diesen Bief auf ungesetzlichem Wege und wirst also in Deinen, durch die hiesige Kommandantur zugesendeten Briefen des Briefes und seines Inhaltes nicht erwähnen können, ohne mir Unannehmlichkeiten und Strafe zuzuziehen. Es würde leichtsinnig sein, wenn ich ohne genügende Gründe es wagte, doch sind diese nicht allein in Masse, sondern auch von Wichtigkeit vorhanden, und so kann bei aller angewandten Vorsicht dieser Schritt wohl von Deiner Seite gebilligt werden. Was ich in dem Briefe geschrieben habe, den Du durch die Behörde empfangen hast, ist buchstäblich wahr; aber einiges konnte ich Dir nicht füglich schreiben; so z. B. daß es mir hier höchst kümmerlich geht, daß ich in diesem letzten Monate bei einer höchst schwankenden Gesundheit nur dem Hunger durch Kommißbrot habe steuern können, da mir außer den 5 Talern Verpflegungsgeldern für diesen Monat kein anderes Geld geworden ist. Mein Mittagstisch ist nicht so gut wie der Deiner Knechte, am Abend habe ich nur einmal eine Wurst gegessen, sonst nichts Warmes, welches bei dem fürchterlich strengen Sturm und fortwährend starker Kälte doch höchst drückend ist. Für den Mittagstisch haben wir 2 Sgr. zu zahlen, des Morgens esse ich eine Mehlsuppe, d. h. Wasser und Mehl für 1 Sgr., nun habe ich für den Abend noch kein Brot und Butter, kein Licht, keine Wäsche (das Tabakrauchen, für mich in dieser Lage eine vorzüglichste Unterhaltung, habe ich schon aufgeben müßen, obgleich ich das Pfund nur zu 2 Sgr. rauchte.) In den früheren Monaten habe ich von unserem Kommandanten (nebenbei gesagt ein sehr guter Mann, der ganz gewiß tut, was er tun kann, um es

uns zu erleichtern) Zulage erhalten, er muß aber wohl sehr strenge Bestimmungen für uns erhalten haben, denn im Februar habe ich, wie oben gesagt, außer den 5 Sgr. pro Tag garnichts erhalten, weshalb denn auch noch im Deposito 5 Louisdor liegen. Nun wende ich mich an Dich, mir auf folgendem Wege Geld zu meiner Verfügung zu senden, es sei soviel es wolle, wenn nur etwas. Schicke die Antwort an E... in Brandenburg, lasse diesen eine Adresse an P... in Frankenstein in Schlesien machen und unter der letzteren eine „an die Frau Pastorin N. N.", so werde ich ihn sicher und unverraten erhalten. Was meine Gesundheit anbetrifft, so geht es in der letzten Zeit etwas besser; aber meine Augen! – Ich habe übrigens jetzt seit heute ein besseres helles Zimmer erhalten, wo ich doch etwas lesen kann, denn dass konnte ich früher nicht.

Man hat mir auf der Hausvogtei übrigens den Rest gegeben; durch ewiges Sitzen bin ich kränklich geworden, leide an schwachen Magen und bin, wie man hier sagt, höchst hypochonder. Zur Beglaubigung, wie ich früher behandelt worden bin, erhältst Du hierbei einen Brief, den ich in Berlin habe absenden wollen, den man mir jedoch zerissen zurückgesandt hat unter der Bemerkung: ich könnte ihn, wenn ich frei käme, in öffentlichen Blättern abdrucken lassen, jetzt dürfte ich ihn nicht an Dich absenden... Grüße alle von mir, die sich nach mir erkundigen. Ich sehe einer Antwort und der Erfüllung meiner Bitte sehnlichst entgegen Lebe wohl!

Magdeburg, 3 März 1838[1]

Vorgestern empfing ich auf dem Dir bekannten Wege Dein Schreiben de 12. Februar und beeile mich, Deine, wenn auch unnötigen Besorgnisse zu zerstreuen, zumal da sie wieder einen Beweis mehr geben, wie sehr Du für mein jetziges und künftiges Ge-

[1] Auch dieser Brief gelangte auf „inoffiziellem" Wege ohne Zensur an den Vater und zeichnet die Festung Magdeburgs freier, als es sonst möglich war.

schick sorgst. Warum wir hier fortkommen?... Unsere Zimmer liegen gänzlich nach Norden, so daß bis jetzt noch kein freundlicher Sonnenstrahl durch die Gitter und in das kleine, höher als das in der Kammer von Großmutters Schlafzimmer gelegene Fenster gedrungen ist; die Lokale sind so feucht, daß Stiefel, Bücher, ja selbst Holzwaren, vom Schimmel überzogen und verdorben werden. Die Heizung wird mit Luft bewerkstelligt, die unsinnigerweise oben hereinströmt, anstatt unten, so daß man kalte Füße und heißen Kopf erhält, ein herrliches Mittel, un künstliche Kongestionen nach dem Kopfe hervorzubringen; das Wasser ist Elbwasser, widerlich weich und zuweilen gänzlich durch Schmutz und Sand untrinkbar. Des Tages haben wir zwei Freistunden, die in einem von hohen Mauern umschloßenen und gegen Norden gelegenen Hofe abgehalten werden und dem man, der Gesundheit wegen, an jedem Ende eine große Kotgrube zugegeben hat, in welchen beiden Gruben sich die Abgänge von zirka 200 Menschen sammeln. Alle diese Umstände, vereint mit der äußersten Beschränktheit der Zimmer, in welchem jeden meist zwei Mann wohnen, erzeugte häufige Krankheiten, die in diesem vergangenen Sommer sich so häuften, daß über die Hälfte im Lazarett sich befanden, worunter auch ich... Auf Deine Furcht, das Entweichen betreffend, muß ich erwidern, daß ich bei Deinem Aufenthalte in B. 1833 schon das Versprechen gegeben habe, nicht zu entfliehen... und endlich daß ich Dich nie wieder sehen würde, welches der Hauptgrund ist. Also darüber beruhige Dich gänzlich, und wenn Du wüßtest, wie sehr ich mich in das Unvermeidliche gefunden habe, so würde dieser Gedanke Dir nie aufgestiegen sein... Deine Befürchtungen in Hinsicht der spirituosa muß ich in meiner jetzigen Stimmung ebenfalls für unbegründet erklären; ich habe im ganzen keine Neigung dazu, und wenn ich auch zuweilen Lust in mir spüre, meinen Vorsatz fallen zu lassen, so habe ich zwei herrliche Gegenmittel dagegen, die mich bis jetzt nicht im Stich gelassen haben, sie heißen Arbeit und Gebet. Wenn auch in G. kein gutes Bier ist, so empfinde ich diesen Mangel durchaus nicht, da ich seit einiger Zeit, freilich ist sie nur kurz, nur Wasser trinke, und so werde ich mit Gottes Hilfe diesen meinen größten Feind auch überwinden.

Soeben kehre ich aus der Freistunde in meine Zelle zurück, nach-

dem ich mich eine Stunde lang mit einer Arbeit unterhalten habe, die Du gewiß nicht rätst und von der ich früherhin nicht geglaubt habe, daß sie einmal in meinen Leben von mir vollbracht werden würde, ich habe nämlich den Hof gekehrt. Ein schmutzig Geschäft; aber doch ein Geschäft.

Dömitz, 13 Mai 1840

Du erhältst hier einen traurigen Brief, der mir sehr schwer zu schreiben sein wird, dessen Ende aber, wie ich hoffe, Dich etwas trösten und beruhigen wird. Ich habe wiederum zuviel Wein getrunken und bin krank gewesen, doch durchaus nicht bedeutend und mehr von Erkältung herrührend... man hat mich hier öffentlich zum... [diese Lücken, hier etwa: Trunkenbold, hat der überprüde Reuterbiograph verschuldet. Dem Herausgeber des vorliegenden Buches waren die Originalbriefe unzugänglich] gestempelt und eine darauf abzweckende Order erlaßen. Du siehst, meine Strafe ist eine sehr harte, viel härter, als Du sie mir meines Wissens noch auferlegen kannst; zumal ich mir noch immer das Zeugnis geben kann und muß, daß ich ein... nicht bin. Es gehen Tage, Wochen, Monate hin, wo ich an keine Getränke denke, wo nie die Lust dazu in mir erwacht, und dann mit einem Male verfalle ich auf die unseligsten Dinge. Wie ich diesmal dazu gekommen bin, kann ich Dir nicht sagen; ich weiß es selbst nicht; mein Inneres ist in zu großer Verwirrung, als daß ich mir über einzelne Dinge Rechenschaft geben könnte, und daß ich dies tun muß, ist höchst nötig, wenn ich überhaupt noch Hoffnung auf ein Dasein haben will.

Ich habe mir einen Plan entworfen, der vielleicht in Deinen Augen den Stempel der Übertreibung haben wird, der mir aber der einzige richtige scheint; ich gehe nicht eher von meiner Stube, bis ich nach der strengsten Prüfung mir selbst sagen kann: nun bin ich sicher oder nun bin ich frei... Ich lebe sehr mäßig, trinke nichts als Wasser und esse wenig; des Abends ein Teller voll Suppe, und

da wird es gut gehen; schicke mir aber keine sogenannten vernünftigen Leute auf mein Zimmer, sie werden nichts ausrichten, und rate mich [!] selbst nicht von meinem Entschlusse ab: ich werde Dir ungehorsam sein...

Dein letzter, so sehr liebevoller Brief traf mich in trauriger Stimmung, und in demselben Augenblicke, wo ich heiße Tränen des Dankes weinte, daß die Vorsehung mir einen so guten, liebevollen Vater gegeben, hast Du vielleicht Tränen des Kummers über einen ungeratenen Sohn geweint. Aber tröste Dich, Vater, es kann noch besser mit mir werden, denn es ist schon viel besser geworden; früher hätte ich unter solchen Verhältnissen, in denen ich jetzt lebe, unbedingt unterlegen; jetzt aber nicht, und nur eine unendliche Traurigkeit hat sich meiner bemeistert, die durch die jetzt unwiederbringlich zerstörte Hoffnung, von der mein Brief handelte, unendlich erhöht wird...

Noch einmal, mein lieber Vater, vergib mir und störe mich nicht in meinem Plan; er scheint überspannt, ist es aber nicht.

Für heute schweige ich, nach 8 Tagen ein mehreres, und zwar nicht über diesen Gegenstand. Lebe wohl und denke mit Güte an

Deinen Sohn

JULIUS ROBERT MAYER

geb. 1814, gest. 1878, Naturforscher und Physiker. Konstruierte schon mit zehn Jahren ein »perpetuum mobile« und beschäftigte sich mit der Frage, warum es stehen blieb, der Frage, deren Beantwortung sein Leben gewidmet war. Bis 1837 studierte er Medizin, unterstützt von seinem vermögenden, liberalen Vater. Nach einer Reise nach München und Paris geht er 1840 als Schiffsarzt von Rotterdam nach Java, wo er vier Monate bleibt. Er kehrt zu den Eltern zurück und beginnt mit seiner epochalen Arbeit: »Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur«, in der er das Prinzip von der Erhaltung der Kraft aufstellt, das besagt, daß sich mechanische Arbeit nicht aus Nichts erzeugen läßt. Mayer basiert es auf seiner genialen Beobachtung, daß das Venenblut in Java anders gefärbt ist als in kälteren Ländern.

Der Vater, »ein in jeder Hinsicht tüchtiger und gewissenhafter Apotheker« war es, der den Sohn für das Studium der Medizin bestimmt hatte, da er früh dessen Neigung und Begabung für Naturwissenschaften erkannte. Die Beziehungen zwischen Vater und Sohn waren bei aller Offenheit immer ein wenig trocken und formell.

Rotterdam, 18. Februar 1840
Hôtel de l' Europe

So wär ich denn wieder im alten Nest
Th. Körner.

Lieber Vater!

Die Briefe vom 3. und 10. dieses werden Dir zugekommen sein, und ich will denselben Paris betreffend nichts mehr hinzufügen. Ich verließ diese Hauptstadt der Welt, die jedem je länger desto teurer wird, mittags 11$^{3}/_{4}$ Uhr den 14. dieses gesund und froh nach eingenommenem guten Déjeuné, das meine Freunde mir setzten, und fuhr mit Sturmeseile Holland zu. Ohne gerade viel abergläubischer zu sein als ein junger Doktor, war es mir doch nicht unlieb, Herden weißer Schafe zu begegnen, während bei

meinem ersten Eintritte in Holland Scharen schwarzer Vögel mich erschreckten.

An der belgischen Grenze kam ich mit gutem Glück trotz empörender Schikanen mit meiner Deklaration durch, nachdem ich auf viele Bureaux herumgeschickt und meine sorgfältig gepackte Bagage auf die lächerlichste Art bis auf den Grund auseinandergerissen worden war...

In Antwerpen kam ich 8 1/2 Uhr abend an. Nichts Romantischeres kann man finden als diese Eisenbahnfahrten bei Nacht, wo das Feuer der Maschine oft plötzlich den Weg bedeckt und andre Wagenzüge mit vom Wiederschein glühenden Rädern vorbeifliegen...

Gestern früh begab ich mich auf das Schiff „Java" das nun in Ladung liegt, und, kam mir (bei unserem ersten Zusammentreffen) der Kapitän, Namens Zeeman, mit seinem damals anscheinend abstoßenden Wesen von übler Vorbedeutung vor, so fand ich mich heute wirklich auf angenehme Weise enttäuscht; es ist ein schlichter aber reeler Mann, der heute wieder, wie vor meiner Abreise nach Paris den Wunsch gegen mich ausdrückte, daß ich mich vorzüglich an ihn anschließen solle...

Morgen werde ich ihm eine Saffianschreibtafel, mit Tintenzeug, die ich ihm von Paris mitnahm übergeben; sie kostete 15 Francs und ist mit einem silbernen Feder- und Bleistifthalter versehen...

Heute wurde ich gemustert, d. h. ich schrieb mich auf die Schiffsliste ein und erhielt hierbei 100 Gulden für die Monate Februar und März... Mein Hüttchen (kleines Privatzimmer) in dem zugleich die Apotheke aufgestellt ist, ist hell und nett, Passagiere haben wir leider hierzu keine: die Equipage besteht in allem aus 28 Mann. Mit Wahrheit gesprochen, gehe ich mit allerbestem Mute in See...

Der Requisitenzettel der Apotheke ist mit seinen 89 Mitteln etwas unvollständig ausgefallen, und es ist nun bereits für mich ein Wirkungskreis, das Fehlende nachzuholen, wobei ich freie Hand und geschloßenen Beutel habe...

In Hoffnung eines baldigen lieben Briefes von Euch grüsse und küsse ich Euch alle herzlich.

Dein gehorsamer Robert



Der Vater Bismarcks

OTTO VON BISMARCK

geb. 1815, gest. 1898. Sein Vater Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, Rittmeister (1771–1845), ein kleiner, dicker Mann, lernte in Berlin seine Frau, die Tochter des Kabinettrates Menken kennen und erlebte in den ersten Jahre seiner Ehe große Aufregungen durch die unter Soult vorrückenden Franzosen. Seine Verluste gab er damals mit 7997 Reichstalern an. In seinem Paß von 1835 steht: 5 Fuß 10 Zoll groß, mit graumeliertem Haar, flacher Stirn, braune Augenbrauen, blaugraue Augen, rundes Kinn, volles bartloses Gesicht. Als junger Offizier wird von ihm gesagt, daß er ungemein dreist reite, dagegen läßt ihn sein Oberst nicht zum König zu, da »der überkomplette Junker von Bismarck« für eine Vorstellung zu klein sei. 1793 wird er bei Kaiserslautern verwundet.

Otto von Bismarck entsagte der Beamtenlaufbahn und widmete sich auf Wunsch der Vaters der Bewirtschaftung der Pommerschen Güter. Um die Langeweile zu bekämpfen, führte er die Rechnungsbücher zum Teil auf Französisch und mit größter Genauigkeit (Trinkgeld: 10 Silbergroschen). In seinen Notizbüchern aus dieser Zeit stehen Eintragungen in mehreren Sprachen und über die verschiedensten Themen: »Das Leben ein Schattenspiel« steht zum Beispiel ohne Kommentar irgendwo, oder: »Ein schlechter Komödiant, der nur eine Stunde auf die Bretter springt und dann vergessen bleibt, oder der eine schon gehörte Mähr von einem Narren erzählt, voll Wuth mit großen Worten und doch nichts bedeutend«. Sein Leben in Pommern endet durch seine Wahl zum Abgeordneten der Ritterschaft des Kreises Jerichow. 1847 heiratet er und erlebt, genau wie der Vater im ersten Jahre der Ehe, schwere Kämpfe: die Revolution von 1848.

London, 28. 7. 42

Lieber Vater,

Seit ich Dir zuletzt aus York schrieb, habe ich vieles Merkwürdige gesehen. In York ist weiter nichts interessant als das imposant schöne Münster mit vielen alten Denkmälern, die nirgends so gut erhalten sind als hier, weil nie fremde Truppen im Lande. Au-

ßerdem sah ich die Kasernen und Ställe des Husarenregiments Prinz Albrecht, dessen Oberst der wegen seines Duellprocesses vor dem Oberhause bekannte Lord Cardigan ist. Die Offiziere waren, obgleich ich keinen von ihnen kannte äußerst artig, luden mich zu Mittag ein und zeigten mir Alles. Die Pferde dieser Husaren sind durchschnittlich bedeutend schwerer und größer als die unsrer garde du corps; die Ration der Remontepferde, welche noch garnichts thaten, ist fast 4 Metzen Hafer und 12 Pfund Heu... In Manchester machte ich die Bekanntschaft eines Maschinenbauers, die mir sehr nützlich wurde. Ich habe durch seine Vermittlung die größte Maschinenfabrik der Welt und andre interessante Manufacturen, die sonst nicht leicht gezeigt werden, gesehn. Überhaupt kann ich nicht genug die außerordentliche und meine Erwartung weit übertreffende Höflichkeit und Gefälligkeit der Engländer rühmen; auch die geringsten Leute sind artig, sehr bescheiden und verständig, wenn man mit ihnen spricht. Diejenigen, die viel mit Fremden in Berührung kommen, Lohnkutscher, Lastträger, haben natürlich viel Neigung zu prellen, geben sich aber, wenn sie sehn, daß man Sprache und Gebrauch kennt und entschlossen ist, sich nicht einschüchtern zu lassen... Es ist das Land für starke Esser. Die Abwechslung in der Küche ist gering; Roastbeef, Hammel Schinken (gekocht), Speckseite, gebratenes Lamm, Kalb, Eier und Kartoffeln stehn zu jedem Frühstück auf dem Tisch, des Mittags kommt Fisch und eine infame Obsttorte dazu. Die Suppen sind mit schwarzem und rothem Pfeffer so gewürzt, daß wenige Fremde sie essen können. Portionsweise wird nie gegessen, sondern von jeder dieser Fleischsorten stehn, auch beim Frühstück, die colossalsten Stücke, wie wir sie garnicht kennen, vor Dir, und Du schneidest und issest davon, so viel und so wenig Du Lust hast ohne Einfluß auf die Bezahlung... Rauchen ist fast überall, auch in Privatzimmern (durch die Wirthe) verboten; auf der Eisenbahn bei 13 Thlr. 10 Sgr. Strafe; desto besser, denn Cigarren sind schändlich schlecht und zahlen 3½ Thlr. pro Hundert Zoll. Lebe recht herzlich wohl, ich schreibe bald mehr.

Dein gehorsamer Sohn

Otto

Lieber Vater,

Bei dem anhaltenden und starken Regenwetter, welches wir seit fast 14 Tagen haben, mußte ich täglich mit Besorgniß an die böse Elbe denken, wie ihr Abfluß dadurch verzögert wird. Doch hat, wie ich aus Deinem Briefe sehe, der Regen auch sein Gutes. Ich kann mir denken, daß Du am Ende die Geduld verlieren mußt und kleinmüthig werden, wenn man bei so großem Unglück nichts thun kann, als zusehn und abwarten. Ich wollte nur, daß ich Dir mit irgend etwas helfen könnte; das Einzige wäre noch, daß ich von Deinen Schaafen nach der Schur zur Weide hernähme, wenn Du es für gut hältst. Die Ostpreußen sagen zwar es sei besser in der Niederung zu versaufen, als auf der Höhe zu verhungern, indessen wenn sie sich auch nicht satt fräßen, da mir wegen des Übergangs die Weide etwas knapp ist, so glaube ich doch, daß sich 2 bis 600 mit durchfressen würden, wenn Du den weiten Weg nicht fürchtest. Mit der Wirthschaft hier geht es so mäßig, nur die Bestellung will bei dem ewigen Regen nicht vorrücken und kann zum Theil nur unvollkommen besorgt werden. Im Raps werde ich eine sehr schlechte Ernte machen; fast die Hälfte ist zum Umpflügen und das andere taugt nicht viel; der letzte große Schnee am 12. April hat es ihm gethan. Die Rieselwiesen sehn sehr gut aus; die Zampelwiesen stehn noch meist unter Wasser, und da ich sie im vorigen Jahre aus diesem Grunde gar nicht mähen konnte, so macht mich der viele Regen etwas besorgt... Heut zum Fest bin ich in Cardemin eingeladen, morgen in Cumerow, Zimmerhausen und Schlossin. Ich wollte, die Leute kauften mir lieber mein Mastvieh ab, anstatt mich zu Mittag zu bitten. Die Hammel hat noch nicht einmal einer angesehn und in Berlin fallen die Preise täglich. – Das braune Pferd bitte ich Dich à tout prix zu verkaufen, 130 Thaler ist viel Geld dafür, ich bin froh, wenn ich 100 wiederbekomme. Mein früherer Gärtner, Herrmann, wird nicht wieder zu mir ziehn, da er darauf bestand, am Inspektortisch essen zu wollen. Ich hätte gern einen von der Sorte, wie Deiner ist, der verdient sein höheres Lohn vollkommen; solltest Du dort von einem hören, so schreib mir doch; denn den jetzigen werde ich wohl nicht länger als bis zum Herbst behalten, da er verheirathet ist und noch andre Untugenden

hat. – Vielen Dank für die vortrefflichen Kibitzeier, es ist recht freundlich von Dir, daß Du in Deiner Noth noch an hungrige Pommern denkst; sie kamen sehr gut hier an und waren vortrefflich verpackt. Heut haben wir Sonnenschein, aber es sieht doch noch nach Regen aus...

Leb recht wohl, mein lieber Vater, und bleib gesund; ich hoffe ja, daß wir noch vergnügt und trocknen Fußes wieder nach der Ziegelei gehn werden. Viele Grüße an Bellin.

Kniephof, Pfingstsonntag, 11. Mai 1845

Dein gehorsamer Sohn

Bismarck

In der ganzen Belgarder-Neustettiner Gegend und weiterhin steht das Korn niederträchtig und der Raps ist umgepflügt, in Gramenz 250 Morgen.

EMANUEL GEIBEL

geb. 1815, gest. 1884. Lyriker und Schriftsteller, war das siebente Kind, das vorletzte seiner Eltern. Der Vater, Johannes Geibel, Pastor in Lübeck, war streng religiös, sehr ernst und wortkarg und wünschte die theologische Laufbahn des Sohnes, obwohl er selbst poetisches Talent besaß. Der hier wiedergegebene Brief zeigt den großen Umschwung im Leben Emanuels, den er – obwohl er sonst immer an die Mutter schreibt – doch ausführlich und vertrauensvoll dem verschlossenen Vater mitteilt: er will nach Griechenland, das er »mit der Seele sucht«. Zwei Jahre nach seinem Eintreffen, im Jahre 1840, erscheint das erste Bändchen Gedichte, das kaum Beachtung findet, aber Geibel erlebt selbst noch die hundertste Auflage.

Berlin, den 29. Dec. 1837[1]

Lieber Vater.

Gestern nach mittag ließ Bettina[2] mich zu sich rufen, und als ich kam eröffnete sie mir Folgendes: Der griechische Fürst Katakazis in oder bei Athen, ihr und Savigny weitläufig verwandt und beiden persönlich bekannt als ein Mann von edler Gesinnung, sucht einen Hauslehrer für seine 10 – 12jährigen Söhne, und hat sich deswegen an Savigny gewandt. Er verlangt: 1. hauptsächlich und vor Allem gründliche Kenntniß und gute Aussprache des Deutschen, und Bekanntschaft mit der deutschen Literatur 2) Kenntniß des Altgriechischen 3) des Latein 4) des Französischen 5) Bekanntschaft mit dem Engl. 6) eine allgemeine Bildung, was Geschichte, Geographie etc. betrifft. Die Verpflichtung würde auf 3 Jahre sein, die Bedingungen: freie Station, und außerdem 2000 Franken (500 Thaler Gold) Gehalt; und wenn es beiden Theilen länger als drei Jahre gefiele, noch 500 Franken Zulage,

[1] Der einzige an den Vater gerichtete Brief, der sich erhalten hat. – [2] Bettina von Armin

nebst mehreren nicht unerheblichen Vortheilen... Ich bin auf die Sache mit Freuden eingegangen, natürlich mit dem Vorbehalt, daß Du Dich nicht entschieden dagegen erklärtest. Den Forderungen hoffe ich Genüge leisten zu können. Freilich muß ich mir noch den Gebrauch der französischen Sprache aneignen, was mir jedoch, wenn ich mich mit allen Kräften auf dies Eine Feld werfe, bis Ostern möglich scheint. Lehrstunden, Lektüre und Theater in französischer Sprache verbunden mit dem Umgang mit Franzosen sind die mir hier zu Gebote stehenden Mittel. Die Vortheile, die mir aus einer solchen Stellung erwachsen müssen, sind einleuchtend und scheinen mir die Unbequemlichkeiten derselben bei Weitem zu überwiegen. Außerdem, daß ich Welt und Menschen kennen lerne, daß in neuen Sprachen sich neue Gebiete des Wissens mir eröffnen, daß das Altgriechische mir lebendig wird durch die praktische Erlernung des Neugriechischen, werde ich in Griechenland sein, ein Grund, der an und für sich schon hinreichen möchte, den Menschen wie den Philologen zu jeder derartigen Unternehmung anzuspornen. Nebenher sind die glänzenden Bedingungen wohl zu beachten, vielleicht auch die Hoffnungen für die Zukunft, die sich in solchem Lande an solche Stellung knüpfen ließen. – ... Die bestimmte Entscheidung kann wegen der weiten Entfernung erst in 2 Monaten, also erst kurz vor Ostern, dem Abgangstermine eintreffen... Mit Mutter bitte ich dich, bis Gewißheit da ist, nicht von der Sache zu reden. Sie würde sich, vielleicht ganz vergebens, Sorge darum machen... Bettina meint, es wäre sehr gut, wenn Du ein Paar Worte an Savigny schreiben wolltest, und ich bin ganz derselben Überzeugung. Ich weiß es wohl, wie ungern Du in solchen Fällen zur Feder greifst. Doch diesmal, wo vielleicht das Schicksal meines ganzen zukünftigen Lebens auf dem Spiele steht, hoffe ich keine Fehlbitte zu thun. Nur müßtest Du baldmöglichst schreiben; etwa so, Du wüßtest, daß es Jahrelang mein sehnlichster Wunsch gewesen, Griechenland zu sehen, und du würdest es deshalb meinetwegen für ein großes Glück ansehen, wenn etc. Mein Charakter wäre so und so; daß ich das Alterthum, bes. das griechische liebte, wüßtest Du; Gewandtheit im Deutschen, vielleicht selbst Schönheit der Form hätte ich von jeher mit besonderer Vorliebe mir zu erwerben gesucht; endlich wärest Du

überzeugt, daß ich die Sache mit frohem Muthe, mit bester Kraft und bestem Willen angreifen würde. – Glaube ja nicht, daß ich Dir vorschreiben will, ich wollte Dich nur auf die Punkte aufmerksam machen, auf die es hauptsächlich ankommt. – Und nun noch Eine Bitte, die du wenn du sie nicht erfüllen kannst, doch verzeihen willst. Ich werde in diesem Vierteljahr sehr viel ungewöhnliche Ausgaben haben!... könntest Du mir diesmal mehr schicken? – Ist es doch hoffentlich das Letzte, was Du für mich aufwenden wirst.

Ich habe Dir nur Thatsächliches geschrieben. Was ich fühle, Bangen, Hoffnung und Dank, kann ich nicht aussprechen. Meiner Aufregung wirst Du verzeihen, wenn manches in dem Briefe nicht so klar ausgesprochen ist, als es wohl sollte. Ueber meine sonstigen Angelegenheiten werde ich morgen oder übermorgen an Mutter schreiben. Antworte bald, wenn auch nur wenige Worte. Mit herzlichem Gruße und dem besten Glückwunsch zum neuen Jahre.

Dein Emanuel

THEODOR STORM

geb. 1817, gest. 1888, Dichter, wuchs im Hause seines Vaters ohne eigentliche Erziehung auf. Der Vater, ein Müllerssohn, kurzer stämmiger, sehr beherrschter, humorloser Mann von heftigem Temperament und »von einer keuschen Ehrenhaftigkeit«, fand als beschäftigter Rechtsanwalt kaum Zeit und Lust, sich mit den Kindern abzugeben. Aber auch die im übrigen sanfte und kluge Mutter beschäftigte sich nicht eben zärtlich mit ihnen. Eine plattdeutsche Märchenerzählerin, Lena Wies, hatte stärkeren Einfluß als die Eltern. »Gelernt habe ich nie etwas Ordentliches, auch das Arbeiten an sich habe ich erst als Poet gelernt«, sagt Storm von sich selbst. Der alte Storm hat sein Leben lang nichts anderes von den Werken seines Sohnes gelesen als die Novelle, die sich mit der genannten »Lena Wies« beschäftigt, Schreiben war ihm eine »brotlose Kunst«. Als der Sohn später Amtsgerichtsrat in seiner Vaterstadt Husum geworden war, besuchte er mit seinem Bruder den Vater täglich, der Alte aber kam in neun Jahren nur ein einziges Mal zu ihm.

Nachdem seine Frau an ihrem siebenten Kinde gestorben war, schreibt er an Mörike: »Gleichwohl bin ich nicht der Mann, der leicht zu brechen ist... vor mir liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit!« Diese Mischung von Männlichkeit und zartester Empfindungsfähigkeit, typisch deutsch wie Storm eben war, kennzeichnet ihn ganz. So scherzt er über seine Stellung in der Literatur, im Vergleich zur »Classizität«: »... und da werde ich mich jedenfalls mit einer Seitenloge begnügen müssen«. Und Mörike sagt über ihn, seinen Freund: »Sie haben das an sich, so leise zu überraschen.« Sonderbar, daß Storms letzte Arbeit, kurz vor seinem Tode: »Das Armesünderglöcklein« heißt, der Tod und Leben innig zugewandte Dichter mag den großen Herrn kommen gefühlt haben...

Potsdam, d. 24. Febr. 1854

Mein lieber, guter Vater! Ich dachte es wohl, daß mein Brief Euch Sorge machen würde, aber was sollen Briefe überhaupt, wenn man nicht ganz schreibt, wie es einem ums Herz ist...

Ich bin... noch matt und kann nichts Ordentliches beginnen... Vorn und hinten habe ich ein großes Pflaster, alle 72 Stunden erhalte ich einen Schnaps. Darin besteht die ganze Cur des hier und in Berlin hochberühmten Magenleiden concessionierten – Voigt... Wie mich Eure Briefe oder vielmehr uns Beide auf's Tiefste rühren und erfreuen, kann ich nicht ausdrücken. Es ist das größte Fest, wenn so ein Päckchen aus der Heimat ankommt...

Constanze und ich waren in der letzten Zeit zweimal in Berlin. Einmal bei Merkels zum Mittag essen, und einmal bei Kugler's... nur daß bei Kugler's auch der alte berühmte Dichter Joseph Freiherr von Eichendorff zugegen war, der, in einem entlegenen Stadtteil Berlins in der Stille seine letzten Tage lebt[1]... Es ist ein Mann von mildem, liebenswürdigem Wesen, viel zu innerlich, um was man gewöhnlich vornehm nennt, an sich zu haben. In seinen stillen blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt. Es ist übrigens schon ganz weiß. Das Portrait vor seinen Werken – seht es Euch einmal ordentlich an – ist nur in den Gesichtsformen ähnlich; der Ausdruck des Gesichtes, namentlich der Augen, ist vollständig entgegengesetzt.

Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, mit dessen Werken ich seit 18 Jahren im intimsten Verkehr gestanden, und der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat. Ich sagte ihm das auch, und er war sehr herzlich und lieb. Fontane brach in die Worte aus: „Es ist doch etwas Famoses um einen alten Poeten, wenn er ein Echter ist"...

Constanze und die Kinder sind so gesund, daß sie alle Gesundheit für sich alleine zu consumieren scheinen...

Grüße an Großmutter, Cäcilie und Lena Wies, meine alte Freundin, nicht zu vergessen.

Dein Theodor

[1] Eichendorff war 66 Jahre alt.

Heiligenstadt, 1. Pfingstsonntag 1857

Mein guter Vater!

Mein Gewissen macht mir fast Vorwürfe, daß ich auf Deinen letzten liebevollen Brief noch nicht geantwortet habe, aber mir ist die letzte Zeit garnicht danach zu Mute gewesen. Die Mühen des Umzuges und des Einwohnens mit den Kindern, ein zeitweiliges die ganze Zeit des Tages in Anspruch nehmendes Anschwellen der Berufsarbeiten, und dazu mein im vorigen Jahr zuerst aufgetretenes Magenübel, wie es scheint durch den Frühling wieder hervorgerufen – das Alles zusammen hat mich die letzte Zeit recht abgenutzt. Es ist merkwürdig, wie es die Gemütsstimmung niederdrückt und das Denken und Schaffen des Geistes, das Produzieren meine ich eigentlich, ganz aufhebt, wenn man nicht frei in die Welt hineinsehen kann.

Deine Geldsendungen haben mich vorläufig vor Nahrungssorgen bewahrt und winde ich mich bis zum nächsten Quartal wohl durch...

Unsere Wohnung ist ganz behaglich. Drei Stuben liegen nach vorne in der ersten Etage... nach Norden liegt ein kleines Stübchen ohne Ofen, worin grade nur der Eßtisch stehen kann mit sechs Stühlen herum. So:

[Zeichnung]

Nach hinten in einem angebauten Flügel liegen noch zwei heizbare Stuben und die Küche.

Den Knopf[1] gab Karl am folgenden Tage, nachdem er ihn verschlungen, wieder von sich. Beim Umzuge machte er aber einen neuen Witz. Die nur halb ausgebrauchte Latwergenkruke war auch mit in die neue Wohnung getragen und bei der Gelegenheit in seine Hände geraten. Da es ihm nun gut geschmeckt hatte, so nahm er keinen Anstand, den ganzen Rest auf einmal zu sich zu nehmen. Denkt Euch unser Entsetzen, als am Abend... der Junge plötzlich erwacht und sich nun... die schönste Wirkung der genossenen Delikatesse herausstellt. Es hat ihm aber nichts geschadet...

[1] Der Junge hatte einen Knopf verschluckt. Als der Bescheid des Arztes mit dem Purgiermittel („Latwerge") kam, hatte er ausgerufen: „Papa, ich sterbe nicht".

Heiligenstadt, 11. April 1858

Lieber Vater...

Ich habe eine saure Zeit[1] gehabt die letzten Wochen, bin aber doch gut durchgekommen, ohne meinen Collegen wieder zur Last zu fallen. Und jetzt geht es schon recht gut, obgleich ich noch mitunter des Nachmittags auf meinem Sofa in einen festen Schlaf falle. Ich glaube sogar meine Seele wird wieder jung, denn – was ich in Jahren nicht vermocht – ich mache wieder Verse, und Ihr sollt sie nächstens sehen. Noch vor einem Vierteljahr, wo bei Gelegenheit einer neuen Versendung (nicht Auflage) meiner Gedichte, die glänzendsten Besprechungen derselben von den verschiedensten Blättern gebracht wurden, ging der Aufruf der Berliner Montagspost am Schlusse ihres desfallsigen Artikels, ,,der Dichter möge aus seiner Beschaulichkeit doch endlich wieder unter ein Puplicum treten, dem er je länger, je lieber werden müsse" – spurlos an mir vorüber.

Nun aber ist's als käme plötzlich wieder Leben und Wärme in mein Herz und als würde ich noch einmal wieder ich selber werden. Das erste Jahr in Potsdam – wenn eine gütige Macht das aus meinem Leben hätte nehmen können – das ging über meine Kräfte.

Heiligenstadt d. 10. April 1862

Lieber Vater, habt Dank für Eure lieben Briefe... Vor etwa 14 Tagen haben wir unsern alten Landsmann Brunn begraben. Etwa 8 Tage darauf macht mir der älteste Sohn, Buchdrucker und Verlagsbuchhändler in Münster, ... der Einzige den der alte Brunn für seinen rechten Sohn gehalten haben soll – denn dieses Ehepaar gehörte noch der lustigen Zeit von König Jeromes Karneval[2] an – seine Visite, um mich zu bitten, ihm auch einmal ein Werk von mir in Verlag zu geben, worum es ihm außerordentlich zu tun

[1] Schwere Erkältung mit Fieber und Nervenaffektion. – [2] Napoleons Bruder Jerome, genannt „König Lustik", regierte in Westfalen.

schien[1]... Für die Leser meiner Novelle „Im Schloß" bemerkte ich, daß die Redaction S 179, Sp 2 ohne mein Wissen und Willen, einen großen Teil des Gesprächs... durch nicht von mir herrührende Worte „böse, böse Dinge" ersetzt hat. Auch das darauf folgende ist vermanscht... Wenn Du einmal versuchen wolltest, sie zu lesen, lieber Vater, würdest Du darin einen Besuch auf dem Vordamm abstatten können. Die Vorstellungen Deiner Heimat liegen bei meinen Knabenerinnerungen tief in meiner Seele. In der „Nationalzeitung" laß ich gestern über mich: mein Gepäck sei nur leicht, aber wertvoll, es habe etwas von der Salbe des Derwisch, die ihm, wenn er sein linkes Auge damit bestrich, den Blick in die geheimnißvollen Schätze der Tiefe eröffnete. Ist das nicht ein anmutiges Compliment?... zumal ich mich vergebens bemüht habe, einen ehrerbietigen Protest seitens der Collegii durchzusetzen... Die Wahlagitation der reaktionären Partei ist in der Tat so abscheulich, daß man vor moralischem Ekel kaum noch die Zeitung lesen kann...

Die allgemeine Osterbeichte, die ich in der Veronika angegriffen, hat mir vorgestern doch ein gestohlenes Taschentuch wiedergebracht, das Mädchen fand es Abends gewaschen und zusammengelegt, unter die Haustür geschoben.

Draußen ist jetzt hartes trübes Wetter,... Und vor 14 Tagen dachten wir nicht mehr an Heizen, und unsere Flur war so blau von Veilchen, daß wir vier Biergläser dick voll in der Stube hatten. Lebt wohl für heute.

Euer Theodor

Rüstungen 2 Meilen von
Heiligenstadt, 10. Mai 1862

Lieber Vater, ich sitze hier mit Ernst und meinem alten Protokollführer zwischen Berg und Wald in einem hübschen Dörfchen, um eine Greisin zu vernehmen, die nicht mehr an Gerichtsstelle

[1] „Auf der Universität" 1863

vernommen werden kann. Da hat denn das Gericht zu ihr kommen müssen. Es ist eine Pracht, wie im Walde, durch den der Weg geht die jungen Buchenschläge grünen...

Was die Erlasse unserer Minister betrifft, so sind sie an sich eine grobe Unsittlichkeit, ein öffentlicher Demoralisationsversuch des Beamtenstandes, und eine Nation, der die öffentliche Sittlichkeit am Herzen liegt, mußte dagegen protestieren, wie sie es denn auch in eklatanter Weise getan hat... Das hat mit Demokratie und Monarchie (der Gegensatz ist hier das verrottete Junkertum) nichts zu tun. Jedenfalls aber darf man keinen Vergleich aufstellen, zwischen dem zusammengewürfelten Conglomerat, was sich die vereinigten Staaten von Nordamerika nennt und dem ganz ohne Gleichen, auf solidester geistiger Entwicklung ruhenden Norden Deutschlands. „Intelligenz und Sittlichkeit," sind Kräfte, die zur Geltung kommen müssen, und die nicht dulden können, daß Beschränktheit und Unsittlichkeit regiere; in welcher Form dies schließlich geschieht, darauf kann nichts ankommen.

Du wirst über den Idealisten lachen, lieber Vater, beziehungsweise etwas schelten, aber am letzten Ende pflegen die Idealisten doch Recht zu behalten, wenn auch mitunter vielleicht erst hundert Jahre, nachdem sie begraben sind.

KARL MARX

geb. 1818, gest. 1883, Schöpfer des Sozialismus. Geistige und herzliche Beziehungen engster Art verbanden Sohn und Vater von früh auf. Dieser, Rechtsanwalt in Trier, lebt ganz in den Ideen der Aufklärung und Humanität des achtzehnten Jahrhunderts, weiß »die Schriften Rousseaus, Lockes und Lessings auswendig«, ist politisch konservativ, Patriot, Anhänger Preußens und monarchisch und tritt, als der Sohn sechs Jahre alt ist, aus der jüdischen Gemeinschaft aus, um dem, wenn auch längst nicht mehr tatsächlich bestehenden Zwange des Ghettos zu entfliehen und Europäer zu werden. Der als Erzieher allzu nachgiebige Mann liest mit dem Sohn Voltaire und Racine, disputiert mit dem Halbwüchsigen über Philosophie, Religion und Geschichte, erkennt bald den »leidenschaftlichen Hang zum Altruismus« und sagt ihm voraus, daß er im Sinne der Humanität wirken werde. Ein Zeitgenosse schreibt, Karl Marx habe drei Heilige: Vater, Mutter und Gattin. Der Tod des geliebten Vaters war für den wilden und eigenwilligen Zwanzigjährigen der erste Schatten, den das Leben über seinen Weg warf. – Um ihn als reifen Mann zu kennzeichnen, sei hier eine halb ernste, halb scherzhafte Selbstcharakteristik wiedergegeben, die er anläßlich eines englischen Gesellschaftsspieles seinen Töchtern niederschrieb:

Ihre Lieblingstugend: Einfachheit
Ihre Lieblingstugend beim Mann: Kraft
Ihre Lieblingstugend bei der Frau: Schwäche
Ihre Haupteigenschaft: Konzentration des Strebens
Ihre Auffassung von Glück: Zu kämpfen
Ihre Auffassung von Unglück: Unterwerfung
Das Laster, das Sie am ehesten entschuldigen: Leichtgläubigkeit
Das Laster, das Sie am meisten verabscheuen: Kriecherei
Ihre Abneigung: Martin Tupper (sehr berühmter englischer Skribent flachster Art 1810 – 1889)
Ihre Lieblingsbeschäftigung: Herumstöbern in Büchern
Ihr Dichter: Shakespeare, Aeschylos, Goethe
Ihre Schriftsteller in Prosa: Diderot
Ihr Held: Spartakus
Ihre Heldin: Gretchen
Ihre Blume: Lorbeer (!)

Ihre Farbe: Rot
Ihr Lieblingsname: Laura (Tochter), Jenny (Frau und Tochter)
Ihr Lieblingsgericht: Fisch
Ihre Lieblingsmaxime: Nichts Menschliches bleibt mir fremd
Ihr Lieblingsmotiv: An allem ist zu zweifeln

Berlin, den 10. November [1836 oder 1837]

Theurer Vater!

Es giebt Lebensmomente, die wie Grenzmarken vor eine abgelaufene Zeit sich stellen, aber zugleich auf eine neue Richtlinie mit Bestimmtheit hinweisen. In solch einem Uebergangspunkt fühlen wir uns gedrungen, mit dem Adlerauge des Gedankens das Vergangene und Gegenwärtige zu betrachten, um so zum Bewußtsein unserer wirklichen Stellung zu gelangen. Ja, die Weltgeschichte selbst liebt solches Rückschauen und besieht sich, was ihr dann oft den Schein des Rückgehens und Stillstandes aufdrückt, während sie doch nur in den Lehnstuhl sich wirft, sich zu begreifen, ihre eigene, des Geistes That geistig zu durchdringen. Der Einzelne aber wird in solchen Augenblicken lyrisch denn jede Metamorphose ist theils Schwanensang, theils Ouverture eines großen neuen Gedichts, das nach verschwimmenden, glanzreichen Farben Haltung zu gewinnen strebt; und dennoch möchten wir ein Denkmal setzen dem einmal Durchlebten, es soll in der Empfindung den Platz wiedergewinnen, den es für das Handeln verloren, und wo fände es eine heiligere Stätte, als an dem Herzen der Eltern, dem mildesten Richter, dem innigsten Theilnehmer, der Sonne der Liebe, deren Feuer das innerste Zentrum unserer Bestrebungen erwärmt!...

Wenn ich also jetzt am Schlusse eines hier verlebten Jahres einen Blick auf die Zustände desselben zurückwerfe und so, mein theurer Vater, Deinen so lieben, lieben Brief von Ems beantworte, so sei es mir erlaubt, meine Verhältnisse zu beschauen, wie ich das

Leben überhaupt betrachte, als den Ausdruck eines geistigen Thuns, das nach allen Seiten hin, in Wissen, Kunst, Privatlagen[,] dann Gestalt ausschlägt. Als ich Euch verließ, war eine neue Welt für mich erstanden, die der Liebe, und zwar im Beginne sehnsuchtstrunkener, hoffnungsleerer Liebe. Selbst die Reise nach Berlin, die mich sonst im höchsten Grade entzückt, zur Naturanschauung aufgeregt, zur Lebenslust entflammt hätte, ließ mich kalt...

In Berlin angekommen, brach ich alle bis dahin bestandenen Verbindungen ab, machte mit Unlust seltene Besuche und suchte in Wissenschaft und Kunst zu versinken.

Nach der nachmaligen Geisteslage mußte nothwendig lyrische Poesie der erste Vorwurf, wenigstens der angenehmste, nächstliegende sein, aber, wie meine Stellung und ganz bisherige Entwicklung es mit sich brachten, war sie rein idealistisch. Ein ebenso fernliegendes Jenseits, wie meine Liebe, wurde mein Himmel, meine Kunst... Die ganze Breite eines Sehnens, das keine Grenze sieht, schlägt sich in mancherlei Form und macht aus dem „Dichten" ein „Breiten".

Nun durfte und sollte die Poesie nur Begleitung sein; ich mußte Jurisprudenz studiren und fühlte vor allem Drang, mit der Philosophie zu ringen...

[Folgt eine breite Schilderung einer von ihm verfaßten rechtsphilosophischen Arbeit.]

Doch was soll ich weiter die Blätter füllen mit Sachen, die ich selbst verworfen? Trichotomische[1] Eintheilungen gehen durch das Ganze durch, es ist mit ermüdender Weitläufigkeit geschrieben und die römischen Vorstellungen auf das barbarischste mißbraucht, um sie in mein System zu zwängen. Von der andern Seite gewann ich so Liebe und Ueberblick zum Stoffe wenigstens auf gewisse Weise.

Am Schlusse des materiellen Privatrechts sah ich die Falschheit des Ganzen,...

Dabei hatte ich die Gewohnheit mir eigen gemacht, aus allen Büchern, die ich las, Exzerpte zu machen, so aus Lessings Laokoon, Solgers Erwin, Winckelmanns Kunstgeschichte, Ludens Deut-

[1] Haarspalterisch, kleinlich

scher Geschichte, und so nebenbei Reflektionen niederzukritzeln. Zugleich übersetzte ich Tacitus' Germania, Ovids libri tristium und fing privatim, d. h. aus Grammatiken, englisch und italienisch an...

Am Ende des Semesters suchte ich wieder Musentänze und Satirmusik und schon in diesem letzten Hefte, das ich Euch zugeschickt, spielt der Idealismus durch erzwungenen Humor (Skorpion und Felix), durch mißlungenes, phantastisches Drama (Oulanem) hindurch, bis er endlich gänzlich umschlägt und in reine Formkunst, meistentheils ohne begeisternde Objekte, ohne schwunghaften Ideengang, übergeht.

Und dennoch sind diese letzten Gedichte die einzigen, in denen mir plötzlich wie durch einen Zauberschlag, ach! der Schlag war im Beginn zerschmetternd, das Reich der wahren Poesie wie ein ferner Feenpalast entgegenblitzte und alle meine Schöpfungen in Nichts zerfielen.

Daß bei diesen mancherlei Beschäftigungen das erste Semester hindurch viele Nächte durchwacht, viele Kämpfe durchstritten, viele innere und äußere Anregung erduldet werden mußte, daß ich am Schlusse doch nicht sehr bereichert hinaustrat und dabei Natur, Kunst, Welt vernachläßigt, Freunde abgestoßen hatte, diese Reflektion schien mein Körper zu machen, ein Arzt rieth mir das Land und so gerieth ich zum ersten Male durch die ganze lange Stadt vor das Thor nach Stralow. Daß ich dort aus einem bleichsüchtigen Schwächling zu einer robusten Festigkeit des Körpers heranreifen würde, ahnte ich nicht.

Ein Vorhang war gefallen, mein Allerheiligstes zerrissen, und es mußten neue Götter hineingesetzt werden.

Von dem Idealismus, den ich, beiläufig gesagt, mit Kantischem und Fichteschem verglichen und genährt, gerieth ich dazu, im Wirklichen selbst die Idee zu suchen! Hatten die Götter früher über der Erde gewohnt, so waren sie jetzt das Zentrum derselben geworden.

Ich hatte Fragmente der Hegelschen Philosophie gelesen, deren groteske Felsenmelodie mir nicht behagte. Noch einmal wollte ich hinabtauchen in das Meer, aber mit der bestimmten Absicht, die geistige Natur ebenso nothwendig, konkret und festgerundet zu fin-

den, wie die körperliche, nicht mehr Fechterkünste zu üben, sondern die reine Perle ans Sonnenlicht zu halten.

Ich schrieb einen Dialog von ungefähr vierundzwanzig Bogen: „Kleantus, oder vom Ausgangspunkt und nothwendigen Fortgang der Philosophie". Hier vereinte sich einigermaßen Kunst und Wissen, die ganz auseinandergegangen waren, und ein rüstiger Wanderer schritt ich ans Werk selbst, an eine philosophischdialektische Entwicklung der Gottheit, wie sie als Begriff an sich, als Religion, als Natur, als Geschichte sich manifestirt. Mein letzter Satz war der Anfang des Hegelschen Systems, und diese Arbeit, wozu ich mit Naturwissenschaft, Schelling, Geschichte einigermaßen mich bekannt gemacht, die mir unendliches Kopfbrechen verursacht, und so [unleserliches Wort] geschrieben ist (da sie eigentlich eine neue Logik sein sollte), daß ich jetzt selbst mich kaum wieder hineindenken kann, dies mein liebstes Kind, beim Mondschein gehegt, trägt mich wie eine falsche Sirene dem Feind in den Arm.

Vor Ärger konnte ich einige Tage gar nicht denken, lief wie toll im Garten an der Spree schmutzigem Wasser, „das Seelen wäscht und Tee verdünnt," umher machte sogar eine Jagdpartie mit meinem Wirthe mit, rannte nach Berlin und wollte jeden Eckensteher umarmen... Aus Verdruß über Jennys[1] Krankheit und meine vergeblichen, untergegangen Geistesarbeiten, aus zehrendem Aerger, eine mir verhaßte Ansicht zu meinem Idol machen zu müssen, wurde ich krank, wie ich schon früher Dir, theurer Vater, geschrieben. Wiederhergestellt, verbrannte ich alle Gedichte und Anlagen zu Novellen etc., in dem Wahne, ich könne ganz davonablassen, wovon ich bis jetzt allerdings noch keine Gegenbeweise geliefert.

Während meines Unwohlseins hatte ich Hegel von Anfang bis Ende, sammt den meisten seiner Schüler kennen gelernt...

Wenn ich hier vielleicht Dir dies ganze letzte Semester weder klar dargestellt, noch in alle Einzelheiten eingegangen, auch alle Schattierungen verwischt, so verzeihe es meiner Sehnsucht, von der Gegenwart zu reden, theurer Vater.

H. v. Chamisso hat mir einen höchst unbedeutenden Zettel zugeschickt, worin er mir meldet, „er bedaure, daß der Almanach

[1] Jenny v. Westphalen, die Braut Karl Marx'.

meine Beiträge nicht brauchen könne, weil er schon lange gedruckt ist." Ich verschluckte ihn aus Aerger. [die Möglichkeiten einer kameralistischen Karriere werden erwogen] Doch mein theurer, bester Vater, wäre es nicht möglich, dies alles persönlich mit Dir zu besprechen!

Eduards Zustand, des lieben Mütterchens Leiden, Dein Unwohlsein, obgleich ich hoffe, daß es nicht stark ist, alles ließ mich wünschen, ja macht es fast zur Nothwendigkeit, zu Euch zu eilen. Ich würde schon da sein, wenn ich nicht bestimmt Deine Erlaubniß, Zustimmung bezweifelt.

Glaube mir, mein theurer, lieber Vater, keine eigennützige Absicht drängt mich (obgleich ich selig sein würde, Jenny wiederzusehen), aber es ist ein Gedanke, der mich treibt, und den darf ich nicht aussprechen. Es wäre mir sogar in mancher Hinsicht ein harter Schritt, aber wie meine einzige süße Jenny schreibt, diese Rücksichten fallen alle zusammen vor der Erfüllung von Pflichten, die heilig sind.

Ich bitte Dich, theurer Vater, wie Du auch entscheiden magst, diesen Brief, wenigstens dies Blatt der Engelsmutter nicht zu zeigen. Meine plötzliche Ankunft könnte vielleicht die große, herrliche Frau aufrichten... In der Hoffnung, daß nach und nach die Wolken sich verziehen, die um unsere Familie sich lagern, daß es mir selbst vergönnt sei, mit Euch zu leiden und zu weinen und vielleicht in Eurer Nähe den tiefen, innigen Antheil, die unermeßliche Liebe zu beweisen, die ich oft so schlecht nur auszudrücken vermag, in der Hoffnung, daß auch Du, theurer, ewig geliebter Vater, die vielfach hin- und hergeworfene Gestaltung meines Gemüths erwägend, verzeihst, wo oft das Herz geirrt zu haben scheint, während der kämpfende Geist es übertäubte, daß Du bald wieder ganz völlig hergestellt werdest, so daß ich selbst Dich an mein Herz pressen und mich ganz aussprechen kann.

Dein Dich ewig liebender Sohn

Karl

Verzeihe, theurer Vater, die unleserliche Schrift und den schlechten Stil; es ist beinahe vier Uhr, die Kerze ist gänzlich abgebrannt

und die Augen trüb; eine wahre Unruhe hat sich meiner bemeistert, ich werde nicht eher die aufgeregten Gespenster besänftigen können, bis ich in Eurer lieben Nähe bin.

Grüße gefällig meine süße, herrliche Jenny. Ihr Brief ist schon zwölfmal durchlesen von mir und stets entdecke ich neue Reize. Es ist in jeder, auch in stilistischer Hinsicht der schönste Brief, den ich von Damen denken kann.

CLARA WIECK

geb. 1819, gest. 1896, die Gattin Robert Schumanns, Pianistin und Komponistin. Ihr Leben vom pianistischen Wunderkind bis zu den Triumphen als einer der bewundertsten Virtuosen der Zeit, anfangs allein, später an Seite ihres Gatten, wurde von Beginn an von ihrem Vater, dem Klavierlehrer Friedrich Wieck »gemenagt«, wenn man dieses Wort verwenden darf. Er, der berühmte Pädagoge, war ihr erster Lehrer, sie seine beste Schülerin, Paradigma seines Systems, das bis in Kleinigkeiten durchdacht und psychologisch begründet war. Er war trotz aller Strenge der ideale Lehrer, was schon aus seinen »Musikalischen Bauernsprüchen« erhellt. Dort heißt es einmal: „Des Kunstgesetzes erstes Kapitel / heißt Technik als Mittel, / Technik als Zweck – / Fällt die ganze Kunst hinweg." In seinem Lehrwerk sagt er: »Ich bin nie stillgestanden, habe täglich bei dem Lehren dazu gelernt und mich zu verbessern gesucht... bin in jeder Stunde bei jedem Kinde immer neu und immer wieder ein Anderer gewesen...« Er war ein bedeutender und kluger Mann, der mit allen Großen seiner Zeit verkehrte oder Briefe wechselte, vielleicht der erste, der Musikpädagogik nach modernen Prinzipien behandelte. Man kann sich denken, wie der gefühlvolle Vater seine Erstgeborene, dieses wunderbare Talent liebte und von ihr geliebt wurde! Von ihrer ersten Konzertreise nach Dresden schreibt er an seine Frau: »... sie ist vorläufig noch die alte, einfache, natürliche... ist wild dabei, aber sehr nobel und verständig. Sie ist bei dem Spiel unglaublich dreist und je größer die Gesellschaft, desto besser spielt sie.« Und wenn er seine Einwilligung zur Ehe mit Robert Schumann, dem fast Mittellosen, Übernervösen versagte, so tat er es gewiß nur aus Sorge um seine Tochter. In seinem Tagebuch fand sich nach seinem Tode (1873, mit 84 Jahren) das Motto seines Lebens: »Alles ist eitel, nur nicht das Bewußtsein, Etwas gewollt, Etwas gethan und Etwas erreicht zu haben«.

Nürnberg, den 15. Oktober 1838

„Ei, ei, Klara, Du schreibst am Conzerttag, machst Dir steife Finger! Hast Du das in 12 Jahren nicht gelernt von Deinem Vater, daß Du am Conzerttage nicht schreiben darfst." Ja, so wird

es heißen und der Papa wird außer sich sein über die unfolgsame Tochter. Ja, siehst Du, lieber Vater, während ich nun so hier sitze, können die meisten der Einwohner Nürnbergs nicht aus den Häusern, der Fluß ist nach dem großen Schnee ausgetreten und hat die ganze Stadt unter Wasser gesetzt. Vor unserer Thüre fahren sie in Kähnen und schreien und laufen auf die höchsten Berge in der Stadt um dem Wasser zu entgehen. ... Heute morgen habe ich Einigen 2 Stunden vorgespielt und sie in ein ungeheures Entzücken versetzt – ich war aber auch begeistert... Gestern waren wir in Gesellschaft, waren um 7 gebeten, doch ging à la Liszt erst um $^1/_2$8 Uhr hin und blieb bis zur Hälfte des Soupers dann war ich weg. Die Instrumente sind alle unter aller Kritik, die Leute verstehen die Musik nur oberflächlich. Die Tochter des Hauses sang gestern eine ungeheure Arie – so schlecht habe ich noch nie singen hören. Ich sagte ihr auch kein Wort; andere Damen der Gesellschaft waren entzückt, haben noch nie so etwas Entzückendes gehört etc., ergossen sich in Lobeserhebungen...

Freitag reise ich nach Stuttgart. Jede Stunde erwarte ich Brief durch Mainberger von Dir, das ist garnicht hübsch von Dir, daß Du gar nicht schreibst und das hätte ich nicht gedacht, ich dachte, so lange könntest Du es nicht aushalten...

Nun, freust Du Dich nicht über Deine Tochter? Die ganze Stadt hab' ich schon in Entzücken versetzt. Heute habe ich einigen Herren drei Stunden (sage drei) hinter einander vorgespielt, mit dem größten Feuer, dann haben wir im Sturm und Schneegestöber eine Promenade von einer Stunde gemacht und jetzt vor einer Stunde waren alle Musikliebhaber bei mir, haben mein Album gesehen und seit einer Stunde packen wir ein auf Leben und Tod. Jetzt komme ich nach und nach schon in das Concertfeuer. Ich denke jede Minute, Du mußt zur Thür' hereintreten, um mich zu überraschen. Hast Du noch keine Lust? Du böser Papa! – Grüße an Alle, voraus. Bald mehr! Verzeih' diesen schrecklichen Brief, aber es geht nicht anders! Gute, gute Nacht! In Stuttgart sehen wir uns wieder.

Euer Aller

Clara

Paris, d. 1./5. 39

Mein geliebter Vater,

Deine Briefe aus Dresden haben wir erhalten, und ich danke Dir für Deine lieben Zeilen; große Sehnsucht hätte ich, Dich, mein lieber Vater, wieder zu sehen und mit Dir so recht in aller Liebe und Eintracht einmal zu reden; so laß es mich jetzt wenigstens schriftlich thun... Meine Liebe zu Schumann ist allerdings eine leidenschaftliche, doch nicht blos aus Leidenschaft und Schwärmerei lieb ich ihn, sondern weil ich ihn für den besten Menschen halte, weil ich glaube, daß kein Mann mich so rein, so edel lieben und mich so verstehen würde als Er, und so glaub ich auf der anderen Seite auch ihn mit meinem Besitz ganz beglücken zu können, und gewiß keine andere Frau würde ihn so verstehen wie ich. Du wirst mir verzeihen, lieber Vater, wenn ich Dir sage, Ihr Alle kennt ihn doch gar nicht, und könnte ich Euch doch nur überzeugen von seiner Herzensgüte! Jeder Mensch hat ja seine Eigenheiten, muß man ihn nicht darnach nehmen? Ich weiß was Schumann fehlt, das ist ein Freund, ein erfahrener Mann, der ihm beisteht und hilfreiche Hand leistet; bedenke, daß Schumann nie in die Welt gekommen war – kann es denn nun auf einmal gehen? ach Vater wärest Du ihm ein Freund – Du solltest ihn gewiß nicht undankbar finden und Du würdest ihn gewiß achten; glaubst Du denn daß ich Schumann so liebte, wenn ich ihn nicht achtete? glaubst Du nicht, daß ich wohl seine Fehler weiß? Aber auch seine Tugenden kenne ich. Uns würde zu unserem Glück nichts fehlen als ein, wenn auch kleines, doch sicheres Auskommen, und Deine Einwilligung; ohne letzteres wäre ich ganz unglücklich, ich könnte nie Ruhe haben und Schumann, der ja so viel Gemüth hat, würde das auch unglücklich machen; ich sollte verstoßen von Dir leben und Dich unglücklich wissen! Das hielt ich nicht aus. Lieber Vater versprichst Du mir Deine Einwilligung, wenn Dir Schumann ein Einkommen von 1000 Thaler ausweisen kann? 2000 Thaler wäre doch etwas zu viel verlangt, das kann sich nur nach und nach finden. Gieb uns die Hoffnung und wir werden glücklich sein, und Schumann wird noch mit ganz anderem Muth darauf

hinarbeiten mich zu besitzen; ich verspreche Dir hingegen, Schumann nicht eher zu heirathen, als bis uns keine sorgenvollen Tage mehr erwarten. Gewinnt Schumann ein sicheres Auskommen, was ich sicher glaube, und wir haben alsdann Deine Einwilligung, so machst Du uns zu den glücklichsten Menschen – außerdem zu den Unglücklichsten. Nie kann ich von ihm laßen, und er nicht von mir – nie könnte ich einen andern Mann lieben – ich bitte Dich versprich es mir, sage mir aufrichtig was Du verlangst, was Du in Deinem Innern denkst, mache mir keine Hoffnung, wenn es Dir nicht Ernst damit ist. Ach wie glücklich kannst Du uns machen! mein Herz ist so voll Liebe – willst Du es brechen? Das hätte ich nicht verdient! Du hältst mich nicht für gut, Du sagst mein Charakter sei verdorben, ich wisse nicht, wie Du mich liebst, ich sei undankbar – ach Vater, da thust Du mir doch gar zu unrecht... oft weinte ich schon im Stillen, von Dir getrennt zu sein, Dich auf Deinen Spaziergängen nicht begleiten zu können, mich von Dir undankbar genannt zu wissen und so vieles noch! Hing ich je an Dir, so ist es jetzt. Du zanktest mich in Leipzig, daß ich nie heiter war; bedenke doch einmal in welchem Zustande ich in Leipzig war und wie man überhaupt ist, wenn man liebt, daß man da liebevoller theilnehmender Umgebung bedarf, – hatte ich die? Durfte ich Dir je von meiner Liebe sprechen? mit wem möchte man wohl lieber darüber sprechen als mit den Eltern? und vollends ich mit Dir! wie oft versuchte ich es, Dich durch mein Vertrauen zu Dir theilnehmender zu machen, hingegen machte ich Dich immer zorniger; nichts durfte ich! im Gegentheil ich mußte meine Liebe in mich verschließen, und mußte, ach so oft! mich und den Gegenstand meiner Liebe verspottet sehen – das kann ein liebend Herz wie das meine nicht ertragen;... ach, mein lieber Vater, wie glücklich würden wir sein, wenn Du mich schonender behandeltest und einen Funken Liebe nur wieder in Dir erwachen ließest für Schumann, Du würdest ihn nicht undankbar finden – wir Alle wären glücklich! könnte ich Dir nur alles sagen was noch in mir spricht, hätte ich Dich nur da, Du ließest Dich rühren! – oder hältst Du mich für eine Lügnerin? für falsch heuchlerisch? glaub ich es doch fast! Du kennst mich wirklich nicht ganz! haben mich doch andere Menschen lieb, weil sie meinen ich sei gut, und Du hältst

mich nicht dafür? oh ja doch! und darum gieb mir einen Kuß – so! Ich bitte Dich, schreib mir gleich wieder, ich kann nicht lange in der Unruhe bleiben; Du solltest sehen wie ich meiner Kunst leben würde; Du meinst ich liebe meine Kunst nicht? ach Gott, giebt es Augenblicke wo ich ganz allen Kummer vergesse, so ist es am Clavier. Du schaltest mich, daß ich Dir nicht dankte für Deine Briefe; denke Dich doch an meine Stelle, wie ich so ganz allein in dieser Weltstadt stehe! bedarf ich da nicht des Muthzusprechens? und Du hättest mir ihn eher benehmen können – Du kannst Dir doch denken, wie unglücklich mich das Alles machte. Du meintest also, ich solle nach Baden kommen? ich sprach gestern mit Meyerbeer, und der rieth mir nicht sehr dazu, indem die Kosten dort groß seien und ein Concert doch nichts einbrächte;... antworte mir doch das Alles und auch das Vorhergehende, was ich Dir schrieb; ich bitte Dich aber dringend, gieb mir keine Hoffnungen um mich zu vertrösten – Du würdest mich um desto trauriger dadurch machen...

Leipzig, d. 17. Aug. 1843

Mein lieber Vater,

Glücklich macht mich der Gedanke, daß ich Dir endlich einmal wieder meine Glückwünsche in der Hoffnung, daß Du sie freundlich aufnimmst, senden kann, was ich Dir wünsche, ist Alles was ein kindliches Herz kann, vor allem aber möge Gott Dir an der Marie einen Lohn für alle Deine Mühe finden lassen, das ist mein innigster Wunsch. Gott weiß, mein Herz war immer dankbar gegen Dich! Daß die Verhältnisse es wollten, daß ich Dir im schlechtesten Licht erscheinen mußte das war was mich oft betrübte, doch nun ist ja alles ausgeglichen u. hast Du noch einen Groll auf mich, so laß ihn im alten Jahr in alle Lüfte schwinden und denke auch meiner freundlich, wenn Cäcilie u. Marie Dich beblumen, denn dann bin ich auch im Geiste bei Euch.

Du wirst wohl schon gelesen haben, daß Pauline[1] übermorgen ein Concert giebt. ... Du kommst doch gewiß zu dem Concert? es ist bestimmt Sonnabend. Schreibe mir eine Zeile, ob ich Dich erwarten kann und wo Du absteigst.

Grüße die Kinder u. die Mutter u. sei geküßt in der Hoffnung, daß ich Dich bald sehe.

Deine

Clara

[1] Pauline Viardot-Garcia, die Schwester der Malibran; berühmte Sängerin.



Der Vater Rudolf Virchows

RUDOLF VIRCHOW

geb. 1821, gest. 1902, Arzt. Er war der Sohn Carl Christian Siegfried Virchows (1785 – 1864), seines Zeichens Fleischer, Bürger und Stadtkämmerer der Stadt Schievelbein, aber ein sonderbarer Fleischer, wie man sagen muß. Denn er bewirtschaftete sein kleines Besitztum höchst untüchtig, war immer in Geldverlegenheit, versicherte niemals seine Ernte und war bei einer Leihbibliothek abonniert. Der Sohn sagt über ihn kennzeichnend, die schöne Zeichnung eines Kalbes, der hübsche Kopf einer Kuh wären ihm wichtiger gewesen als ihr Nutzen. Ein ästhetischer Fleischer also! Überdies interessierte er sich für Botanik und erzog den Sohn überaus sorgfältig. – Über den großen Arzt sei zu seiner Charakteristik gesagt, daß er nie auf die Uhr schaute und überall zu spät kam, nie krank war und an den Folgen eines Sturzes beim Abspringen von der Straßenbahn starb. Als Symbol für dieses Leben soll das Thema seines Abiturientenexamens zitiert werden, das lautet: »Ein Leben voll Arbeit und Mühe ist keine Last, sondern eine Wohltat«. Nach dem Tode des Vaters schreibt er an seine Frau: »... Er hat alles vorbereitet: sein Sarg ist fertig, seine Beerdigungsstücke bezeichnet, seine künftige Lagerstätte gesichert – wir haben nur auszuführen...« Und eines der wunderbarsten Dokumente seines Lebens ist ein Brief, in dem er seiner Frau die Nacht im Hause des eben verstorbenen Vaters schildert: »... es ist wieder Mitternacht geworden und ich bin mit Hund und Katzen allein, zum ersten Male in diesem Hause ganz allein. Selbst die Tiere können sich nicht in diese Einsamkeit finden. Und mich umdrängen tausend Erinnerungen. Das Leben des Vaters bis lange vor meiner Geburt schließt sich mir in zahlreichen Dokumenten auf, und ich lebe meine Jugend wie im Traum noch einmal durch. Und ich sage mir dabei, daß es wohl zum letzten Male geschieht. Ich komme mir mit diesem Tage alt und fremd vor...« Es ist das, was der große engliche Dichter Conrad »die Schattenlinie« nennt.

Berlin, am 19. Decbr. 48

Lieber Vater,

Ich schreibe Dir nicht, um dir einen weitläufigen Brief zu schreiben, sondern um meinem Versprechen überhaupt nachzukommen, da ich das Uebrige der mündlichen Unterredung vorbehalte, u. dann vornehmlich, um Dir zu Deinem Geburtstage meine Glückwünsche darzubringen. Wir beide haben da ein schweres Jahr hinter uns: Du wie Du mir in Deinem letzten Briefe geschrieben hast; ich, wie sich einfach ergiebt, wenn man die Ereignisse dieses Jahres zusammenstellt. Zwei große Epidemien, Typhus u. Cholera, u. zwei große Revolutionen, eine des Volks u. eine der Aristokratie, das wird nicht so leicht wieder zusammenfallen. Und nun die großen Schwankungen der öffentlichen Meinung, diese furchtbaren Oscillationen des Rechtsgefühls. Monatelang die höchste u. nobelste Exaltation, u. jetzt die greulichste u. niederträchtigste Demoralisation. Ich kann wohl sagen: solche Jahre wünsche ich weder Dir, noch mir, noch sonst wem wieder; so etwas einmal erfahren zu haben genügt vollkommen. Aber ich befürchte, daß es nicht das letztemal gewesen ist. Der Boden für die Revolutionen ist geschaffen; jetzt wird er von der Reaction geackert u. über kurz oder lang wird ihn wieder das Volk bestellen. Möge Dir daher noch lange Gesundheit u. alles Wohlergehen vorbehalten sein; die alte Ruhe wirst Du, glaube ich, nicht wieder einkehren sehen. Auch glaube ich nicht, daß Du das wünschen kannst. Die Geschichte will vorwärts, ihre Aufgabe ist die geistige u. leibliche Befreiung des Menschengeschlechts, u. ich bin noch jetzt überzeugt, wie vor etlichen Monaten, daß es dazu zunächst der Republik bedarf.

Es ist freilich in diesem Augenblick schwer zu sagen, was die nächste Zeit bringen wird. In Frankreich, in Italien, in Österreich bei uns hat die Contrerevolution gesiegt u. sie fängt an, überall ihren Sieg schamlos zu benutzen... Alle politischen Fragen sind jetzt Geldfragen u. durch die Geldfrage werden sie wieder sociale Fragen, u. man mag sich daher drehen und wenden, wie man will, die letzteren kommen immer wieder zum Durchbruch... Daß

die jetzige Revolution sie [die Republik] nicht weiter gefördert hat, liegt daran, daß uns die ausreichenden Persönlichkeiten fehlen; diese müssen sich erst allmählich entwickeln. Die Schmähungen, Verleumdungen u. Verfolgungen, die jetzt über sie ergehen, werden sie erst recht bilden... wir haben in Preußen keinen verständigeren u. bedeutenderen Mann im Augenblick... Wir beschäftigen uns eben aufs lebhafteste mit der Organisation unserer Partei für die Wahlen u. das ist es hauptsächlich, was mich jetzt fesselt. Wie steht es bei Euch?... Ich denke zum ersten Weihnachtstage einzutreffen u. 4–5 Tage zu bleiben. Grüße die Mutter vielmal.

Dein Rudolf

—

23. Mai [1849]

... In Deinen letzten Briefen drängst Du mich außerordentlich wegen meiner Ansichten über Communismus u. Socialismus, u. verlangst namentlich Auskunft über die Berliner Association...

Den Communismus als solchen halte ich, wie ich Dir schon früher sagte, für Wahnsinn, wenn man nämlich ihn direkt herstellen wollte. Den Socialismus dagegen erkenne ich als das einzige Ziel unserer Bestrebungen, freilich nicht dieses oder jenes System, wie es jetzt in Frankreich aufgestellt ist, sondern das Bemühen, die Gesellschaft zu vernünftigen Grundlagen zu führen, oder mit andern Worten, Einrichtungen zu treffen, welche uns dafür Gewähr leisten, daß der Pöbel aufhöre, zu sein. Das läßt sich nicht mehr ändern. Das Christentum hat auch nur denselben Zweck gehabt. Es hat die Vorarbeiten bis zu einem gewissen Ziel geführt, von welcher [sic!] die Sache der Menschheit jetzt von Neuem aufgenommen werden muß. Dies könnte ohne alle Gewaltsamkeit geschehen, wenn die Menschen, namentlich die, welche die Gewalt in Händen haben, etwas vernünftiger wären. Wie sie jetzt aber durchaus unvernünftig sind, so wird es ohne Blut u. Gewalt wahrscheinlich nicht abgehen. Ich habe die Überzeugung, daß es noch sehr lange dauern wird, ehe wieder Ruhe eintritt, denn dieses Ein-

treten von Ruhe ist an die Einführung einer neuen Art von Ordnung, der demokratischen nämlich, gebunden. Wir müssen es durchmachen.

Ich schicke der Mutter ein Daguerreotyp von mir u. lege Dir 50 Thlr. bei, in der Erwartung, daß Du davon besser Gebrauch machen kannst, als es bei mir augenblicklich der Fall ist.

Dein Dich herzlich liebender Sohn

Rudolf

HERMANN LUDWIG FERDINAND HELMHOLTZ

geb. 1821, gest. 1894, Naturforscher. Sein Vater, mit dem er zeitlebens in innigster Bindung sich befand, dem er als Erstem seine Entdeckungen und Fortschritte mitteilte, war selbst ein wissenschaftlich und philosophisch fundierter Kopf. Sein starker Wille überwand die schwächliche Körperlichkeit, er nahm an dem Freiheitskampf von 1813 teil, mußte aber dem Feldzuge von 1815 »entsagen«. Er wird Hauslehrer und Gymnasiallehrer, später Subrektor und Professor. Er unterrichtet nicht nur Deutsch, Philosophie und alte Sprachen, sondern auch Mathematik und Physik, was von seinem umfassenden Wissen zeugt. Zugleich arbeitet er wissenschaftlich auf philologischem und philosophischem Gebiete. Ein Direktorialbericht sagt über ihn, er zeige »... durchweg eine gebildete innerliche Individualität«. Einer seiner Schüler beschrieb seinen Unterricht: »... ich erinnere mich z. B. wie er einmal den ersten Monolog in ‚Faust' ... so stimmungsvoll und wirksam vortrug, daß wir regungslos und in tiefer Andacht ihm lauschten«. Als er auf Bitten der Schüler ihnen einmal in drei Stunden den Freiheitskampf schildert, erhält er einen bösen Verweis und Androhung der Entlassung. Von da an schweigt er, unterschreibt aber 1845 eine Erklärung gegen die kirchliche Orthodoxie. 1857 erst geht er in Pension. Es war ihm vergönnt, einen großen Teil der wissenschaftlichen Triumphe des Sohnes voll tiefen Verständnisses teilnehmend mitzuerleben.

1. August 1842

Ich war heute bei Professor Müller mit meiner Dissertation; er nahm mich sehr freundlich auf, und nachdem er sich das Hauptresultat und die Beweise dafür hatte auseinandersetzen lassen, erklärte er, daß es allerdings von großem Interesse sei, indem es einen Ursprung der Nervenfasern nachweist, der bei den höheren Thieren wohl vermutet, aber nicht bewiesen werden konnte... Wenn ich mit meiner Promotion zu eilen nicht nöthig hätte, so rieth er mir, die Ferien noch zu weiteren Arbeiten zu benutzen, um ein voll-

ständiges Kind in die Welt zu setzen, was weiter keine Angriffe zu fürchten hätte. Da ich ihm nichts Vernünftiges entgegenzusetzen wußte und mir das davon eigentlich schon selbst gesagt hätte, so werdet Ihr also wohl den 20jährigen Doktor aufgeben und mit dem 21jährigen fürlieb nehmen müßen. Sollte Euch das zu viel Schmerzen machen, so schreibt es mir, dann übersetze ich meine Rede, die ich zu Pfingsten hier im Institut gehalten habe, und bin in der nächsten Woche Doktor. Die Leutchen in Potsdam werden vielleicht herauscalculiren, ich sei durch das Examen gefallen, die in Berlin, ich wolle ihnen mit dem Doktorschmaus durch die Lappen gehen, aber beide werden sich zu ihrer Zeit beruhigen. Mir wars eigentlich auch etwas überraschend und nicht ganz recht, aber wie gesagt, ich weiß nichts Vernünftiges dagegen einzuwenden.

So lebt denn wohl und bleibt gesund, bis Ihr Euren Studenten wiederseht, von dem Ihr schon auf ewig Abschied genommen zu haben vermeintet.

Königsberg [Dez. 1849]

... Eine größere Arbeit für welche ich in den Oktoberferien schon eine Reihe Resultate erhalten hatte, kann ich erst jetzt in den Weihnachtsferien wieder fortsetzen... Ich habe sieben angemeldete Zuhörer, von denen abwechselnd drei bis fünf erscheinen, je nach dem Wetter. Mit dem physiologischen Versuchen bin ich noch sehr beschränkt gewesen, weil ich beim Laboratorium aus Mangel an Geld noch nicht einrichten konnte. Gegenwärtig sind mir um 100 Thlr. für dieses Jahr und 100 für jedes folgende angewiesen worden zu meiner ausschließlichen Disposition für Instrumente und Versuche; dabei werde ich mich denn doch in Bezug auf Instrumente besser befinden als in Berlin und thue es schon jetzt... Die Politik ist hier überall obenauf, und zwar in der heftigsten Weise. Gegenwärtig ist Jacoby[1] der Vergötterte der Demo-

[1] Bekannter demokratischer Politiker (geb. 1805), trat später der sozialdem. Partei bei.

kraten, während die Andern den bodenlosesten Abscheu gegen ihn kund thun. Die Demokraten berichten von ihm in den pompösesten Ausdrücken, wie er genießt und wer zuerst prosit gesagt, als ob sich der Kaiser Napoleon in Krähwinkel aufhielte.

[29. März 1850]

Ich bin gegenwärtig wieder in Ferien für sechs Wochen und benutze diese Zeit, um meinen Fund in Betreff der Fortpflanzung der Nervenwirkungen fortzuführen, auf möglichst viele Fälle auszudehnen und zur Veröffentlichung fertig zu machen. Ich habe seit meiner ersten Sendung an die Berliner und Pariser Akademie die Sache bei Menschen studirt und es auch hier möglich gefunden, nachzuweisen, daß die Zeit, ehe eine Nachricht von einem Körpertheile her nach dem Gehirn kommt (z. B. $1/_{30}$ Secunde vom großen Zehen), desto größer ist, je entfernter derselbe ist, und daß auch wiederum eine Zeit vergeht, während welcher sich der Bewegung erregende Vorgang vom Gehirn durch den Nerven bis zu einem Muskel hin fortpflanzt... Ich rechne mir diesen Fund als großes Glück an, er wird nicht verfehlen, Aufmerksamkeiten zu erregen. Daß es auch in Paris beachtet wird, wenn auch vorläufig nicht mit sehr gutem Willen, davon zeugt ein spottender Artikel im „National", dessen Berichterstatter schon den du Bois einmal gründlich durchgehechelt hat. Ich habe leider hier den Artikel noch nicht bekommen können. Beunruhigt Euch übrigens nicht darüber; eine gutwillige Aufnahme solcher Sachen ist von Deutschen bei den Franzosen einmal nicht möglich, und der vorläufige Zweck ist erreicht, sie überhaupt darauf aufmerksam zu machen...

[17. Dezember 1850]

Betreffs der Zeitmessungen habe ich bis jetzt noch keine neueren Resultate, sondern die Zeit mit Construction anderer Apparate, und nöthigen Vorarbeiten hingebracht. Außerdem habe ich aber bei Gelegenheit meiner Vorträge über Physiologie der Sinnes-

organe eine Erfindung gemacht, welche möglicher Weise für die Augenheilkunde von dem aller bedeutendsten Nutzen sein kann. Sie lag eigentlich so auf der Hand, erforderte weiter keine Kenntnisse, als was ich auf dem Gymnasium von Optik gelernt hatte, daß es mir jetzt lächerlich vorkommt, wie andere Leute und ich selbst so vernagelt sein konnten, sie nicht zu finden. Es ist nämlich eine Combination von Gläsern, wodurch es möglich wird, den dunklen Hintergrund des Auges durch die Pupille hindurch zu beleuchten, und zwar ohne ein blendendes Licht anzuwenden, und gleichzeitig alle Einzelheiten der Netzhaut genau zu sehen, sogar genauer, als die äußeren Theile des Auges dabei die Stelle einer Lupe von 20 maliger Vergrößerung für die Netzhaut vertreten. Man sieht die Blutgefäße auf das zierlichste, Arterien und Venen verzweigt, den Eintritt des Sehnerven in das Auge u. s. w. Bis jetzt war eine Reihe der wichtigsten Augenkrankheiten, zusammengefaßt unter dem Namen „schwarzer Staar," eine Terra incognita, weil man über die Veränderungen im Auge weder im Leben, noch selbst meistens im Tode etwas erfuhr. Durch meine Erfindung wird die speciellste Untersuchung der inneren Gebilde des Auges möglich. Ich habe dieselbe als ein sehr vorsichtig zu behandelndes Ei des Columbus sogleich in der physikalischen Gesellschaft in Berlin als mein Eigenthum proclamieren lassen, laße gegenwärtig ein solches Instrument arbeiten, welches besser und bequemer ist, als meine bisherigen Pappklebereien, werde dann womöglich mit unserem hiesigen Hauptaugenarzte Untersuchungen an Kranken anstellen, und dann die Sache veröffentlichen.

[Nach dem Tode der Mutter]

[Okt. 1854]

Für die Geschiedene ist freilich ein so jäher Tod nur segensreich zu nennen, sie hat in ihrem Leben genug geduldet, und noch dazu als Lohn für die Bereitwilligkeit, mit der sie ihre Kraft und Gesundheit stets für die Ihrigen geopfert hatte. Daß sie die letzten

Jahre ihres Lebens in einem leidlich ruhigen, wenn auch nicht grade freudigen Zustande verbracht und durch einen schnellen und doch wohl auch schmerzlosen Tod einem besseren Lohne entgegengeführt wurde, mag uns einige Beruhigung geben.

[Bonn 1856]

Daß Dir der Magistrat Schwierigkeiten wegen Deiner Pensionierung macht, ist recht ärgerlich. Du solltest doch einmal nach Berlin fahren, und Dich bei den Mitgliedern des Ministeriums erkundigen, wie die Verhältnisse in dieser Beziehung sind, und ob sie Deine Wünsche nicht unterstützen wollen und können. Möchtest Du aber nicht den Sommer abwarten, ehe Du eventualiter auf Abschied mit niedriger Pension anträgst? Du weißt, daß der Winter immer Deine schwere Zeit ist, und daß es im Sommer wieder besser geht. Uebrigens, glaube ich, offen gesagt, auch, daß Dich die Behörden ungern verlieren werden. Denn wenn es Dir vielleicht allmählich auch schwer oder unmöglich wird, mit Deiner alten Lebendigkeit Deinen Unterricht zu geben, und das Verhältniß mit R. Dir unendlichen Aerger bereiten und Dich verdrießlich stimmen muß, so glaube ich immer noch, daß Du auch bei viel geringerer Lebhaftigkeit und geistiger Energie ein besserer Lehrer sein wirst, als mancher andere. Du hast vollständig das Recht erworben, anzunehmen, daß, wenn Du es so gut machst, als du es eben bei Deinen noch vorhandenen, und immer nicht geringen Kräften gemächlich machen kannst, die Behörden allen Grund haben, zufrieden zu sein, und weder Du selbst, noch irgend ein Anderer hat das Recht, mehr von Dir zu verlangen. Ich fürchte, Du machst es gerade wie Marie[1] Ihr überarbeitet Euch beide, und zerstört Eure Kräfte, während Ihr sie bei mäßigem und ruhigem Gebrauche erhalten, und doch hinreichenden Nutzen für Euch und die Welt daraus ziehen könntet. Sieh Dir Deine Collegen an, und frage Dich, wie viel sie, und wie viel Du trotz

[1] Helmholtz's Schwester

Alter, Krankheit und Verstimmung leistest. Ich sollte meinen, Du würdest noch sehr viel von dem nachlassen können, was Du auch jetzt noch wirklich leistest, ehe die Rechnung zu Deinen Ungunsten ausfällt, aber Du mußt diesen Nachlaß aus freiem Entschlusse im Bewußtsein Deines Rechtes dazu ausführen, und nicht abwarten, bis Dich fortschreitende Ueberarbeitung dazu zwingt.

[Bonn 31. Dez. 1857]

Was Du mir über Dein jetziges Leben geschrieben hast, hat mich sehr gefreut; ich denke, daß Dich Deine philosophischen Arbeiten desto mehr interessieren werden, je länger Du daran arbeitest. Auch scheint mir der Zeitpunkt günstig zu sein, daß sich Stimmen aus der alten Schule von Kant und Fichte dem Aelteren wieder öffentlich hören lassen, da der philosophische Rausch und zugehörige Katzenjammer der naturphilosophischen Systeme von Hegel und Schelling vorüber zu sein scheint, und die Leute wieder anfangen, sich für Philosophie zu interessiren... Hegel wollte durch sie alle anderen Wissenschaften ersetzen, und durch sie auch finden, was dem Menschen vielleicht zu wissen verwehrt ist, und hat dadurch die Philosophie offenbar von ihrem wahren Geschäfte abgewendet, und etwas unternommen, was sie nicht leisten konnte. Der große Haufen der studirten Leute glaubte ihm erst, und warf nachher die Philosophie ganz weg, als er sich endlich überzeugte, daß nichts dabei herauskomme. Offenbar ist der Erfolg, den Schopenhauer jetzt hat, darin gegründet, daß er auf den alten gesunden Standpunkt von Kant zurückgekehrt ist. Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ein Schüler Schopenhauer's, Frauenstaedt, in einer Schrift gegen den Materialismus mich als Plagiator Schopenhauer's hingestellt. Dabei handelt es sich nur um Sätze, die im Wesentlichen schon Kant hatte...

[Bonn 4 März 1858]

Der Gesichtspunkt, von welchem aus Du das Fichtesche Buch über Anthropologie betrachtest, ist mir sehr interessant, ich habe diese Betrachtungsweise allerdings nicht an das Buch angelegt... Wir mathematischen Naturforscher sind zu einer sehr ängstlichen Genauigkeit in der Prüfung der Tatsachen und Schlußfolgen disciplinirt und zwingen uns gegenseitig, unsere Gedankensprünge in den Hypothesen, mit denen wir das noch unerforschte Terrain zu sondiren suchen, sehr kurz und knapp zu machen, so daß wir eine vielleicht zu große Furcht vor einer kühneren Benützung der wissenschaftlichen Thatsachen haben, die bei anderen Gelegenheiten doch berechtigt sein kann...

Ein besonnener Naturforscher weiß sehr wohl, daß er dadurch, daß er etwas tiefer in das verwickelte Treiben der Naturprocesse Einblick gewonnen hat, noch nicht die Spur mehr berechtigt ist, über die Natur der Seele abzusprechen als jeder andere Mensch. Ich glaube deshalb auch nicht, daß Du Recht hast, wenn Du die größere Zahl der besonnenen Naturforscher als Feinde der Philosophie bezeichnest. Indifferent ist allerdings der größere Theil geworden, die Schuld davon sehe ich aber allein in den Ausschweifungen von Hegel's und Schelling's Philosophie, welche heute ihnen allerdings als Repräsentanten aller Philosophie hingestellt wurden... Ich sehe sehr wohl ein, daß dergleichen nur durch philosophische Untersuchungen gelöst werden kann, und wirklich durch solche lösbar ist, und fühle deshalb das Bedürfnis weitergehender philosophischer Erkenntnisse. Schopenhauer gebe ich Dir ganz Preis; was ich selbst bisher von ihm gelesen habe, hat mir gründlich mißfallen. Du hattest übrigens in Deinem letzten Briefe nichts über mein angebliches Plagiat an ihn erwähnt, sondern in einem früheren Briefe aus dem September, und da ich in mehreren Briefen an Andere und von Anderen die Sache selbst erwähnt und erwähnt gefunden hatte, so war ich nicht sicher, ob sie zwischen uns Beiden zur Sprache gekommen sei.

FERDINAND LASSALLE

geb. 1825, im Duell gefallen 1864, der Mitschöpfer des Sozialismus. Über seinen Vater, den Kaufmann Lassal, ist nicht allzuviel zu sagen: er ist ein wohlhabender, weichherziger jüdischer Seidenhändler. Ebensowenig wie die zanksüchtige kränkliche Mutter vermochte er etwas zur innerlichen Erziehung des überaus selbstbewußten vorlauten und aufdringlichen Jungen zu tun, der alle seine negativen Eigenschaften aus eigener Kraft teils in ihr Gegenteil zu verkehren, teils zu erhöhen wußte. Der Vater hätte aus ihm gerne einen Kaufmann gemacht, wie er selbst einer war, es ist drollig zu hören, wie der warnende Ruf des Direktors der Handelsschule in Leipzig: »Höre, Lassalle! aus Dir wird nimmermehr ein rechter Kaufmann« zur ungeahnten Prophezeiung wird. Heymann Lassal wird von Sophie Soluzeff, der Geliebten Ferdinands, als sie ihn 1860 besucht, in einer Szene geschildert, die uns Vater und Sohn hell ins Licht rückt: »Bald kam sein Vater. Letzterer war eine schöne offene Persönlichkeit, der Typus eines sehr kräftigen und gesunden Alten, von nicht großem Wuchse, mit ganz grauem, dichtem Haar. Er blickte mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit mit seinen blauen Augen auf den Sohn... Diese ehrliche, gute Physiognomie voll Verstand machte einen sehr angenehmen Eindruck und flößte Zutrauen ein. Die Liebe zum Sohne sprach aus dem ganzen Wesen des Alten...« »Vater, was hast du heute zu thun?« fragte Lassalle bald nach dessen Ankunft. »Bloß dich zu lieben, mein Kind«, antwortete heiter der Alte, indem er die Hand auf die Schulter des Sohnes legte.« Zwei Jahre später stirbt er im Todesjahre des Sohnes, dessen flammende Kometenbahn er klugen, überlegenen Blickes, mißbilligend aber bewundernd verfolgen durfte.

Sommer 1848

Lieber Vater!

Wundre Dich nicht darüber, daß der Ton dieses Briefes sehr gereizt und heftig sein könnte. Ich bin hier im Gefängnis sehr reizbar geworden, was ganz natürlich ist, so daß ich über Deine Zeilen, die ich sonst bloß ignorieren würde, mich jetzt recht tüchtig

ärgere. Ich sehe, Du beabsichtigst es mit mir zu machen, wie die Verwandten Mendelssohns es mit ihm gemacht haben, d. h. mich durch den unglaublichen Wahnsinn Eurer weisen Ratschläge hinzurichten. Aber es liegt mir viel zu viel an meiner Freiheit und an dem glücklichen Ausgang dieser Prozedur, als daß ich mich Euren Ratschlägen zu Gefallen verurteilen lassen sollte. Frage Mendelssohn, ob dieser sogenannte gute Rat, den er akzeptiert zu haben jetzt bitter bereut, nicht einzig und allein die Quelle seiner Verurteilung war.

Man hat es mir – nicht Du allein – auch schon so versucht. Ich werde daher stets wütend, wenn man mir mit diesem „guten Rat" kömmt. O Eure Weisheit! – Es ist ja auch ganz natürlich, daß all dieser Rat ein Unsinn ist. Denn ein Rat, wenn er ein guter sein soll, muß aus der Individualität des einzelnen vorliegenden Falls hergenommen sein, nicht aber ein allgemeiner Erfahrungssatz. Das sind nur Gemeinplätze, die man umkehren kann wie einen Handschuh. Den individuellen Fall kennt aber außer mir und Schneider[1] niemand genau genug, um einen wirklich guten Rat geben zu können.

Soviel über Euren Rat im allgemeinen zu dem wirklich empörenden Sätzen Deines Briefes:

„In keinem Falle sollst Du es Dir in den Sinn kommen lassen, den Belastungszeugen Bestechung vorzuwerfen etc., sondern dies dem Advokaten überlassen."

Ich mußte mir die Augen reiben, als ich diesen unerhörten Wahnsinn gelesen. Wer war der Tollhäusler, der diesen illuminierten Rat gegeben? Wie denn? Ich soll nicht vorwerfen? Drei bis vier Stunden werde ich bloß über diesen Punkt sprechen und einen Meineid nach dem andern mit der Evidenz eines Mathematikers nachweisen.

Ich wollte Dir manches andere noch schreiben aber für heute ist es mir nicht möglich. Meine Aufregung ist zu groß. Habe ich denn nicht genug mit meinen Gegnern zu tun, wollen auch noch meine Freunde mich durch den Ballast ihrer Dummheit niederdrücken? Macht einen denn das Gefängnis nicht mürbe genug,

[1] Lassalles Advokat in Köln.

wollt Ihr mich durchaus auch noch mit Eurem trostlosen Unverstand mürbe machen? Wollt Ihr mir das letzte bißchen Kraft, das ich wie durch ein Wunder noch in den Gliedern behalten habe, mir noch herausmartern, mit Eurer Weisheit, Euren Gemeinplätzen und Eurem Rate, mit Eurem Kleinmut und dem aufreibenden Ärger über Eure Dummheiten? Es ist sehr schwer, hier den Verstand zu behalten, aber wahrhaftig, wenn die Sache noch Monate dauerte, ich würde ihn über Eure Ratschläge verloren haben.

Du erinnerst mich an die Opfer die Du mir gebracht und verlangst dafür nur, daß ich mich auf drei Tage Eurer Meinung akkomodiere. Aber in drei Teufels Namen, soll ich mich denn Dir zulieb verurteilen lassen? Ist es Dir nicht lieber wenn ich freikomme? Weißt Du, wer Mendelssohns Schicksal auf der Seele hat? Sein Bruder mit seinem Rate. Geht, geht, handelt und wandelt, verkauft Pfefferkuchen und dreht Düten, werdet Stadträte und was Ihr wollt, das versteht Ihr vortrefflich, aber wollt nicht mir armen Menschen, der ohnehin fast unterliegt unter der Zahl seiner Feinde und nur mühsam sich durchschlägt, wollt nicht mir den Sieg unmöglich machen indem Ihr mit Eurer Liebe und Eurem Unverstand mir die Hände haltet, die ich doch frei brauche, um das Schwert zu schwingen und meinen Feinden zu entgehen! Gott schütze mich vor meinen Freunden.

Ich soll nicht so frech sein! So frech! Herr und Heiland! Wie frech? Wie ich sonst bin. Ich bin nie frech. Ich verabscheue die Frechheit, denn sie ist gemein. Aber den edlen Stolz liebe ich. Diesen soll ich ablegen? Soll kleinmütig auf der Bank stehen, soll nicht mit dem Blitze des Selbstbewußtseins auftreten? Mein Untergang wäre dann gewiß.

Ich bitte Dich, wenn Du mir eine einzige Liebe erweisen willst, gib mir keinen Rat mehr. Es macht mich müde, wütend, kraftlos.

Du willst ja doch meine Freisprechung. Warum rätst Du mir also zu Dingen, die das Gegenteil notwendig herbeiführen müssen? Handle draußen, wirke auf die Jury, das ist Deine Aufgabe; nicht mir raten.

Geliebter, guter, schwarz-weißer Papa!

Deinen lieben Brief habe erhalten und ihn vor heute nicht beantworten können, wegen Überfülle von Beschäftigung. Denn es kommt so stoßweise; manchmal habe ich nichts zu thun, manchmal Überfülle. Mit großem Vergnügen und herzlichem Lachen habe ich aus Deinem Briefe ersehen, wie weh es Deinem gut preußischen, schwarz-weißen Herzen thut, Preußen so arg in den Staub getreten zu sehen. Ich kann Dir leider meine Gedanken hierüber nicht mittheilen, denn die Gefängnißdirection hat mir neulich einen Brief den ich an die Frau Gräfin[1] absenden wollte zurückgeschickt einiger Bemerkungen wegen, welche er enthielt, weil „diese politischen Inhalts seien und aus dem Gefängniß nicht über Politick geschrieben werden solle". Ich enthalte mich also aller so lehrreichen und nützlichen Betrachtungen, die ich sonst hier hätte verzeichnen können, und begnüge mich, Dich auf das alte Wort Schillers zu verweisen:

„Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne säet,
Erfreuliches zu ärndten."

Wenn Du schon verwundert bist über die jetzigen Ereignisse – wie wirst Du Dich erst während des nächsten Jahres verwundern! Denn der europäische galop infernale – mit dem immer die Pariser Maskenbälle schließen – will beginnen... Es dauert nicht lange, so wirst Du sämtliche walzende Paare mit gebrochenen Rippen auf dem Boden liegen sehen, daß es eine Freude und Lust sein wird. Ich gehe jetzt Abends zu Bett und stehe früh morgens auf mit dem tröstlichen Bewußtstein, daß, ehe ein Jahr vergeht, die Welt auf dem Kopfe stehen wird. Dieses Bewußtsein entschädigt für so Manches!

Nun lebe mir herzlichst wohl. Ich habe weiter nichts zu melden, als daß es eigentlich bei Lichte besehen, unausprechlich langweilig ist, sechs Monate im Gefängnis zu sitzen.

Die geliebte Mutter, der ich neulich geschrieben habe, grüße und küsse mir herzlichst.

Euer Euch innig liebender

Düsseldorf, Gefängniß, 27.11. 50 Ferdinand

[1] Die Gräfin Hatzfeld, Lassalles mütterliche Freundin

JOSEPH VIKTOR VON SCHEFFEL

geb. 1826, gest. 1886, Dichter und Schriftsteller. Die Beziehungen zu seinem überaus pedantischen und bürokratischen Vater, dem Domänenverwalter und ehemaligen Ingenieur Philipp Jakob Scheffel, gestaltete sich wie bei ihren entgegengesetzten Charakteren nicht anders möglich, mit den Jahren immer weniger günstig. Die Mutter wußte aber stets zu vermitteln. Immerhin geht aus den Briefen hervor, daß der Sohn genau wußte, was er dem philiströsen und konservativen Manne zu verdanken hatte, der allabendlich im Kasino bei Bier und langer Pfeife zu politisieren pflegte. Vielleicht ist es ihm sogar manchmal klar geworden, daß der Vater es war, der ihn von seinem Hang zur Malerei, für die er doch unter Mittelmaß begabt war, abgebracht hat.

Berlin, den 23. Juni 1846

Mein teurer Vater!

Wie ich heute die letzten Nummern der Augsburger Allgemeinen durchblättere, da las ich... großgedruckt Deinen Namen, und da war mir's, als ob... Du leibhaftig aus ihnen herausschautest und ein weniges den Kopf schütteltest und mich fragtest, warum ich so lange Zeit Dir nichts mitgeteilt und nicht geschrieben habe? Ja, da hast Du ganz recht, aber... inneres Leben und Denken mag ich nicht ausführlich aufs Papier bringen; wenn der Gedanke, der frisch und lebendig innen herumfliegt, herausgeholt und niedergeschrieben ist, sieht er oft aus wie ein fremdes, untergeschobenes totes Kind und nicht wie ein Stück des eigenen Lebens. Gerade heut, wo ich so lebhaft an Dich erinnert worden bin, da war mir's als müßte ich hintreten in Deine bekannte Bureaustube und Dir um den Hals fallen und Dich herausholen zu einem Gang ins Grüne und Dir mein ganzes Herz ausschütten...

Das Datum, um das ich mich sonst auch nicht viel kümmre sagt mir, daß in wenig Tagen Dein Geburtstag ist, und es wäre ein sträflicher Leichtsinn, wenn da nicht ein paar Zeilen von mir vor Dich hinträten und Dir einen Gruß aus der Ferne zur Feier des

Tages brächten und Dir zeigten, daß mein Herz hier oben nicht kälter geworden ist und überall die gleiche Liebe zu Dir bewahrt.

Über dieses Thema könnte ich Dir allerdings einen umfangreichen Brief schreiben, aber alles ist nur Variation über denselben Hauptsatz, und nach römischem Recht bilden ohnedies Vater und Sohn zusammen eine Person...

Eines aber steht so fest in meinem Innern, daß ich auch hier es gegen Dich aussprechen will, das ist, daß ich alles, was ich bis jetzt bin an äußerer und sittlicher Lebensrichtung, Dir zu danken habe. Du hast mir in Beispiel und Rat gezeigt, wie sich in allen Verhältnissen des Lebens ein wahrer und biederer Sinn erhalten und durchführen läßt, Du hast mir bei wissenschaftlicher Entwicklung freie Wahl gelassen und mir den Weg nicht ängstlich vorgeschrieben, und wenn ich dabei auch hie und da seitwärts spaziert bin,... so soll mein Hauptziel mir doch stets genau vorgezeichnet bleiben. Dir hab ich ein reiches Jugendleben zu danken, was ich seit 3 Jahren ... geführt, und das ist wahrhaftig kein kleines... Und es bleibt mir nichts übrig als Dir mit Worten dafür zu danken, daß Du mir all diese Freuden bereitet hast, und ich kann nur den Wunsch hegen, daß ich den Dank auch bald durch die Tat zeigen könne.

Nach Tat sehne ich mich überhaupt gegenwärtig von Herzen. Ich sitze itzt bald 3 Jahre auf den Kollegienbänken herum, vertrete getreulichst die schreibende Jugend, zu der wir in Deutschland mit Notwendigkeit gemacht werden und lebe eigentlich nur in einer theoretischen Welt, die von Natur, wirklichem Leben... sehr wenig weiß, so daß ich itzt wünsche, baldigst so recht derb mitten ins Leben hineingeworfen zu werden...

Doch weg mit diesen Gedanken! Ich will jetzt vielmehr Dir meinen Wunsch zum Geburtstag wiederholen und verspreche Dir, auch fortan Deinem Beispiel und Deinen Lehren getreu zu bleiben, so daß ich Dir zu jeder Zeit ohne Scheu ins Auge blicken kann. Ich bitte Dich, wenn Ihr am 28. in Petersfal festlich zusammen seid, auch meiner zu gedenken, wie ich es tun werde, und stets Deine Liebe zu bewahren

Deinem treuen Sohn

Joseph

Frankfurt a. M., den 8. Juni
[1848]

[Beginn eines langen Briefes.]

Lieber Vater!

Vor allem hoffe ich, daß Dich diese Zeilen wieder gesund und frisch antreffen, ich habe mit großem Bedauern und Schreck gestern von Mutter die Nachricht erhalten, daß Du von einer Ohnmacht heimgesucht worden bist. Ich meine, Du solltest eine Zeitlang das Arbeiten aussetzen und mehr in frischer Luft und Bewegung leben, dann werden solche verteufelte Anfälle wegbleiben. – Vor allem, meine ich ferner, solltest Du alles Aufregende vermeiden und, allenfalls den politischen Ereignissen, die jetzt etwas bunt durcheinander gehen und immer bunter zu werden scheinen, ohne alle innere, d. h. aufgeregte Teilnahme folgen; die Geschichte geht hoffentlich ihren eigenen vernünftigen Gang mitten durch alle Dummheiten durch, die an der Oberfläche einer neuen Zeit auch mit auftauchen...

Säckingen, den 8. April 1850

Mein lieber Vater!

Ich kann den 36jährigen Jahrestag des 8ten April, an welchem Du dereinst im Dienst von Altdeutschland den Degen in der Hand, verspürt hast,[1] wie die französischen Kanonen brummen und die Kugeln pfeifen, nicht vorüber gehen lassen, ohne Dir einen herzlichen und getreulichen Gruß zu senden. Wünsch ich mir doch selber oftmals, in späteren Zeiten ähnliche Erinnerungstage aufweisen zu können... Leider hat's den Anschein, daß die nächsten Kriege, die von deutschen Heeren geführt werden, minder ehren-

[1] An diesem Tage hatte sich im Jahre 1814 der Vater als Hauptmann bei Kehl ausgezeichnet und dafür zwei Orden bekommen.

haft und herzerwärmend sein sollen als die, in denen auch Du mitmarschiert bist.

Wenn sich die deutschen Dynastien zur Beförderung der Einheit unseres armen Vaterlandes schnöderweise bekämpfen, dann sieht freilich ein Biedermann ruhig zu und denkt: Macht's untereinander fertig.

Vielleicht hilft uns noch der Russe zur Besinnung kommen und wenn die Niederträchtigkeit derer, die an Deutschlands Geschikken herumpfuschen, nicht so groß ist, daß sie auch den mit Vergnügen kommen sehen, damit etwa ein paar wacklige Throne wieder festgeleimt werden, so wird's eine anständige Klopferei geben, wo ein ordentlicher Kerl nicht fehlen darf.

Die Dinge in Deutschland verwirren sich ja zu einem solchen gordischen Knoten, daß man sich freuen muß, wenn er durch ein deutsches Alexanderschwert genügend auseinandergehauen wird...

Dir aber, mein teurer Vater, nochmals meinen besten Gruß. Wenn Dir am Abend des heutigen Tages die Ohren geklungen haben, so denke, daß ich zur Erinnerung an Deine Kriegsehren einen tüchtigen Schluck auf Dein Wohl heute abend zu trinken vorhabe und ausführen werde.

Gruß an alle!

Dein

Joseph

HANS VON BÜLOW

geb. 1830, gest. 1894, Pianist und Dirigent. Sein Vater Carl Eduard von Bülow (geb. 1803) begann nach einer kurzen Tätigkeit als Bankier sich bald als Schriftsteller, vor allem novellistisch zu betätigen. Er ist ein Freund Tiecks, übersetzt zum ersten Male die berühmten »promessi sposi« von Manzoni und gibt den »Simplizissimus« von Grimmelshausen heraus, ebenso die Briefe Kleists. Sein Charakter ist sonderbar gemengt aus den widersprechendsten Eigenschaften. »Etwas Weiches, Nervöses, verbunden mit sehr cholerischem Temperament und einem mit Heftigkeit oft gepaarten Mangel an Willenskraft« (Marie von Bülow). Aber damit ist er nicht scharf gekennzeichnet. Man muß dazu wissen, daß er sein Leben lang Frondeur gegen alles Bürgertum blieb, im Revolutionsjahr sein »von« ablegte und keinem Staat als Bürger angehören wollte. Er ist die »Künstlernatur«, wie der Nichtkünstler sich sie nach romanhaften Schilderungen vorstellt.

Sein Sohn wurde – bei 30 Grad unter Null – als völlig lebensunfähiges Kind geboren und blieb in den ersten Jahren kränklich und schwach. Bald zwang ihn der Vater, eine Menge auswendig zu lernen, was er offenbar für die richtige Erziehung hielt. Die Mutter erzählt, daß sie bis zu Tränen gerührt war, als einmal das Kind die Fabel »Knabe und Hündchen« aufsagen mußte und weinerlich die Stelle rezitierte, wo der kleine Hund dem Knaben sagt: »Ach soll ich schon lernen und bin so klein / O laß es doch noch ein Weilchen sein!« Der Vater nimmt Hans sogar in eine Vorlesung seines Freundes Tieck mit – wo das Kind natürlich einschläft. Es ist die typische »Erziehung« des pädagogischen Eigenbrötlers, der sein Kind so rasch als möglich mit dem »Geist« vertraut machen will. Als Hans nach langen Kämpfen Musiker wird, schreibt der Vater: »... Zunächst wider meinen und seiner Mutter Willen. Er ist zwanzig Jahr und selbständig... Ich mußte warnen und zurückhalten, konnte aber nicht umhin, innerlich zu billigen, da Energie im Handeln eines jungen Mannes immer erfreulich...« 1852 geht es dem jungen Musiker sehr übel, da die vom Vater längst getrennt lebende Mutter sich von ihm wegen eines »Skandals« zurückgezogen hatte. Er aber schreibt dem Vater erst, nachdem es ihm wieder besser geht: »... denn ich war so herunter, daß ich der Versuchung, Dich um eine Unter-

stützung zu bitten, nicht hätte widerstehen können«. Als er nach dem Mißerfolg in Wien ein Jahr später in ähnlicher Lage ist, schreibt er über den Vater: »Papa ist sehr gut gegen mich gestimmt, schimpft meinetwegen fürchterlich auf Wien, sogar in Hexametern.«

Zürich, 9. Dez. 1850

Lieber Vater!

Dein Schreiben hat mich schmerzlichst berührt und ich tröste mich einzig damit, daß Du meinen letzten Brief in manchen Punkten, wo auch vielleicht meine Kürze und Unausführlichkeit Gelegenheit dazu gegeben hatten, mißverstanden hast. Vielleicht sehen wir uns bald, und die mündliche Unterhaltung löst den trüben Schleier, den namentlich Deine Drohung: Dich in dem Falle, daß ich ohne rein praktische Thätigkeit bei Wagner in Zürich verbleiben sollte, ganz von mir losreißen zu wollen, um meine Liebe zu Dir gezogen hat. Ich bin durch meine energische That zum Mann geworden; ich habe ein Gewissen und eine Überzeugung, nach der ich fest handle, und ich glaube, die sind von Jedermann zu achten. Ich bin Musiker und werde es bleiben; ich bin ein Anhänger – jetzt Schüler – Wagner's und werde dies durch mein Wirken beweisen. Es ist unumstößlich beschloßen. Warum also Dein sich fast bis zum ernsten Verbot erhebendes Zweifeln – warum nicht sagen: – „fahre fort, wo Du angefangen; meine herzlichsten Glückwünsche begleiten Dich; Du hast Dich bis jetzt noch nicht so schlecht bewährt, daß ich Dir gar kein Vertrauen schenken dürfte." Warum nicht ein herzliches Verhältniß – so daß, wenn ich Deine Hand auf der Briefadresse erkenne, ich freudig bewegt das Siegel breche und ausrufe: es ist von meinem guten Vater! Spare Dir die Vorwürfe, bis ich einen ernsten Fehl begangen! Ich bitte Dich dringend darum. Willst Du mir deshalb Deine Liebe entziehen, daß ich Wagner, den ich mit jeder Stunde mehr liebe und verehre, über Alles stelle, so muß ich Dir mit Thränen sagen: nun da thue es und füge sie Deinem Willi hinzu, dem ich die Kindesliebe mei-

nerseits gewiß in Bruderliebe verwandeln will. Aber glaube mir, ich bin so fest, daß ich nichts scheue und alle Consequenzen meines Thuns vollbewußt auf mich nehme.

Die Rückkehr zu meiner Mutter ist unmöglich. Ich habe oft heiße Thränen vergossen in der Erinnerung an sie, aber ich sehe, daß ihr Fanatismus stärker ist als die Mutterliebe. Das erleichtert mir das Herz. Was meine nächste Zukunft betrifft, so hat sich der Zufall so günstig in's Mittel geschlagen, daß ich fast abergläubisch werden könnte. Ich habe gestern von dem Direktor des Theaters in St. Gallen, Herbart ein Engagementsanerbieten als Musikdirector erhalten, da er gehört, daß ich mit Zürich gebrochen.

Die Bedingungen sind annehmbar. Hauptconditio ist baldiges Eintreffen. Wagner war anfangs gegen, nach einiger Überlegung für die Annahme, die bereits geschehen ist...

Ich bin nun also von Wagner vorläufig entfernt und in Deiner Nähe; nach Ablauf des Winters gehe ich wahrscheinlich zu Wagner zurück, um unter seiner Anleitung, mit seinem Beistande eine Oper zu schreiben. Zum Christus habe ich ungeheure Lust. W. meint aber, ich solle etwas Praktischeres für den Augenblick machen. Eine Möglichkeit wäre es, daß ich durch Wagner auch bei Liszt in Weimar eine Thätigkeit fände – vielleicht – es ist dies aber nur eine Idee von mir – schlage ich meiner Mutter den Ausweg vor, daß ich den Sommer in Paris zubringen werde, wo ich, wenn ein wenig unterstützt, mir mein Brot schon verdienen könnte.

Vielleicht sehen wir uns also bald.

Grüße Louise und danke ihr für die wollenen Socken. Ich brauche sie nicht, da ich bei der ziemlich starken Kälte dennoch in meinen baumwollenen nicht friere. Übrigens härte ich mich systematisch ab.

Dein Dich liebender

Hans v. Bülow



Der Vater Hans von Bülows

ERNST HAECKEL

geb. 1834, gest. 1919, Naturforscher und Philosoph. Sein Vater, Oberregierungsrat in Merseburg, bestand darauf – obwohl sich der Sohn sehr früh mit Naturwissenschaften beschäftigte – daß der Sohn Medizin studierte. Dieser wollte aber in Jena Botanik studieren, las Humboldt und Darwin, stieg, um eine seltene Pflanze Scilla trifolia zu finden, in einen Sumpf und zog sich einen Gelenksrheumatismus zu, worauf ihn der nach Berlin übergesiedelte Vater zu sich kommen ließ und nun erst recht auf dem Medizinstudium bestand. Haeckel studierte in Würzburg, Berlin und Wien Medizin ohne die geringste Freude, stellte sich aber zugleich von der Botanik auf Zoologie um. Auf Wunsch des Vaters ließ er sich in Berlin als Arzt nieder, setzte aber drolligerweise seine Sprechstunden auf fünf bis sechs Uhr früh an, damit keine Patienten kämen! Endlich erklärte sich auch der Vater, der ja nur das Beste des Sohnes gewollt hatte, mit solch fanatischer Liebe zur Wissenschaft einverstanden. An Haeckels Briefen an die Eltern kann man genau den Unterschied der Beziehungen Sohn-Mutter und Sohn-Vater beobachten. Haeckel schreibt der Mutter, auch wenn er ihr über Wissenschaftliches berichtet, in weichem, zärtlichem Ton, während die Briefe an den Vater männlicher und ihre Liebe freundschaftlicher gefärbt ist.

Würzburg, Mittwoch 16. 11. 1853

Mein liebster Vater!

Dem Wunsche Mutters gemäß, die gern alles liest, was ich schreibe, und die mir schrieb, ich möchte alle nach Berlin an Dich gehenden Briefe über Ziegenrück schicken, erhältst Du auch Deinen Geburtstagsbrief diesmal nicht direkt von hier aus. Es ist nun schon das drittemal, daß ich an diesem Hauptfeste der Haeckelschen Familie persönlich nicht teilnehmen kann, Dir selbst, mein liebster Vater, nicht mit einem Kuß und einem Händedruck das alles sagen

kann, was ich für Dich in Herz und Sinn trage und was noch so viele Worte doch nicht hinlänglich ausdrücken können. Aber auch so, denke ich, brauche ich nicht viel Worte zu machen über die innigen und treuen kindlichen Gesinnungen der herzlichsten Kindesliebe, die ich für Dich hege, und die grade an Deinem Geburtstage, als unserm höchsten Freudenfeste sich zu besonderer Innigkeit steigern... Ich hatte nun gehofft, das Heimweh würde sich allmählich ganz geben. Aber immer und immer wieder, wenn ich diesen engen und heimischen Familienkreis verlassen habe, wird mir so weh ums Herz, ich bekomme eine so kindische und unnütze Furcht und Scheu vor der Außenwelt, daß ich mich oft selbst darüber schämen muß. So muß ich auch jetzt, nach diesen seligen ungetrübten Tagen der Freude, die ich in seliger Stille mit Euch verlebte, gar so sehnsüchtig nach diesem Elysium zurückdenken, obwohl mich der Trubel und die Ruhelosigkeit meiner neuen Zeiteinteilung auch kaum einen Augenblick zum Bewußtsein meiner Einsamkeit kommen lassen. O, wie schön ist doch das Familienleben, durch nichts zu ersetzen... Grade in dem wichtigsten Punkte, in der Einrichtung und Ausführung meines ganzen Lebensplans, stehe ich jetzt noch so ratlos und tatlos da wie nur je. Es wird jetzt, wie Du Dich vielleicht erinnerst, grade ein Jahr sein, daß ich Dir in der ersten Abneigung, die mir die Einsicht in das Studium der Medizin zu studieren, auseinander setzte. Du suchtest mich damals mit mancherlei, zum Teil auch wohl ganz richtigen Gründen zu beschwichtigen, und diese hielten auch den Sommer über, wo ich mich mehr mit der reinen Naturwissenschaft beschäftigte, vollkommen vor. Ich hatte den bestimmten Vorsatz, das Studium, so schwer es mir auch werden würde, durchzusetzen. Jetzt aber, lieber Vater, stehe ich wieder auf demselben Standpunkt wie vor einem Jahr, wenn auch aus andern Gründen. Es liegt dies einfach daran, daß ich jetzt, wo ich einen tiefen Einblick in das Wissen und Treiben der praktischen Medizin zu tun anfange, die wahre Natur dieser edlen Kunst zu begreifen anfänge. Früher war es, ich gestehe es gern zu, mehr ein äußerer, von reizbarer Nervenschwäche herrührender Ekel, der mir diese Seite des ärztlichen Lebens so traurig erscheinen ließ. Jetzt ist dieser zum größten Teil überwunden und würde sich vielleicht mit der Zeit noch mehr geben

wenngleich ich glaube, daß ich eine unbesiegbare Scheu vor vielen Krankheitsäußerungen nie überwinden werde. –

Aber eine ganz andere Ursache ist es, die mir jetzt mit voller Gewißheit die Unmöglichkeit, als Arzt zu wirken, vor Augen stellt. Dies ist nämlich die ungeheure Unvollkommenheit, Unzuverlässigkeit und Ungewißheit der ganzen Heilkunst, die es mir diesen Augenblick (es mag allerdings zu einseitig sein) fast unglaublich erscheinen läßt, daß ein gewissenhafter, sich selbst überall zur strengsten Rechenschaft ziehender Mann mit dieser „Kunst", die in hundert Fällen diese Wirkung, in hundert gleichen die grade entgegengesetzte hervorbringt, seine Nebenmenschen quälen und mit ihnen gleichsam ins Blaue hinein experimentieren könne. In dieser Beziehung verhält sich die Medizin extrem entgegengesetzt der Mathematik. Hier ist alles in bestimmte, unveränderliche, ausnahmlose Formeln gebannt, dort ist von alledem nichts; jeder handelt nach seinem eignen Gutdünken; dem einen fällt dies, dem andern jenes ein; dort stirbt vielleicht ein Patient einem wissenschaftlich höchst ausgebildeten Arzte unter der Hand, während er hier von einem Quacksalber kuriert wird. Ich frage Dich selbst: Muß so nicht jeder Arzt in jedem Augenblick, wenn er an seine Pflicht und an sein Tun denkt, mit sich selbst in schweren Konflikt, in traurigen Zweifel geraten? –

Wenn ich meinen Bekannten dies exponiere, so lachen sie mich aus! Frage ich sie, was sie dagegen meinten, so sagen sie, ich sei nur tauglich, um natürliche Pflanzenfamilien zu schaffen und Moose zu mikroskopieren, oder Infusorienkrankheiten zu behandeln usw. Überhaupt scheinen auch sie sämtlich darüber einig zu sein, daß ich zu nichts weniger als zum Arzt passe. Schon das ist ein großer Nachteil für mich, daß ich nicht von Jugend auf medizinische Gespräche mitangehört, mit einem Worte, mich in diese ganze Sphäre etwas hineingelebt habe, in welchem Falle sich meine meisten andern Bekannten, überhaupt fast alle Studenten der Medizin befinden, sollten sie sich dies medizinische Begriffs- und Denkvermögen auch erst in den Kneipen erworben haben. Dadurch, daß ich viele Ausdrücke, die hier ganz und gäbe sind und die andern verstehen, ohne nach Pathologie gehört zu haben, ganz und gar nicht kenne und mit den gewöhnlichsten medizinischen Re-

densarten usw. noch gar nicht vertraut bin, geht mir zum Beispiel ein großer Teil des Virchowschen Kollegs verloren. Frage ich über so etwas andere, um mir Auskunft zu holen, so meinen sie daß mir das doch nichts hülfe; ich könnte doch höchstens Professor werden; zu was Ordentlichem tauge ich gar nicht usw. Andere sind dabei wenigstens aufrichtiger und meinen: „Wenn Du Professor werden willst, ist das grade, wie wenn ein kleiner Junge König werden will." Dabei spreche ich gar nicht von „Professor werden" und denke auch nicht daran. Nur kein Arzt! Lieber will ich den kleinen Jungens in der Klippschule das Einmaleins lehren... Wenn ich ganz frei über mich selbst jetzt zu disponieren hätte, würde ich doch... noch lieber mich mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften einzig und allein auf das Studium der reinen Naturwissenschaft werfen, alle Zeit, die mir außer Essen Trinken, Schlafen und Denken an Euch noch übrigbleibt, einzig und allein darauf verwenden, mich ganz ex fundamento in ihr heimisch zu machen; und dann, denke ich, müßte ich, bei der größten Liebe und Lust und der mir möglichsten (was freilich nicht viel sagt) Ausdauer es doch zu etwas Tüchtigem bringen. Die einzige Frage, und zwar die sehr schwere, wäre freilich, ob meine Kräfte dazu ausreichten. Nun bedenke aber den fabelhaften Wust von barbarischen Mitteln, Formen usw., die an sich schon fast ein Gedächtnis nehmende Massen rohen, halb unnützen, halb zweifelhaften, empirischen Materials – mir nebeln die Sinne, wenn ich daran denke, daß ich diesen ganzen ungeheuern wüsten Kram, der noch dazu für mich speziell so manches Ekelhafte und Widerliche besitzt, zu dessen Aneignung ein halbes Leben gehört, wenn ich bedenke, daß ich dieses ganze ungeordnete Chaos mir ganz zu eigen machen soll – und zwar wozu? Um nichts und wieder nichts!! Denn was wird mir das jemals helfen! Wenn ich noch irgend Aussicht hätte, einmal als Naturforscher große Reisen zu machen, hätte die Sache noch einigen Sinn. Aber so!? – Schade, schade, daß ich Dir nicht mündlich dies und vieles andre explizieren kann und schriftlich läßt sich die Sache nur so halb und unvollkommen darstellen! –

Nun vor allem eine herzliche Bitte, liebster Vater. Sei nicht im geringsten unwillig oder betrübt darüber, daß ich Dir so ganz offen und unverhohlen meine ganzen Empfindungen und Gedan-

ken über diesen höchst wichtigen Gegenstand offenbart habe. Ich denke doch, es ist besser, ich spreche die Gesinnungen ganz offen aus, wenn sie Dich auch eben nicht erfreuen können (was mir herzlich leid und wehe tut), als daß ich sie Dir von Anfang an verberge und nachher Dir plötzlich andere zeige. Wenn Du es für das beste hältst, will ich ja gerne mit allem mir möglichen Fleiße (wenn auch ohne Lust und Aussicht auf Erfolg) das Studium der Medizin weiter forttreiben. Nur muß ich mich dann später, wenn es zu meinem entschiedenen Nachteil ausschlägt, vor jeder Verantwortung und jedem Vorwurf verwahren...

Das Hauptkollegium in diesem Semester ist die allgemeine pathologische Anatomie bei Virchow, weswegen (sowie wegen der Sezieranstalten) ich auch allein hier geblieben bin. Dies Kolleg ist so einzig in seiner Art, daß ich Dir unmöglich jetzt schon ein vollständiges Bild davon geben kann... Der Vortrag Virchows ist nämlich schwer, aber außerordentlich schön; ich habe noch nie solche prägnante Kürze, gedrunge Kraft, straffe Konsequenz, scharfe Logik und doch dabei höchst anschauliche Schilderung und anziehende Belebung des Vortrags gesehen, wie sie hier vereinigt ist...

Wie leid tut es mir, daß ich Dir nicht diese ganze, wirklich höchst geistreich durchgeführte Ansicht von Virchow mitteilen und vollständig exponieren kann. Aber schriftlich geht das eben nicht. Du findest übrigens diese durchaus materialistische Anschauung jetzt ziemlich allgemein unter den ersten Naturforschern Deutschlands verbreitet. Mich interessierte sie in der Schärfe und Klarheit, mit der ich sie hier durch und durch erkennen lernte, außerordentlich, und wenngleich ich namentlich ihre Konsequenzen nicht alle teilen kann, so frappierte mich doch eben die Konsequenz, mit der die Schlüsse durchgeführt waren... Nächst diesem in seiner Art einzigen Kollegium, das es wohl wert ist, daß man ganz allein um seinetwillen ein ganzes Semester hierbleibt, sind es vorzüglich die praktischen anatomischen und chemischen Arbeiten, die mich viel beschäftigen...

Viel Freude macht mir auch das chemische Arbeiten in Scherers Laboratorium. Bis jetzt analysiere ich nur unorganische Stoffe. Da mische, menge, mansche, plantsche, glühe, sprühe ich denn so daß es nur eine Art hat. Als chemisches Habit ist dabei der alte

Überrock, den ich von Dir mitgenommen hatte wieder zu Ehren gekommen. Auch in der Chemie kann man nur wenig aus Büchern lernen; man muß selbst durch Experimente und Analysen in sie eindringen, wenn man den wahren Zusammenhang dieser merkwürdigen Wissenschaft ganz erfassen will. Daß ich übrigens bei dieser Menge des zu bewältigenden Materials, das mich buchstäblich von früh 8 Uhr bis abend 8 Uhr beschäftigt, keine Zeit zu andern Beschäftigungen, auch nicht einmal zu meinen liebsten Lieblingsstudien, Zeichnen, Mikroskopieren, Malen, Botanisieren usw. behalte, kannst Du Dir leicht selbst denken... Jedoch auch gerade diese perpetuierliche, angestrengte Beschäftigung hat ihre sehr guten Seiten. So zwingt sie mich z. B., meine Aufmerksamkeit einmal ganz auf andere Gegenstände zu richten, bewahrt mich vor allzu genauem und doch im Grunde fruchtlosem Grübeln und Nachdenken über mich selbst und meine Zukunft und schützt mich auch, wenigstens etwas, vor Hypochondrie, zu der ich sonst jetzt, da ich mit den Krankheiten mich zu beschäftigen anfangen muß, mehr Neigung als je habe, weshalb mich meine Bekannten oft tüchtig heruntermachen. So hat z. B. neulich in der propädeutischen Klinik einer auf die Frage des Professors den Studiosus Haeckel als Beispiel eines Urhypochonders angeführt!...

Würzburg, 21. 12. 1853

Lieber Vater!

... Außer vielen andern Arbeiten, die ich für die Weinachtsfeier aufgespart hatte, werde ich auch das Anerbieten Köllikers benutzen, auf seinem Zimmer zu mikroskopieren, wobei man sehr viel Material bekömmt...

Ich gehe jetzt täglich um 8 Uhr früh von zu Hause fort und komme erst um 5 Uhr (und wenn ich Kurs bei Kölliker habe, gar erst um 8 Uhr abends) nach Hause, was mir wenngleich ich mehr freie Stunden am Tage wünschte, doch auch ganz recht ist, da es

mir zu Haus meist so schrecklich einsam vorkommt, ausgenommen wenn ich bei meinem Schatz, (d. i. mein göttliches Mikroskop) sitze oder Briefe an Euch schreibe. Die Abende verbringe ich mit Ausarbeiten des geistreichen Virchowschen Kollegs, welches mir aber lange nicht mehr so schwer wird wie anfangs. Wenn ich behaupten wollte, daß ich für den Stoff, alle die verschiedenen pathologischen Neubildungen, Geschwülste, Entartungen usw., irgendein Interesse hätte, so müßte ich dick lügen. Aber mit dem sensiblen Ekel davor macht es sich jetzt. Was soll man sich auch vor einem Geschwür, einer Eiterung nach ekeln und sie verabscheuen, wenn man erfährt, daß diese schreckliche krankhafte Bildung doch nur einfach auf der Bildung und Vermehrung von Zellen in einem flüssigen Blastem beruht, was eigentlich eine höchst interessante Sache ist, wie das ganze Zellenleben. Ja, über die Zellentheorie geht mir nichts! Ich weiß nicht, was für eine sonderbare Anziehungskraft diese sonderbare Tatsache, daß die Zelle Ursprung und Konstituens aller organischen Körper ist, für mich speziell hat; aber es ist faktisch, ich betrachte dies wirklich als das größte Schöpfungswunder, über das ich mich garnicht satt wundern und freuen kann. Eigentlich ist auch diese Zellengenese das, was alle Menschen am nächsten angeht, denn wir alle, wie alle Pflanzen und Tiere, bestehen ja nur aus Zellen. Das Ei ist ja nur eine einfache Zelle. Wie unbegreiflich stumpf und gleichgültig verhalten sich die meisten Menschen gegen diese wunderbare Tatsache, das Wunder aller Wunder. Für mich ist es das Anziehendste, was es gibt, und dem Studium und der Erforschung der Zelle möchte ich alle meine Kräfte widmen. Diese Neigung erscheint vielleicht allzu kühn, aber wenn ich mir nur in irgend einem Punkte selbst vertrauen darf, so sagt mir ein geheimer dunkler Instinkt: „dies Feld ist das einzige, wo du es zu etwas bringen kannst!" Dieser Instinkt ist es, welcher mich von jeher so ungemein und extravagant zu den mikroskopischen Studien hinzog, welcher mir die Beschäftigung mit dem Mikroskop als das größte Glück und Vergnügen sein läßt... Trotz meiner großen Ungeschicklichkeit, die mir auch hier beim feinen Präparieren oft sehr lästig wird, kommt mir doch im ganzen nichts leichter und lustiger vor als die Mikroskopie, während die andern darüber stöhnen und seufzen. Nein, über meine Zellen

geht mir nichts! Halte diese Worte nicht für Eitelkeit oder Hochmut, lieber Vater! Wenn ich es mir in andern Stunden ruhig und kalt überlege, erscheint mir freilich diese ganze sanguinische Hoffnung, als Mikroskopiker (sei es nun der Pflanzen oder der Tiere; eher glaube ich noch letzteres) dereinst was leisten zu können, als törichte Vermessenheit... Betrachte ich nur deren Leistungen, so sehe ich wohl bei ruhiger Überlegung ein, daß ich nie einen Platz neben ihnen werde gewinnen können; denn was wird so ein unselbstständiger, charakterloser und unbedeutender Schwächling, wie ich leider bin, der heut „himmelhoch jauchzt", morgen „zum Tode betrübt ist", was werde ich gegen und neben jener Unzahl ausgezeichneter sorgfältiger Forscher zuwege bringen! Sei dem, wie ihm will; jetzt will ich wenigstens den Rausch dieser Wonne ganz austrinken und mich in jeder Hinsicht in der Mikroskopie sattelfest machen. Ich will Euch wenigstens zeigen, daß ihr das herrliche, kostbare Mikroskop keinem geschenkt habt, der es nicht zu schätzen weiß. Mache ich damit auch keine neuen Entdeckungen, so gewährt es mir doch die seligsten Freudenstunden, Stunden, in denen ich mich ganz dem einen geliebten Objekte hingeben könnte.

Sehe ich mir nun morgen früh diese eben hingeworfenen Herzensergießungen an, so muß ich vielleicht wieder einsehen, daß eigentlich hinter all diesem Enthusiasmus für das Mikroskop und die Zelle nichts steckt als Lust und Freude an jener unermeßlichen und wunderbaren Welt des Kleinen, in der der große Schöpfer seine herrlichste Macht und Weisheit offenbart hat, eine Lust und Freude, wie sie am Ende jeder haben kann! – Nimm aber diese Worte für das, was sie sind, lieber Vater, für den Hauch einer vielleicht übertriebenen Begeisterung, welche mir von Zeit zu Zeit alle Glieder wie verzehrendes Feuer der Leidenschaft durchzieht, daß unwillkürlich meine Muskeln in tonische Kontraktionen geraten und ich in jauchzende Freudenrufe ausbreche... Wie traurig und dunkel erscheint mir dagegen wieder am andern Tage das medizinische, praktische Treiben, die Behandlung der Menschen in den Kliniken usw. und wie sinkt mir da wieder aller und jeder Mut, und ich sehe mit nichts als mit verzweifelten Aussichten, die Zukunft herannahen. Der einzige Trost ist dann der verrückte Gedanke, mich schlimmstenfalls mit meinem Mikroskop, das ich jetzt nicht

mehr von der Seite laße, in einen beliebigen Urwald von Guayana zurückzuziehen und dort nach Herzenslust Natur zu studieren... Nein, noch einmal! Es geht mir doch nichts über die Zellentheorie und ihr Studium! Vivant cellulae!! Vivat Microscopia! –...

Lebe recht wohl, mein lieber Papa, nunmehr auch Großpapa, feire recht vergnügte und frohe Weihnachten mit den Lieben in Nr. 8. und vergiß dabei neben den Ziegenrücker Lieben auch nicht

Deinen Dich herzlich liebenden, alten Jungen

Ernst H.

Onkel, Dr. phil. et med. Privatdozent der Mikroskopie.

HEINRICH VON TREITSCHKE

geb. 1834, gest. 1896, Historiker. Um die sonderbar gelagerte Beziehung zwischen dem preußisch gesinnten Sohne und dem als sächsischer Offizier der Einigung Deutschlands unter Preußens Oberhoheit abgeneigten Vater zu verstehen, müssen wir Charakter und Temperament des Mannes kennen lernen. Es ist der Typus, den Goethe als einen der vollkommensten Menschen bezeichnet; der geistig interessierte, feinfühlige Offizier. »Er war«, sagte ein Biograph, »von erstaunlich ausdauerndem Fleiß, gewissenhaft in allem, was Pflicht war, aber leidenschaftlich von Natur, wenngleich von sicherer Selbstbeherrschung... Unangenehmen Eindrücken ging er gern aus dem Wege, peinliche Erörterungen erledigte er lieber schriftlich als mündlich.« (Hierzu stimmt auch, daß in der Zeit der größten Spannung zwischen ihm und Heinrich alle Differenzen brieflich ausgetragen wurden). Die eben wiedergegebene Charakteristik könnte aber auf jeden guten Offizier zutreffen. Erst wenn wir erfahren, daß dieser Soldat, der bei der Meuterei in Lüttich 1815 mit achtzehn Jahren »seine Leute in Zaum zu halten« verstand, viel und gerne las, leicht und flüssig Verse schrieb, wenn wir die mit denen des Sohnes unvergleichlichen, dichterischen Verse hören, die er nach dem Tode der geliebten Frau niederschrieb, dann erst werden wir die Erschütterung über die zeitweilige Entfremdung des Sohnes aus nichts als politischen Gründen, verstehen können. Das Gedicht beginnt:

So gut, so lieb, so schön und so ganz mein –
Du konntest nimmer eines Andern sein.
Von Gottes Gnade warst Du mir bestimmt
Wie Luft und Licht sich nah'nd in Eins verschwimmt.
So hast Du auch Dein ganzes Frauenleben
Von mir empfangen und es mir gegeben...

Heinrich ist mit neun Jahren fast ein Wunderkind. Er sagt von sich selbst: »Ich bin zwar erst neun Jahre alt, aber ich habe Kenntnisse für zwölf« und schreibt in demselben Jahre ein formvollendetes Geburtstagsgedicht an den Vater: »... Und wenn die unheilvolle Kraft des Zweifels / Sich meinem Geiste naht mit leichtem Tritt / Und fessellos und rastlos die Gedanken / Mich treiben hier und dorthin – nur zu DIR / Bei Dir find ich die Ruhe, und ich schütte / Mein Herz das ruhelose aus vor Dir...« Ob der Knabe ahnte, wie

wahr die letzten Verse dieses Gedichtes werden sollten: »... So ist kein Schicksalssturm, kein Spötterlachen / Imstande, meine Lieb' Dir zu entreißen / Und – was das Schicksal über mich verhange / Mein schönster Name sei, Dein Sohn zu heißen.« Er war es wirklich! Denn echte Männlichkeit, Fundament und Antrieb seines Wesens hatten Sohn und Vater gemeinsam und in beiden Charakteren ist Kraft mit Feinfühligkeit restlos vermengt.

Dresden, am 15. Decbr. 1848

Mein lieber Vater!

Mit dem tiefsten Schmerze, mit wahrer Zerknirschung habe ich den Brief gelesen, der mir ein neues großes Zeichen Deiner väterlichen Liebe und Langmuth ist. Habe ich durch mein Benehmen gegen meine liebe Mutter, durch mein immerwährendes Zurückfallen in die alten Fehler solche Güte verdient? Statt mir die strengsten Vorwürfe zu machen, wie ich undankbarer Sohn es eigentlich verdient habe, ermahnst Du mich wieder in Deiner eindringlichen Weise mich zu bessern, mich, der ich so oft diese Deine väterlichen Warnungen überhört habe! O! mir graut es nur daran zu denken, daß solch' ein gütiger Vater zu einem zürnenden werde und mich bei seiner Rückkehr von sich weise! O! wie beschämt stehe ich vor mir selbst da, weil mir alle diese Fehler schon so oft und so eindringlich verwiesen worden sind, weil ich meinen Vater und meiner Mutter solchen Kummer gemacht habe!... Ja! ich habe geweint, bitterlich geweint, als ich Deinen Brief las; aber sei versichert es waren keine leeren Thränen! Ich habe den festen Entschluß gefaßt mich zu bessern, ehe es zu spät wird, und Gott um seinen Beistand angefleh't! Dieser Dein Brief, ich will ihn, wenn ich strauchle, lesen, und er soll mich stärken auf dem rechten Wege, wie jenes Gedicht, das Du mir zu meinem Geburtstage vor 2 Jahren aus Plankenstein schicktest.

Dein reuiger Sohn

Heinrich

Dresden, am 31. Decbr. 1848

Lieber Vater!

Schon wieder stehe ich am Schlusse eines Jahres, und zwar am Schlusse des größten und merkwürdigsten meines Lebens. Die gewaltigen Stürme, die ganze Staaten aus ihren Fugen gehoben, ganze Völker unglücklich gemacht haben, sie haben auch in unsern stillen und bisher so glücklichen Familienkreis störend eingewirkt: sie haben den Vater, unsern theuren, lieben Vater aus unserer Mitte gerissen und halten ihn schon lange, ach gar so lange, von uns entfernt. – Ich selbst bin zwar in den Wissenschaften – das kann ich mir zugestehen – fortgeschritten; in sittlicher Hinsicht aber habe ich durchaus keine Fortschritte gemacht und meinen Aeltern oft Kummer bereitet. – Und ein bedeutender Grund davon ist eben die Abwesenheit meines Vaters. Das sehe ich klar und offen; denn Du würdest mich durch Deine Ermahnungen, ja durch Deine Blicke schon von manchem Unrechte, das ich in dem letzten Halbjahre gethan, abgehalten haben. – Der Geburtstag meines theuren Vaters naht heran. Es ist der erste, den wir ohne den Vater, d. h. fast gar nicht, feiern müssen. Wie oft wir Deiner an diesem Tage gedenken werden, brauche ich Dir wohl nicht zu versichern. Unsre Gedanken werden bei Dir sein, mögen wir auch noch so lange von Dir entfernt bleiben müssen. – Innig flehe ich zu Gott, daß er Dich uns noch recht lange glücklich und rüstig erhalten und uns in dem neuen Jahre mehr mit Dir vereint leben lassen möge, als in den verflossenen. Aber auch Dank, brünstigen Dank bringe ich Gott, daß er uns Dich bis jetzt gesund und rüstig erhalten und uns die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen gegeben hat. – O! Dir auch, dem lieben Vater, den innigsten Dank für die väterliche Liebe, für die unzähligen Wohltaten, die Du mir seit meiner Geburt so reichlich erwiesen hast! Mit allen Kräften will ich suchen mich dankbar zu erweisen meinem größten Wohltäter durch ein gutes sittliches Betragen und durch das Streben einst ein der Menschheit nützlicher braver Mann zu werden.

Dein dankbarer, treuer Sohn

Heinrich

Bonn, 8/4 52

Endlich, mein lieber Vater, komme ich dazu, Dir die ersten Nachrichten von meiner glücklichen Ankunft in Bonn zu geben. Mancherlei hat mich bis jetzt daran gehindert... Du weißt ja, daß mir die wirtschaftliche Seite der Betrachtung des Staates, ebenso wie das Völkerrecht noch völlig neue Felder sind. Wenn ich Völkerrecht treibe, bin ich oft egoistisch genug, mich darüber zu freuen, daß in dieser Wissenschaft erst so wenig gethan worden; man hat doch Aussicht auf eigne Geistesthätigkeit, und kann hoffen, einmal selbst etwas Neues zu finden und nicht immer von fremder Arbeit zehren zu müssen. Denn so sehr ich auch einsehe, wie nothwendig es ist, wird mir das ewige Vorbereiten manchmal recht unerträglich, und ich sehne mich danach, einmal selbst das, was wir jetzt lernen, zusammenfassen und produciren zu können. Nun hoffentlich geben mir dazu die historischen Uebungen, von denen es freilich noch nicht gewiß ist, ob sie zu Stande kommen, Gelegenheit; einseitig bleibt es doch, wenn man sich beim Lernen so ganz passiv verhalten muß. Doch genug davon. – ... Nun noch einmal schreibt mir recht bald. (Ihr wißt nicht, wie sehr ich mich auf den ersten Brief vom Hause freue) und – das Beste, was ich Euch wünschen kann – seid so froh und glücklich, wie

Dein treuer Sohn

Heinrich

Göttingen 20/1 56

Mein lieber Vater!

... Für Deine väterlichen Rathschläge sage ich Dir meinen herzlichsten Dank. Du hast mit Deiner Warnung, ich solle nicht zu Viel auf einmal beginnen, gerade den Punkt getroffen, der nicht nur für mich, sonder für Jeden, dem es mit seiner Bildung Ernst ist, heutzutage am Gefährlichsten ist. Wenn ich jetzt täglich eine Stunde auf dem Museum die leichte Waare von tausenderlei Zeit-

schriften gelesen, die doch der handgreiflichste Ausdruck unserer modernen Bildung sind: dann überkommt mich oft eine Verwirrung, eine Beschämung über meine Unwissenheit, die doch zugleich eine unendliche Verachtung gegen die seichte phrasenhafte Weise, womit ich die größten und tiefsten Dinge behandelt sehe. Und diese beiden Empfindungen stärken nur die Wißbegierde, den beinahe krankhaften Ehrgeiz daß ich nie zu dem geistigen Pöbel gehören möge, dem die Welt nur ein Gegenstand halber Theilnahme, halben Verständnisses ist. Ich war noch so jung als ich Euch verließ und hatte – was gewiß recht gut war – außer der Schulbildung so gar keine Kenntniß von der Welt, daß ich seitdem des Lernens und Schauens kein Ende gefunden habe. Noch in der jüngsten Zeit sind mir große Gebiete des Wissens nahe getreten, von denen ich gar keine Ahnung hatte – und immer und immer wieder kam ich auf den Stoßseufzer zurück: Warum führen wir nicht ein zwiefaches Leben, da das eine, das uns vergönnt ist, kaum hinreicht um uns nur zu erziehen. Aber ich bin auch nüchtern genug, um zu wissen, daß sich mit Seufzern Nichts ändern läßt. Ich fühle, daß nur das Schaffen dem Leben Werth giebt, und daß ein übertriebener Bildungseifer zu einem ohnmächtigen Raffinement führt, das mit der Barbarei sehr viel Ähnlichkeit hat. So beschränke ich mich jetzt nach Kräften in der Ausdehnung meiner Thätigkeit. Den Widerspruch dieser Einseitigkeit fühle ich freilich lebhaft; lösen läßt er sich nur durch Resignation – und das ist mir die verhaßteste aller Stimmungen... Die zweite Gedichtsammlung liegt mir sehr am Herzen; ich bin aber damit fertig bis auf zwei Gedichte, für deren Umschaffung ich einen günstigen Tag abwarte. Ist Alles in Ordnung, so werde ich sie an eine große Firma schicken... Die Nürnberger Sache verzögert sich so sehr, daß ich den Glauben daran verliere. Ich werde deßhalb den sichersten Weg wählen, um an einem Journal angestellt zu werden, und unaufgefordert einen Artikel einschicken. Ist man zufrieden damit, so wird das Weitere schon erfolgen. Natürlich geht das nicht so schnell, und bis gegen Ostern werde ich wohl noch hier bleiben müssen. Die Einzelheiten der Versuche können Dich kaum interessieren, ich werde mich also darauf beschränken müssen, Dir das Resultat mitzutheilen. Die Bedenklichkeiten bei der Sache erkenne ich

recht wohl, und habe mich schon früher darüber ausgesprochen. Aber es ist eine Thatsache, daß fast alle bedeutenden Professoren mehrere Jahre vor ihrer Habilitation gewartet und erst im reiferen Alter die akademische Laufbahn begonnen haben... Dazu kommt noch das Dilemma zwischen Poesie und Wissenschaft. Eine der Haupteigenschaften des Künstlers glaube ich sicher zu besitzen: die rege Lust am Leben, das offne Auge für seine Erscheinungen und die Neigung, nicht durch Theorieen ihre Gesetzmäßigkeit zu begreifen, sondern jede Erscheinung in ihrer Lebendigkeit, in ihrer Schönheit zu erfassen. Ob ich die schöpferische Fähigkeit habe, die Gestalten, die mir im Innern leben, ans Licht des Tages zu bringen, darüber kann ich mich und Andere nur durch künstlerische Arbeiten belehren. Dazu brauche ich Zeit und Bildung; darum muß ich mir für diese Schülerzeit einen Beruf wählen, indem ich Muße genug habe meine poetischen Arbeiten fortzusetzen. Das ist klar wie der Tag; es ist unleugbar, daß die Kunst im Anfange ihren Jünger nicht ernährt, aber es wäre Kleinmuth und Sünde, wollte ich sie deshalb aufgeben...

Damit, mein lieber Vater, hab ich Dir mein Herz offen ausgeschüttet; ich denke ich werde diesen Gegenstand nicht eher wieder zu berühren brauchen, als bis ich Dir etwas über das Resultat meiner journalistischen Versuche melden kann. Was ich sonst noch zu erzählen habe, schreib' ich diesmal an Mama, deren freundliche Zeilen mich natürlich zur Antwort drängen.

Heinrich

Göttingen, April 28. 56

Mein lieber Vater!

... Ich schicke Euch hier ein Exemplar[1] und denke, Ihr werdet es mit der Theilnahme annehmen, die so natürlich ist wo es sich um den ersten Schritt eines jungen Manns in die Öffentlichkeit

[1] Vaterländische Gedichte.

handelt. Doch kann ich eine gewisse Furcht nicht unterdrücken. Du kennst zwar schon den größten Theil der Gedichte und die Richtung der Schrift, mein lieber Vater. Ich fürchte aber, wenn sie Dir hier als ein Ganzes vorliegt, so wird Dich Manches überraschen und Deinen Ansichten sehr widersprechen. Bei jedem andern Volke würde ich keiner Rechtfertigung bedürfen für das was ich gesagt. Leider ist es anders in Deutschland, wo noch vor wenigen Jahren von den Thronen herab die höchst verderbliche Lehre von der Einheit Deutschlands verboten wurde. In einem vierzigjährigen Frieden hat der Wohlstand und die Bildung unsrers Volkes unendlich zugenommen, und doch ist keiner der bescheidensten nationalen Wünsche befriedigt worden. Was uns die Fremden geraubt ist nicht nur in ihren Händen geblieben, sondern nach einem schmachvollen Kriege hat uns ein ohnmächtiger Feind zwei unsrer schönsten Lande entrissen. Daß wir im Rathe der Völker noch ein bescheidenes Wort mitsprechen dürfen, verdanken wir nur dem Zufall, daß 2 Großmächte wenigstens theilweise zu uns gehören. Als ganzes ist Deutschland ohnmächtig und ein Spott der Fremden. Das sind Alles Thatsachen, ebenso traurig als unläugbar. Niemand täuscht sich darüber. Manche suchen sich in elender Gleichgültigkeit der Gedanken, die sich daran knüpfen, ganz zu entschlagen; Andere hegen die wahnsinnige Hoffnung, daß ein Wunder von Oben, eine Revolution die Sache zum Bessern ändern werde, fast überall herrscht ein erschreckendes Schweigen über die heiligsten Angelegenheit unsres Volkes... Es stehen manche bittere Worte in der kleinen Schrift; das sind aber nur die Empfindungen, welcher jeder Denkende in den letzten Jahren durchlebt hat. Sie klären sich auf zur Hoffnung und zur Ueberzeugung, daß dem thatkräftigen Glauben eines Volkes das Schicksal noch nie gelogen hat – das spricht das letzte Gedicht aus, und darin liegt meine wahre Ueberzeugung... Ich habe mich so ausführlich darüber ausgesprochen, weil ich jeden Zweifel, den Du über die Absicht der Schrift noch hegen könntest, verscheuchen möchte. Du wirst auch jetzt noch Manches dagegen einzuwenden haben, aber hoffentlich Nichts gegen die Richtung des Ganzen. – Ich habe schon manches bittere Wort von politischen Eiferern darüber hören müssen und bin auch ruhig auf mehr dergleichen gefaßt. Wenn das Buch aber



Der Vater Heinrich von Treitschkes

Dich verstimmen sollte, so würde mich das sehr traurig machen; ich möchte um Alles nicht, daß durch meine Schuld mein glückliches Verhältniß zu meiner Familie, das ich mir nicht glücklicher denken kann, gestört würde...

Göttingen, Oct. 11. 56

Mein lieber Vater!

... Du hast mir eine sehr ernste Frage vorgelegt, mein lieber Vater. Ich muß gestehen, sie hätte zu keiner ungelegneren Zeit kommen können, denn nie bin ich mir über religiöse Dinge weniger klar gewesen als gerade jetzt. Das ist auch der Grund, warum ich Dir noch nicht im Zusammenhange darüber gesprochen. Nur aus einzelnen Äußerungen wirst Du geschlossen haben, daß ich in manchen und wesentlichen Punkten an der christlichen Offenbarung zweifle. Ich hab' im väterlichen Hause immer das Beispiel aufrichtiger und prunkloser Frömmigkeit vor mir gehabt. Das allein reichte hin um mich von jedem muthwilligen Zweifel zurückzuhalten. Aber wo Vernunft und Sinne in mir gar zu laut widersprechen, da kann ich nicht glauben. Ich habe die Geschichte des Christentums angesehen und gelernt, daß es in keinem Jahrhundert sich gleich geblieben ist; ich sehe, wie noch jetzt die Theologen selbst im Schooße einer Confession im erbittertsten Hader liegen gerade über die wesentlichsten Glaubenspunkte. Fremden Menschen aufs Wort glauben kann ich nicht; was bleibt mir da für ein Maßstab als meine eigne Vernunft? So hab' ich Manches gedacht, manche Philosophen, gläubige und ungläubige, gelesen und bin schließlich doch nicht weiter gekommen. Ich würde vielleicht glücklicher und einiger mit mir selbst sein, wenn ich den Glauben meiner Kindheit wieder hätte. Aber es ist nutzlos sich das Mögliche auszumalen, wo die Unmöglichkeit so klar vor Augen liegt. Naiv glauben kann Niemand wieder der einmal zu zweifeln begonnen. Vielleicht, daß ich einst noch zum Glauben aus Über-

zeugung komme – und offen gestanden, es scheint mir nicht wahrscheinlich: – für jetzt halte ichs mit Lessing, mir ist das Streben nach Wahrheit lieber als die Wahrheit selbst. So will ich weiter denken und an der Meinung festhalten, daß ein tüchtiger Mensch sich Alles, auch seinen Glauben erkämpfen muß. Davon kann mich kein geistlicher Zuspruch abbringen nicht einmal die Mahnung meiner Eltern; denn ein Glaube ohne Überzeugung ist werthlos, nein, er ist unmöglich. – Die hassenwürdigste der Sünden ist mir die Heuchelei. Sie wuchert heute auf religiösem Gebiete in furchtbarer Weise; die unsittlichsten Menschen bekehren sich plötzlich weil die Orthodoxie von oben her beschützt wird. Man mißbraucht die Religion der Liebe um jeden Andersgläubigen zu verdammen. Das sind Erscheinungen, die mir das Blut zu Kopfe treiben; sie machen mich mißtrauisch selbst gegen die guten Seiten der Orthodoxie. Ihnen gegenüber scheint mir selbst der Spott minder verwerflich. Der Spötter macht sich schlechter als er ist, der Heuchler belügt zu seinem Vortheile die Welt und seinen Gott... Was mir das Christenthum so ehrwürdig macht, so hoch über alle andern Religionen stellt, besonders über das von unsern „Gläubigen" heute wieder so gepriesene Alte Testament – das sind die Ideeen der Liebe, die keinen Unterschied des Volkes, des Standes und des Glaubens kennt; die Verwerfung des bloß sinnlichen Genusses und die Verweisung an den sittlichen Beruf des Menschen – gewiß eine großartige Wahrheit trotz aller Verirrungen der Ascese. Der Protestantismus ist mir heilig durch die Idee der Pflicht, die er so herrlich ausgesprochen hat, durch den Glauben, daß keine äußere, keine kirchliche Macht den Menschen seiner Schuld entbindet, daß er auf seine innere Reinigung angewiesen ist. So bin ich kein gläubiger Protestant, aber die evangelische Confession steht mir höher als alle andern, insbesondere als der nüchterne trostlose Unsinn der sogenannten freien Gemeinden. Außer jenen und einigen andern Grundwahrheiten des Protestantismus erscheinen mir die andern Dogmen als ganz gleichgültig. Sie sind entweder historischer Natur, da ist es Sache der Wissenschaft darüber ins Klare zu kommen; oder sind theologische Spitzfindigkeit. Die Religion hat mir nur insofern Werth als sie dem Denken und der Sittlichkeit Schwung und Adel giebt. Ich kann gleich andächtig sein in der

Kirche, in der Natur oder vor einem Kunstwerke; da verschwindet jedes persönliche Begehren, des Menschen bestes Theil wird aufgeregt, und wir fühlen die Nähe jener ungeheuren Macht, für die alle Weisen und alle Religionen vergeblich nach dem Namen suchten. – Auch der Glaube an die Unsterblichkeit steht mir nicht fest. Ich bin sicher, daß es eine sehr reine Sittlichkeit, ein sehr energisches Streben nach Wahrheit geben kann ohne die Hoffnung auf Vergeltung und Erkenntnis. Du siehst, mein lieber Vater, ich verhehle Dir nicht, daß sich mein Zweifel weit, sehr weit erstreckt. Nur vor dem Einen, was Du besonders betonst, kannst Du sicher sein. Ich werde mich nie jener rohen Selbstvergötterung hingeben, die nur den Menschen kennt und sein Verdienst. Das ist mir der wahre Atheismus. Das Glücklichste, was mir widerfahren, das Beste was ich gethan und gedacht, hab' ich immer als ein unbegreifliches Geschenk einer höheren Macht dankbar hingenommen, und wenn ich auch nicht Worte finde sie zu nennen. Die Vernunft mag an diesem Glauben Vieles zu mäkeln finden; ich werde ihn mir nicht entreißen lassen; davor schützt mich nicht mein Verdienst, sondern meine Erziehung und jenes unbestimmte und doch unbesiegbare Gefühl, in dem wohl das Wesen des Menschen liegt. – So weit, mein lieber Vater, was ich Dir zu sagen habe. Ich kann nicht hoffen, daß es Dich befriedigt hat: – wenn Du nur so Viel daraus siehst, daß es mir Ernst ist mit meinem Zweifel, daß ich nicht aus Leichtsinn vom Glauben abgewichen, also auch nur durch Überzeugung dazu zurückkehren kann... Es ist mir sehr schmerzlich, mein lieber Vater, daß ich Euch dadurch vielleicht Kummer mache, aber ich kann nicht anders. Es ist mir lieb, daß Du mir selbst die Gelegenheit geboten, mich offen darüber auszusprechen. – Der Brief ist zu ernst geworden um noch mehr hinzuzufügen. – Ich grüße Euch Alle in herzlicher Liebe und bin

Dein treuer Sohn

Heinrich

Leipzig, 30. Juni 63

Mein lieber Vater!

... Ich habe bisher von dem Rufe[1] Nichts gehabt als eine Masse ungewaschnes Zeitungsgerede; ich verhalte mich gegen diese – auch die unwahrsten – Nachrichten grundsätzlich schweigsam, weil ich meine, solche persönliche Angelegenheiten gehören nicht vor das Publicum. Nur Dir gegenüber will ich ein Wort sagen, damit Du nicht durch diese Berichte an mir irre wirst... Um mich zu entscheiden muß ich die Situation ganz übersehen; ich muß also wissen, ob ich in Sachsen irgend eine Aussicht für die Zukunft habe, und darüber habe ich an den Minister eine einfache Anfrage gerichtet. Andererseits muß ich wissen, ob ich in Freiburg historische Vorlesungen halten darf, was aus dem Briefe des bad. Ministeriums nicht ganz klar hervorgeht; deshalb habe ich noch einmal an Mangold um Aufklärung geschrieben. Dies ist alles was ich gethan. Leider kann ich wieder sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden. Die Studenten haben eine Adresse an das Ministerium gerichtet, und als ich nachträglich erfuhr, konnte ich es nicht mehr verhindern. Ich mußte freilich die gute Absicht ehren, aber ich wußte ja schon ohnedies, daß die Studenten gut von mir denken. Nutzen wird mir die Petition Nichts, eher schaden, und überdies ist dadurch dem Handel eine mir sehr unerwünschte Öffentlichkeit gegeben worden. – Also zunächst gilt es, die Antwort aus Dresden und Freiburg abzuwarten. Dann werde ich mich sofort entscheiden. –

Ich hielt es für meine Pflicht Dir dies zu schreiben, weil ich weiß, daß Niemand auf der Welt einen lebhafteren Antheil an meinem Geschicke nimmt...

Heinrich

[1] Nach Freiburg.

Leipzig, 8. Juli 63

Dein Brief mein lieber Vater, hat mir in tiefster Seele weh gethan. Wesentlich durch die Rücksicht auf Dich habe ich meinen Entschluß bestimmen lassen, und nun sehe ich, leider doch, daß er Dich schmerzt. Ich danke Dir von Herzen für Deine väterliche Liebe, nur glaube ich, Du siehst diesmal zu schwarz. Auf eine solche Trennung mußten wir ja längst gefaßt sein, und auch sie wird wahrlich keine auf Nimmerwiedersehen... Meine Aussichten sind sehr günstig; soeben erst erhielt ich einen Brief vom Staatsrath Mathy, worin er mir sagt, daß ich, wenn ich mich bewähre, schon nach einem Jahre Ordinarius werden soll; und er ist nicht der Mann leere Worte zu reden, er hat auch die Macht seine Worte zu erfüllen...

Daß ich in Sachsen keinen Boden fände, kann ich durchaus nicht zugeben. Die Studenten finden es nicht, wie noch ihre Adresse beweist, meine Collegen – also jene Männer, die meine Thätigkeit genauer und kennen und auch mehr Urtheil darüber haben als der Minister – finden es auch nicht. Die Facultät hat mir bereits den Brief des Ministers abgefordert und wird sich förmlich dagegen verwahren. Das kann an meinem Schicksale Nichts mehr ändern, aber es ist mir lieb, wenn constatiert wird, daß die Universität empfindet, sie habe durch meinen Weggang einen Verlust erlitten.

Doch über Alles dies und noch vieles Andere will ich lieber mündlich mit Dir sprechen, mein lieber Vater... Ich werd' es möglich machen, mich auf anderthalb Tage von meinen Arbeiten loszureißen, und denke Euch am Sonntag zu besuchen...

Dein treuer

Heinrich

Es hat mich oft geschmerzt zu denken, daß keines Deiner Kinder Dir schon so viel Sorge gemacht hat als ich. Ich trage selber manche Schuld daran doch nicht alle: es sind eben nicht Jedem die Wege des Lebens ganz einfach und unverwirrt vorgezeichnet!

Freiburg, 30/5 66

Mein lieber Vater,

Josephe[1] hat mir, ohne es zu wollen, einen schlechten Dienst erwiesen als sie, sehr gegen meine Absicht, meinen letzten Brief[2] an Dich schickte. Die Meinungsverschiedenheit besteht leider einmal, aber ich habe mir vor einem Jahr vorgenommen sie vor Dir nie mehr zur Sprache zu bringen; ich habe diesen Vorsatz bisher getreulich gehalten, und es thut mir weh, daß Du ohne mein Verschulden durch jenen Brief einen peinlichen Augenblick gehabt hast. Dies Verhältniß ist wahrlich nicht das kleinste der Leiden, die mir wie jedem Deutschen diese schwere Zeit auferlegt. Durch meine Schuld soll eine Entfremdung nicht erfolgen, mein lieber Vater. In Allem was nicht das öffentliche Leben angeht wirst Du an mir immer einen gehorsamen ehrerbietigen Sohn finden; ich kann Dir für Alles was ich Dir schulde niemals genug danken. Übrigens glaube ich, daß Du zu schwarz siehst. Ich habe in jenen 6 Wochen in Berlin doch Einiges von den Plänen der leitenden Kreise kennen gelernt und bin überzeugt, daß man dort an eine Eroberung Sachsens nie im Traume gedacht hat... Die Pfingstferien hab ich am Schreibtisch gesessen... Nehmt Alle meine herzlichsten Grüße, und glaube mir, mein lieber Vater, ich werde das Meinige thun um auch in dieser bewegten Zeit zu meiner Familie wie bisher zu stehen.

Dein treuer Sohn

Heinrich

[1] Die jüngere Schwester. — [2] Der Sohn hatte gegen das sächsische Königshaus geschrieben, dessen Anhänger der Vater war.

FERDINAND GRAF ZEPPELIN

geb. 1838, gest. 1917, der Erfinder des Luftschiffes, war der Sohn eines Grafen Friedrich von Zeppelin, der vor seiner Ehe Hofmarschall des Fürsten Hohenzollern-Sigmaringen gewesen war. Der Vater war ein echter Edelmann, begeisterter Jäger und guter Landwirt, der selbst den Pflug bediente, aber zugleich »angekränkelt von des Gedankens Blässe«: er schrieb eine Menge Gedichte, war ein Vogelkenner und besaß eine große Schmetterling- und Käfersammlung. Lenau und Gustav Schwab verkehrten in seinem Hause, er war durchaus nicht verbauert, sondern weltgewandt und feingebildet. Das Leben seines Sohnes hält eine sonderbare Mitte zwischen Abenteurertum und Eigenbrötelei. Schon daß er sich 1863 als deutscher Offizier in den nordamerikanischen Freiheitskrieg meldet, ist merkwürdig. Lincoln gibt ihm persönlich ein Passepartout für die Union. Er beteiligt sich an einer Expedition zu den Quellen des Mississippi und den Niagarafällen (in die er, nachdem er mit einem Stück Holz einen Versuch gemacht hat, nackt hineinspringt und ebenso wie dieses zurückgetrieben wird). In Kanada sieht er zum erstenmal einen Fesselballon in militärischen Diensten. 1866 rettet er im Mainfeldzug eine Division dadurch, daß er sich zu Pferde in den Strom stürzt. Im Siebziger-Krieg entflieht er mit Mühe der Gefangenschaft, wird ausgezeichnet, avanciert schnell und wird 1887 württembergischer Gesandter, drei Jahre später Generalleutnant, nimmt aber seinen Abschied und beginnt die Arbeit an seinem Luftschiff, für das er die ersten Skizzen schon 1873 gezeichnet hatte. Von da an ist sein Schicksal untrennbar mit dem seiner Werke verbunden, er erlebt hundert grauenvolle Enttäuschungen und Rückschläge, aber am Ende den Triumph seiner Zuversicht. Aus seinen Aufzeichnungen sei eine Stelle zitiert, die den Vater und seine Bescheidenheit kennzeichnet: »Morgens um 4 Uhr schon war er auf und sah nach allem. Seinen Grundsätzen und Neigungen … entsprechend, war unser Leben sehr einfach… Wir aßen nur Schwarzbrot.«

[Der kindliche Glückwunsch ist undatiert]

Theurer Vater!

Schon wieder ist ein Jahr, Deines Lebens windschnell vorübergezogen
Du hast Freude und Leid darin durchgemacht, und Vieles darin erfahren
Du bist aber gesund durchgekommen, denn es war Gottes Will' Dich zu bewahren
O mögs noch lang sein Wille sein, denn mir ist All's an Dir gelegen.

Du hast mich wie ein ächter Vater geliebt, erzogen und versorget
Kein Mund und keine Feder können es ausdrücken was ich Dir schuldig bin.
Auch kein Geschenk ist ein Ersatz, ich muß Dir machen Freud' und thun nach Deinem Sinn
Denn Alls was ich hab' das gabst Du mir sogleich, wenn ich Dich drum geheget[1]

Darum wünsche ich Dir aus tiefstem innersten Herzensgrund,
Daß Du in künftigen Jahren
Nur stete Freude mögst erfahren,
Daß ich Dir mach immer mehr Freud und daß der Herr Dich halte gesund.

Dein gehorsamer Sohn

Ferdinand

[1] Nicht recht leserlich.

KARL STAUFFER-BERN

geb. 1857, gest. 1891. Maler und Dichter. Er wurde, was man als Symbol ansehen kann, während eines Gewitters geboren. Als Kind besuchte er die Dorfschule, war sehr ungeschickt, zerstreut und lernte schwer lesen, besaß aber einen starken mimischen Nachahmungstrieb. Die Mutter gibt ihm den ersten Zeichenunterricht. Immer wieder wurde gesagt, daß seine große Liebe: Lydia Escher, die ihm den Maler Welti vorzog, an seiner endlichen Zerrüttung Schuld gewesen sei. Gewiß ist, daß die furchtbaren Aufregungen, die die Flucht mit Lydia Welti nach Rom und seine durch den Ehegatten bewirkte Verhaftung und Einkerkerung mit sich brachte, den Ausbruch der Geisteskrankheit beschleunigte haben. Aber man muß auch bedenken, daß Stauffers Vater schon 1860 in eine Heilanstalt hatte gebracht werden müssen. Seine Melancholie besserte sich so sehr, daß er wieder in sein Pfarramt eingesetzt wurde und noch fünfzehn Jahre dort verblieb. Dann aber brach eine neue Störung aus, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ.

München, 2 März,[1] abends

Lieber Vater!

... Ich habe beim Durchlesen des Briefes[2] mit Valentin im Faust gedacht: „Könnt ich dir an den dürren Leib, verfluchtes hundsgemeines Weib, ich hoffte aller meiner Sünden Vergebung reiches Maß zu finden", so hat mich das Zeug geärgert. Bei einem Glase Bier und einem Stück Limburger Käse habe ich die Ruhe wieder erlangt und fand, daß man einem alten zornigen Weibe etwas zugute halten müsse, da es nichts Taktloseres, Gemeineres und Zähnefletschenderes gibt als so ein alter rachedürstender Drache. Denn gemein und zähnefletschend ist ihr Betragen

[1] 1875 (?). — [2] Ein paar Freunde Stauffers hatten einmal nachts auf seinem Zimmer ein Lied gesungen. Daraufhin wurde er von der Hausfrau als Nachtschwärmer angeschwärzt.

gegen mich und Euch... Ich werde jetzt lange sagen können, wie mich der Professor lobt, in der Ferne ist gut reden. Wohl aber werden die Versuchungen einer Großstadt, als da sind Bordelle, Cafehäuser, Bierkneipen, Spielbänke, Weinhallen, schlechte Gesellschaft usw. usw. wie Gespenster jeden Erfolg mir verkleinern, und es wird Euch keine Ruhe lassen. Denn wie wird so ein Grünschnabel wie ich dem Zeug allem widerstehen können, an allen Haaren wird es ihn aus der Schule ziehn, und durch alle Staffeln des Lasters hinabsteigend wird er endlich beim Selbstmord anlangen, eine grauliche Zuversicht und ein seltsamer Kontrast, der den Vorsätzen, die ich kundgegeben, nämlich Künstler zu werden, respektive bis nächsten Herbst die Medaille für Zeichnung noch der Antike zu kriegen, schnurstracks entgegenläuft. Das macht auf mich alles gar keinen Eindruck. Ich arbeite trotz aller Verleumdung nach wie vor im gleichen Tempo nach bestem Wissen und Gewissen fort, und das Ende wird zeigen, ob ich recht getan. Wenn einer in Sachen der Kunst, wie mir Herr Professor Straehuber gesagt, immer ein richtig zutreffendes Urteil hat, warum sollte der immer wie ein Rohr im Winde schwanken, wo es seine eigenen Angelegenheiten anbetrifft? Ich gehe schon den rechten Weg, das wird sich bis Ostern gehörig zeigen...

... Zum Schluß, denke ich, werden die Konkurrenzarbeiten am besten weisen, was an meiner Liederlichkeit ist. Meint Ihr, es sei so leicht zu konkurrieren und brauche nur einen Abend, um das Zeug aufs Papier zu bringen? O nein, es braucht ein schweres Stück Arbeit, und man hat dabei nicht viel Zeit zu verliederlichen, besonders wenn man, wie ich diesmal, zwei Arbeiten gemacht hat. Herr Professor Straehuber hat mir nicht umsonst gesagt, wie ich ihm meine Nische gezeigt: „Sie müssen eine kolossale Mühe gehabt haben".



Der Vater Josef Kainz'

JOSEF KAINZ

geb. 1858, gest. 1910, Schauspieler. Der Vater war in Wieselburg in Ungarn österreichischer Eisenbahnbeamter und es zeugt von der altösterreichischen Kultur, daß ein kleiner Beamter wie Josef Kainz senior mit Leib und Seele dem Theater bis zur Selbstaufgabe ergeben war, besessen von allem, was mit Bühne und Schauspielkunst zusammenhing. Seine anmutige Oberflächlichkeit, Indolenz und köstlicher Unernst, Plaudersucht und Satire, alles das ergibt, zusammen mit starker Lebenskraft das ein wenig rührende und überaus liebenswerte Bild des Altösterreichers.

Mag der überfeinnervige Sohn mit der nervösen Mutter tiefere Bindungen gehabt haben, an den Vater knüpfte ihn die innige Verwandtschaft mit einem Wienertum, dem er trotz jahrzehntelangem Aufenthalt im Ausland niemals entfremdet war. Herrschte zwischen Sohn und Mutter eine sehr merkwürdige oft überspannte Liebe, so verband die Männer eine heitere Kameraderie, die, im besten Sinne modern, in diesen Jahren kostbar und selten war.

Halberstadt am 9/8. 1872

Lieber Vater.

Gestern kamen wir in Halberstadt an. Halberstadt ist eine sehr gemüthliche Stadt. Wenn man aus dem Waggon steigt, so erblickt man hinter sich Gegend und vor sich das Stationgebäude. Man betritt nun das Stationsgebäude, und da erblickt man sich im Stationsgebäude drinnen. Tritt man aus dem Stationsgebäude heraus, so erblickt man vor sich Gegend und hinter sich Stationsgebäude. Wenn man sich dann gegen die Stadt wendet, so hat man vor sich die Stadt, hinter sich Gegend, rechts das Stationsgebäude, links wieder Gegend. (An Gegend ist die ganze Gegend überhaupt sehr reich.)

Unter Anderem, Herr Inspector, werden sie morgen einen Brief, über die communistisch congressiven Eigenschaften der Stadt erhalten. Halberstadt gewährt, übrigens, von der commu-

nalistischen, geografischen Tenfenz [sie!] des spezifisch dreckigen Standpunkts, einen sehr traurigen Anblick.

Jos. Kainz

Cassel am 10. 8. 75

Schreibe Fauler!

Nordkreuztausendbobengranatensternelement! Alle olympischen Götter über Dich alle Erynnien und Rachegeister der Hölle unter Dich. Der finstere Tartarus samt seinen ewigen Quargeln[1] neben Dich und der neunfach fließende Strom der Unterwelt in Dich! Warum schreibst Du nicht? Oder warum kommst nicht? Von Stunde zu Stunde gewartet er mit hoffender Seele[2] der Wattons[3]. Dein Sohn nämlich! Ich kann ja ohne Wattons nicht spielen, alle neunundneunzig Donnerwetter! Schicke mir meine Wattons! Das Repertoire wurde geändert in 3 Tagen soll ich neben dem Lorle stehen. Um aller Heiligen willen. Schicke mir die verfluchten Wattons, oder gehe zu dem siebenfach gedrehten Galgenstrick dem Wattonsmacher und schlag einen Krawall daß das Opernhaus versinkt! Ich kann ja nicht auftreten! Begreift man denn das nicht? Heiliger Macaroni von Sankt Blöden! Ich brauch' meine Wattons! Schick sie mir gleich auf der Stelle! – Heute hab' ich meine Rolle bekommen. Den Fürsten in Dorf und Stadt. Der Dreck hat nicht mehr als einen einen halben Bogen und bloß in einer kurzen Scene zu thun. Das ist meine Antrittsrlole auf die soll ich gefallen u. Applaus kriegen! S' ist zum Lachen! – Solche Rollen hätt' ich im Stadttheater auch kriegt! Um die brauchte ich nicht nach Cassel zu fahren. Schick' mir meine Wattons! Komme bald. So, jetzt pfirt di Gott.

Dein unglücklicher verzweifelter

Josef

Schick' net immer solche Kaszetteln wenn Du schreibst.
Meine Wattons!
Cassel im Hotel „Ritter", Mittelstr. 42.

[1] Eine Art Harzer Käse. – [2] Zitat aus Schillers „Bürgschaft". – [3] Wadeneinlagen.

Marburg den 26/2. 76

Herzliebster Vater!

Vor Allem begieb Dich zur Ruh bewegt Gemüth wegen dem Ausdruck mörderische Anstrengung. Wenn ich Dir sage, daß ich nicht einmal heiser war so kannst Du doch glauben. Ein Anderer wäre vielleicht hingeworden mir hat es eben nichts gemacht. Ich befinde mich sehr wohl darauf. Und würde es mir sehr angenehm sein hätte ich alle Woche einmal so einen Nero zu spielen. – Ich bin gesund, frisch, wohlauf u. will auch gar nicht krank werden. Könnte mir gar nicht einfallen! –

Nun sage mir, wie gefällt Dir die Rezension überhaupt? Es ist doch schön, daß ich sagen kann Sonnenthal u. ich, wir sind die einzigen die den Nero gespielt haben.

Ich sage Dir, wie hier das Verhältnis unleidlich wird davon machst Du Dir gar keinen Begriff.

Erstens gehen die Geschäfte miserabel. In folge dessen Gesichterschneiden von Seiten des Direktors u. der Direktorin. Die Proben werden flau gehalten. Gelernt wird nichts mehr. Allen ist das Verhältnis zuwider. Jedes möchte schon gerne fort. Also kannst Du Dir denken mit welchem Eifer gespielt wird. Zudem ist das Theater alle Tage total leer. Also welches Vergnügen vor leeren Bänken zu spielen.

Es ist schrecklich! Gar kein klassisches Stück mehr. Lauter Operetten Possen Lustspiele. Mir ist schon das Lernen zuwider. Wie geht es Dir, was macht die Mutter? An Tante habe ich ja noch am selben Tage geschrieben als ich das Geld bekommen habe.

Jetzt muß ich Pagenstreiche lernen. Lebe also tausendmal wohl. Sei millionenmal geküßt von Deinem Dich zärtlich liebenden Sohne

Joseph

Und schreibe bald

Leipzig den 9/12 1876

Herzliebstes Väterchen!

Daß ich von Dir doch wieder einmal ein längeres Schreiben bekam! Ich hoffe Dich doch wieder zu Weihnachten bei mir zu haben. Wirst Du kommen? Versprochen hast Du es. Wirst Du's auch halten? Ich spielte heute den Theodor Saldan in Rose und Röschen. Eine ganz nette Rolle, noch dazu Conversation. In Marburg habe ich freilich den Felix Warder gespielt das ist die schönere Rolle und wird heute vom Hamburger Thaliatheatergast Stöckel dargestellt der nebenbei gesagt in seiner ersten Gastrolle vergangenen Donnerstag sehr gefiel und engagirt ist. Braucht Euch aber keine Sorge zu machen, der pfuscht nicht in mein Fach. Er ist Naturbursche und beeinträchtigt eher den Teldmann als mich. Ich spiele meine jugendlichen Liebhaber weiter wie vordem. Meine Collegen sagen mir alle, daß ich seit einiger Zeit so gut aussehe und wundern sich ungemein über mein Dickwerden... Na Du lieber Gott „man soll den Menschen zum Vieh nicht vergleichen" sagt ein altes Sprichwort (warum weiß ich nicht) aber wenn man einer Sau viel zu fressen giebt und wenig zu arbeiten wird sie auch dick. So geht's mir. Ich trinke fleißig bayrisch Bier Rothwein u. esse Beefsteak schlafe von 11 Uhr bis 9 Uhr ohne nur aufzuwachen wie eine Ratte und ärgere mich äußerst selten, höchstens, wenn ich einmal eine Rolle zu lernen kriege. Ich habe mir vorgenommen einmal ein Jahr gar nichts zu thun als zu essen zu trinken und zu sparen, allem Übrigen schleudre ich vier Worte aus Goethe's Götz entgegen aber ohne Gedankenstriche, die überlasse ich denen die diese obenerwähnten Worte hören. Überall möchten sie mich haben. Nirgends gehe ich hin...

Es gefiele mir in Leipzig recht gut wenn – ich ein geborener Leipziger wäre und in meinem Leben nichts anderes gesehen hätte.– aber als Wienerkind – Gedankenstrich! – Na jetzt habe ich Humor ich werde mir sogleich einen Kalbsbraten erscheinen lassen. Also lebt tausendmillionenmal wohl komme zu Weihnachten sicher. Ich rechne bestimmt darauf u. andere auch...

Unter tausend Küssen u. Bitten bald zu schreiben u. bald zu kommen bleibe ich Dein Dich über alles liebender Joseph

Leipzig den 25/1 77

Herzallerliebstes Väterchen!

Deinen Brief sammt der Einwilligung in alles habe ich bereits erhalten. Aber dem Unterhandeln mit Agenten stellt sich schon wieder ein neues Hinderniß entgegen. Förster[1] ist ja auf 14 Tage verreist und ich kann doch früher keinen Contract unterzeichnen bis ich nicht die definitive Entlassung schriftlich in Händen habe? Die Hunde warten vielleicht darauf, daß ich das thue um mich dann bei Gelegenheit fassen zu können. Ich denke also es ist besser wir machen die Sache in Ruhe und Gemütlichkeit aus...

Glaubst Du nicht? schreibe mir Deine Meinung hierüber. Ich werde mich photografiren einmal im Bruststbild und 2mal im Costüm. Vielleicht als Bugslaff und Marcus. Alle drei in Cabinet. Meinst Du nicht? Du schreibst ich sollte mich an mehrere Agenten zugleich wenden. Ich halte es für zwecklos. Ein größeres Theater schreibt an alle Agenten um einen Schauspieler also braucht sich der Künstler nur an einen zu wenden und es genügt. Wir hatten ja davon vor zwei Jahren den Beweis als ich von 3 od. 4 Seiten einen Antrag nach Cassel oder München kriegte.

Du befürchtest, ich sehe zu schlecht aus weil ich mit dem Photographiren so sehr zögere. Im Gegenteil ich sehe sehr gut aus besonders seit einigen Tagen, da ich schon immer um $^1/_2$8 Uhr aus dem Bette bin und täglich 2 – 3mal um die Stadt herumlaufe...

Aber Du sollst Deine Freude über die Photografieen haben. Besonders über die als Bugslaff. Blonde Lockenperrücke bartlos einen kleinen Neusilberhelm ohne Visir aber mit einem Einhornkopf als Verzierung und darum eine kleine Herzogskrone. Das Bauchwamms braunes Tricot, Streitschuhe Sporen ein prachtvolles großes mit Steinen besetztes Tragschwert und einen hübschen Messingharnisch um die Brust den Herzogsmantel darüber, das gibt ein Ansehn! – – – ...

Ich kann Euch sagen so sorgenlos fidel und heiter war ich noch nie in meinem Leben wie jetzt; Ich werde jetzt einen andern Papp machen wenn ich zu meinem neuen Director komme, denn vor so

[1] Burgschauspieler Förster, Direktor des Leipziger Theaters.

einem Publicum steh' ich nie mehr u. wenn ich ins Hofburgtheater komme. Ich habe eine sehr gute Vorahnung und das ist ein gutes Zeichen bei mir. Ich denke auch an Marburg da war es mir ebenso wohl vor dem ersten Auftreten. Meine Angst und Aufregung vor dem Spielen habe ich jetzt vollständig verloren. Ich gehe hinaus zur größten Rolle wie zum Nachtmahl. Kurz ich habe Routine gekriegt und das ist alles...

Also jetzt lebt tausendmal wohl Bleib gesund u. zufrieden und nimm Millionen Küsse von Deinem Dich überalles liebenden Sohne

Joseph



Der Vater Carl Ludwig Schleichs

CARL LUDWIG SCHLEICH

geb. 1859, gest. 1922, Arzt und Schriftsteller. Über diesen großen Lebenskünstler und Durchschauer des Lebens»schaltwerkes«, den gütigen Menschenfreund und Arzt, Erfinder der Infiltrationsanaesthesie, Maler und Dichter und Philosoph, kann nicht in wenigen Worten abgehandelt werden: er war ein echter Renaissancemensch, dessen vielfältige Begabungen ihre Äste aus dem Boden unendlicher Güte ausstreckten. Er bezeichnet sich einmal selbst als eine Mischung von Bohème und Bürger: »bürgerlicher Renegat und bummelnder Bourgeois«. Einzigartig sein Leben, das mit einemmale, nachdem er geniale Entdeckungen gemacht hat, vom Arzt zum Künstler abbiegt, dieses einfache, »würde«lose, starke Leben kann mit keinem anderen verglichen werden.

Sein Vater war ein bekannter Augenarzt in Stettin, Freund des großen Graefe, Fachmann für Kleinschmetterlinge (eine Sammlung von 10.000 Exemplaren vermachte er seiner Vaterstadt), zugleich aber übersetzte er Byron und Emerson und sein Weitblick ist kaum zu umschreiben. Als bei dem berüchtigten Kongreß 800 Chirurgen dem Sohn das Wort entziehen, weil er für die Anaesthesie und gegen die Narkose spricht, geht der Vater als einziger neben ihm über die Treppe und sagt: »Die Leute sind ja blödsinnig!« Er folgt mit tiefer Liebe dem oft sich wendenden Wege des Sohnes und kommt für Monate nach Berlin, um mit ihm das Staatsexamen vorzubereiten. Die Abkehr des Sohnes von der Medizin bereitet ihm nur solange Schmerz, bis er den literarischen Erfolg bemerkt, ihre freundschaftlich-liebevolle Beziehung ist keinen Augenblick getrübt. In seiner Lebensgeschichte sagt Schleich unter anderem über den Vater: »Seine große Toleranz und der Adel einer tiefen Humanität, eine heitere Liebe zu dem Menschen als solchem, sein wunderbar schalkhafter Humor hatten ihn zu einer Art salomonischen Friedensstifters nicht nur unter den Ärzten, geradezu prädestiniert.« Auf seinem Grab in Stettin steht der schöne Spruch: »Terminus vitae, sed non amoris«, »Grenzstein des Lebens, doch nicht der Liebe«.

B[erlin] d. 20. VII. 99.

Mein lieber Vater!

Herzlichsten Dank für Deinen lieben Geburtstagsbrief und den schönen Luftdruckmesser – würde Onkel Conrad sagen . . . Ich habe kein Gefühl von den 40 Jahren. Möchte aber doch die letzten 20 Jahre noch einmal leben selbst auf die Gefahr hin, daß Alles noch einmal so käme. Wenn mir der Himmel auch nur noch einmal solche 20 Jahre gönnt, so will ich nicht umsonst gelebt haben. Ich denke, er wird mir Dich zur Seite lassen bis wir am Urner-Loch unsers Steigerplanes stehen und das grüne saftige Mattenland vor uns sehen, wie ich ungefähr jetzt vor 20 Jahren in der Schweiz das wirkliche. Wohl wenigen Kämpfern ist es beschieden gewesen, seinen Vater wie seinen besten Freund und Geistesbruder neben sich zu haben in allen großen und kleinen Vorpostengefechten und in den Entscheidungsschlachten von ihm sich aufrecht gehalten zu fühlen – das empfinde ich als ein so ungeheuerlich großes und wundervolles Glück, daß mit dem Gedanken allein alle Gespenster müßten zu bannen sein. Dazu habe ich eine Frau, wie sie auch nur selten, selten geboren sein kann, als mein reines und unbestechliches Princip des Guten Braven und Anständigen – so daß ich ein Narr sein müßte, wenn ich nicht dankbar wäre, diesen Tag auf diese Weise erreicht zu haben . . . Für die Kritik der 4ten Auflage[1] besten Dank: der übermäßige Septimenaccord des Neides beginnt doch sich in sanftes Moll gequälter Anerkennung zu lösen.

Mit herzlichsten Grüßen

Dein treuer Carl.

Berlin, d. 16./X. 99.

Hiermit sende ich Dir meinen Original-Artikel aus einer sehr gelesenen New Yorker Wochenschrift. Du wirst mir nun wohl endlich glauben, daß ich ein perfekter Engländer bin. Es kann

[1] „Schmerzlose Operationen".

wohl manchmal so kommen, daß die Sprachen genötigt werden zu uns zu kommen, wenn wir nicht zu ihnen gehen. Bemerke auch außer dem Leitartikel die Referate aus anderen Arbeiten von mir. Hoffentlich übersetzest Du mir die Sachen gelegentlich und bald mündlich und läßt mein Lob auch in meinem (einzig!) geliebten Deutsch ertönen. Auch mit einem spanischen Übersetzer sind Verhandlungen im Gange. Meine zweite Auflage[1] erscheint wohl in etwa 14 Tagen. Der Leibarzt des russischen Czaren war bei mir angekündigt, ist aber nicht gekommen.

Hast Du den zweiten Zukunftsartikel[2] schon gelesen? Du schreibst mir selten über meine psychologischen Essay's. Ich denke sie werden allmählich doch auch in der Öffentlichkeit an Boden gewinnen. Man verlacht mich doch nicht mehr. Lachen, Verwundern, Staunen, Lieben das sind ja die vier Stadien durch die des Mitmenschen Seele geschleppt werden muß, um ganz unser zu werden, dem sich öfter noch die Katastrophe des Hasses anreiht, um dem Drama fünf Acte zu geben. Aber es wäre mir doch interessant zu erfahren, wie bei Dir sich die Wirkung macht, der Du Alles für mich mit Liebe begonnen und mit Liebe beendigt hast!

Uns geht es gut. Peterchen[3] „legt" und plättet Hundertmarkscheine!

Berlin d. 28. XI. 99.

Hedwigs Geburtstag haben wir in voller häuslicher Freude und in all dem Glück genossen, das die Zuneigung und die Kameradschaft einer so exemplarischen, prächtigen Frau, wie die meine ist, gewähren kann. Ich preise bei solchen Gelegenheiten immer von Neuem den Segen, den diese ganze Natur für mich gebracht hat. Endlich mal ein Weib, dem ganz hingegeben das eigene Wesen eine Umbildung ins Beste erfährt, ein Princip, dem zu folgen selbst da, wo man schwankt und tastet, noch stets schöne Früchte getragen hat. Wir assimiliren uns immer herzlicher und was ich

[1] „Neue Methoden der Wundheilung". – [2] „Schlaf und Traum" in Maximilian Hardens „Zukunft", Oktober 1899. – [3] Schleichs Gattin.

ihrem Wesen an leichter, erfahrunggebotener Herbheit nehmen kann, das giebt sie mir an Ernst, Tiefe und Pflichtgefühl zurück. Nun sie erst allmählig volles Vertrauen zu meinen Sternen gefaßt hat, erleben wir zusammen einen stets erneuten Frühling. Wir sind des Abends zusammen nach Arbeit und Mühe wie Weihnachtskinder die zur Heimath zurückkehren. Das Leben ist uns so voll unerschöpflichen Reichthums! . . .

Je mehr ich mich gesichert fühle in meinem Lebensunterhalt, um so mehr kann ich mit Ruhe abwarten, was einst die Öffentlichkeit mit mir machen wird. Du weißt, daß es mir im Grunde nie um äußere Ehren zu thun war – ich bin Dein echter Sohn darin – aber Deinetwegen würde ich mich doch freuen, wenn man in Dir doch nicht wie Wagner sagte den bedümpelten alten Mann, sondern den weit und klar voraussehenden Lynceus erblickt, der über Wolken und Berge von Zweifeln und Blindheit den wahren Werth und Kern meiner Arbeit vorausschaute. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich oft in stiller Stunde, im Rücksitz eines Wagens, mitten bei einer mechanischen Beschäftigung mich dies Gefühl macht: Vater, der gute, herrliche Eckehard, er hat sich nicht geirrt; da steigt es mir ganz warm zum Herzen und wahrhaft innige Dankesgefühle für die Gnade des Geschickes durchströmen mich.

Jetzt ist doch nur noch ein Zweifel über die Größe des Geleisteten nicht mehr an der Leistung selbst möglich. Ich war wohl etwas wie eine elementare Kraft: Du und Hedwig waret die Ingenieure, die mir Bahnen und Geleise, Widerstände und Ventile gebaut haben, um dem Dampf Richtung und Zweck zu geben. Euer bleibt das Verdienst, Euer sei auch die größte und reinste Freude über den Erfolg! Ich selbst hoffe aus dem Gefühl, nicht ohne Zweck für die Menschen gewesen zu sein, nur neue Kraft zu schöpfen und werde ganz gewiß nie mehr aufhören, meinen ganzen Willen einzusetzen, Euch Beide zufrieden und glücklich zu machen . .

Mit allerherzlichsten Grüßen und innigem Sohneskuß

Dein
Carl Ludwig.

NB. Bei Onkel Hans war ich vor kurzer Zeit. Wir haben eifrig gesungen. Er ist doch ein famoser Kerl!

HUGO WOLF

geb. 1860, gest. 1903 (im Wahnsinn), Komponist, erbte – ein nicht häufiger Fall – das musikalische Talent von seinem Vater, der eine echt österreichische Mischung aus Lederermeister und Künstler war. Er wäre gerne Musiker geworden und sein Hang zur Musik war sozusagen zeitlebens eine Art von Laster, Zug zum Chaos. Daher versteckte er seine Musikinstrumente bei Tage unter einer Tierhaut. Abends kam er mit dem Schurzfell ins Wohnzimmer und musizierte in seinem Hausorchester, bei dem er Prim-, Hugo Sekondgeige spielte. Im Hause spielte allerdings seine überaus praktische Frau die »erste Geige«. 1870 kommt Hugo ans Grazer Gymnasium, nach dem ersten Semester nimmt ihn der Vater wegen schlechten Fortgangs heraus. Aber auch im Konvikt Sankt Paul in Kärnten und in Marburg bleibt er ein schlechter Schüler. In der vierten Klasse versagt er so sehr, daß der Vater – gewiß gegen den Willen der Mutter – beschließt, ihn ins Wiener Konservatorium zu schicken, von wo er wegen Differenzen mit dem Direktor austritt. Nun bringt er sich als Korrepetitor und Hauslehrer fort. 1878 schreibt er: »Mein Lodi im Lied ist bekanntlich das Jahr 78 gewesen, damals komponierte ich fast jeden Tag ein gutes Lied, mitunter auch zwei«. Es geht ihm fast ohne Unterbrechung schlecht, 1883 will er sogar nach Amerika auswandern. Erst im Todesjahr des Vaters findet er einen Verlag für die beiden ersten Liederhefte. Im Oktober 1898 bricht, nach einer früheren geistigen Störung, der Wahnsinn aus, der ihn, unterbrochen von »lichten Momenten«, bis zum Tode nicht mehr verläßt.

Wien, am 2. Jänner 1878. Vormittag

Liebster Vater!

Gleich nach der Durchlesung ihres lieben Schreibens drängt es mich, Ihnen auf das und jenes zu antworten. Vorher jedoch noch einiges über die letztverbrachte Zeit. So komponierte ich am 27. Dezember die Skizzen zu einer Ouvertüre für großes Orchester,

u. z. zur Lord Byronschen Erzählung „Der Korsar".[1] Es soll dies mein erstes reiferes Werk sein, welches ich ohne Zagen dem Publikum darzubieten mir getraue. Ich werde, sobald ich in die neue Wohnung gezogen, fleißig daran arbeiten und sie dann Wilhelm Tappert[2] nach Berlin zur Beurteilung einsenden, denn Tappert, ist der 1. Kritiker in ganz Deutschland, u. z. ein höchst verständiger, der jedes Werk zwar streng, aber gerecht beurteilt, und nicht so wie Dr. Hanslick, der, weil die Todsünden in der Wagnerschen Schule entstanden, auch deshalb so unerhört darüber schreibt, worin ihm auch Speidel (Fremdenblatt) und Konsorten folgen, Lassen Sie sich ja nicht durch Kritiken irre machen, denn mit solchen Sachen...

Wien, am Abend

... Am Sylvesterabend waren wir bis 3 Uhr bei Goldschmidt. ... Hernach trennten wir uns, und ich komponierte noch am Korsaren bis 6 Uhr früh und ging dann zu Bette, stand jedoch um 11 Uhr wieder auf. Tags darauf besuchte ich mit Goldschmidt, seiner Frau und P. das Josephstädter Theater. Es wurde das 4. Gebot gespielt. – Das Volksstück ist von Anzengruber.

Wien, am 16 Oktober 1878

Liebster Vater!

Meinem angeborenen Wandertriebe folgend, bezog ich am 15. d. M. in der Wiedner-Hauptstraße Nr. 22, 9. Stiege, 1. Stock ein neues Logis – bis jetzt das vierte seit meiner Zurückkunft nach Waidhofen... Mein Quartiergeber ist ein Maler, kein Makart, sondern ein Zimmermaler, aber ein ganz respektabler, nebstdem auch Billeteur im Operntheater.

[1] Nicht erhalten. – [2] Wilhelm Tappert, Musikschriftsteller, Verfasser des „Wagner-Lexikons".

Ich werde jetzt doch trachten, von Bösendorfer ein Klavier zu erhalten, es wäre schade um das geräumige Zimmer und das viele Geld, was ich doch nur des Klavieres halber ausgegeben – Außer zwei Heineschen Gedichten, die recht gut gefallen, habe ich nichts komponiert, woran wohl die Wohnung und vielleicht auch die unbehagliche Witterung schuld sein mag. Übern Winter jedoch gedenke ich manches noch zustande zu bringen. Soeben bin ich im Begriffe ein Heinesches Lied aufzuschreiben, und da Dr. Schoenaich schon sehr darnach verlangt, es zu hören, kann ich mich nicht mehr allzulange mit dem Briefe beschäftigen. Vier Tage trage ich das Lied schon im Kopf herum und war bis jetzt noch nicht gestimmt es auszuarbeiten.

Wenn Sie heuer nach Wien zu kommen gedenken, können Sie bequem bei mir wohnen, denn nebst dem Bett hab' ich noch einen schönen Divan, der auch oft die Schlafstätte vertritt. Bleibt alle recht wohlauf

Euer Hugo

Wien, am 10. Mai 1879

Lieber Vater!

Bereits vor 14 Tagen habe ich die 30 fl. erhalten, an demselben Tage, an dem ich auch den Brief abgeschickt, worin ich Sie bat, mir monatlich mit 10 fl. auszuhelfen, denn die 30 fl. gab ich fast durchweg für die Kleidung aus. – Möchten Sie mir wohl bis zum 15. d. M. 10 fl. schicken? Dann Mitte Juni wieder 10 fl. und 10 fl. für die Reise. Im ganzen wären es wieder 30 fl. aber es geht in Raten doch leichter. Übrigens ist wahrhaftig schon eine ganz respektable Summe, und ich bin Ihnen schon neuerdings wieder mit Haut und Haar verfallen... Vom 15. an wohne ich: Rennweg Nr. – – jetzt habe's vergessen – im nächsten Brief werde ich sie schon angeben, ich hoffe bis dorthin die 10 fl. zu bekommen. Ich lebe schon seit einiger Zeit wieder von Butterbroten, aber das ist noch immer

nicht so arg als das Bewußtsein, kein Geld in der Tasche zu besitzen.

Ich arbeite jetzt an einer Symphonie in F-Moll[1]. – Mit tausend Grüßen an Sie und alle

Ihr dankschuldiger Sohn

Hugo

Wien, 14. Mai 1881

Liebster Vater!

Mir ist ordentlich ein Stein vom Herzen gefallen bei der Stelle wo Sie vom Klavier kaufen sprechen. Ich habe alle Zerstreuung heuer nötig,[2] und ich denke, ein gutes Instrument wird meine Schmerzen wohl verstehen und mir auch teilnehmend entgegenkommen.

Lieber Vater! Nicht wahr! wir wollen uns diesmal nur durch die Musik verständigen – die Töne kommen und gehen so unmittelbar zum Herzen, daß ihr Sinn nie mißzuverstehen ist; jede Dissonanz muß sich auflösen in Liebe, Leid und Lust, und alles, was die Brust des Menschen durchzieht, löst sich in milder Versöhnung auf. Beim Ausklingen einer reinen Harmonie ist es mir, als regten sich die Schwingen der Seele in der Vibration der Tonwellen, und wie sie sich immer mehr verlieren und endlich gar nicht mehr erklingen und sich in die Unendlichkeit verirren – so bleibe ich, der Körper, welcher der elende Klavierkasten, wohl scheinbar am Leben aber das belebende Prinzip: die Seele, ist gleich den verklungenen Harmonien entwichen und hat sich in dem All verloren; dieses seligste Gefühl mir im wachen Zustande recht klar meinen Sinnen einzuprägen sind, wenn dies mir gelingt, die einzig glücklichen Stunden meines Daseins. Mein Leben wird mir nur dadurch, daß es mir vergönnt ist, das höchste, süßeste Gefühl, das des gänzli-

[1] Herbstklage von Lenau. – [2] Anspielung auf das Zerwürfnis mit der Geliebten.

chen Aufgehens im Weltenraum, in Tönen zu empfinden, erträglich; daß ich so glücklich bin, der Wonnen der gänzlichen Auflösung (wenn der Körper auch inbegriffen, nennt man es: Tod) schon bei Lebzeiten teilhaftig zu werden, hat mich milder gestimmt, da doch die meisten Menschen so lange leben müssen, bis sie wirklich tot sind. Man sagt zwar, daß man in der Liebe zu einem Weibe, im innigsten Verein des Herzens und der Seele, diese Vorahnungen des Todes empfinden soll, indem jedes aus sich heraus tritt und, da eines im andern seine Welt sieht, gleichsam in dieser Welt aufgeht. Das wird wohl so sein – mir muß die Kunst die untreue Geliebte ersetzen. Doch ich bin's zufrieden. Der Künstler muß sich erst zum höchsten Inbegriff des Göttlichen aufschwingen, der gewöhnliche Mensch zur tiefsten Erkenntnis seiner tierischen Natur gelangen, – ehe beide dieselben Wonnen empfinden können, nur mit dem Unterschiede, daß die des Künstlers durch den Affekt der Seele den Sinnen, bei den anderen durch den der Sinne der Seele appliziert wird.

Es ist gut, liebster Vater, daß ich schon auf der letzten Seite angekommen bin, sonst wär' ich in meinen Meditationen noch lange fortgefahren; diese kleine Exkursion auf so ungepflasterten, holprigen Wegen, wohin ich Ihren praktischen Sinn gelockt, müssen Sie mir verzeihen. Ich stehe schon wieder auf ehrlichem Grund und Boden, und wenn ich z. B. sage, daß ich am 1. Juni vielleicht schon zu Hause bin, so ist das doch schon recht vernünftig gesprochen. Auch werden Sie das vernünftig finden, daß dem A. sein Klavier mit seiner niedern Stimmung und seinem blechernen Ton keine 260 fl. wert ist. Um 300 fl. bring ich eines von hier aus mit, wenn Sie damit einverstanden sind. Bitte um baldige Antwort. Alle herzlich grüßend bleibe in Liebe und Verehrung Ihr dankbarer Sohn

Hugo

FRANK WEDEKIND

geb. 1864, gest. 1918, Dichter. Mag auch der Vater der Mutter, Jakob Fr. Kammerer, die romanhaftere Persönlichkeit gewesen sein, so ist doch die Figur des Vaters, Doktor Friedrich Wilhelm Wedekind (geb. 1816) in ihrer Mischung von Abenteurer- und Bürgertum das unverkennbare Vor- und Ebenbild Franks. Der junge Friedrich Wilhelm, als Student schon Romantiker und Frondeur, wird 1839 Doktor (seine Dissertation: »Die Schnellgeburt«). Sofort beginnt sich das unruhige Blut zu regen: er reist in Europa herum, landet auf der Berliner Universität, will auf einer Nordseeinsel ein orthopädisches Institut errichten, geht 1843 nach Konstantinopel, wird türkischer Arzt, geht mit einer Expedition bis zum Euphrat, erkrankt an Typhus und erholt sich 1846 in Palermo. Dann lebt er eine Zeitlang in Italien und setzt sich in Paris fest, wo er ein Jahr bleibt. 1848 ist er Korrespondent linksliberaler Zeitungen, geht nach Scheitern der Revolution nach Amerika und wird Arzt in San Franzisko, wo er (bis 1864) ein großes Vermögen erwirbt, das er – versteht man die Symbolik! – durch einen Betrüger auf romantische Weise verliert. Nichts bleibt ihm als ein großes Haus. 1854 besucht er nach einer Reise über den stillen Ozean seine Eltern in Europa. Wieder bleibt er Monate in Paris, kehrt erst 1855 nach Hause zurück. Dort wird er Mittelpunkt der Gesellschaft, Präsident des deutschen Klubs. 1859 dichtet er zu Schillers hundertstem Geburtstag ein Gedicht (auf die Melodie von »Heil Dir im Siegerkranz«), das ihn als begeisterten Freiheitsfreund zeigt: »Hier wo kein Fesseldruck / schändet der Freiheit Schmuck, / Frei jeder denkt, / Fühlen wir Mann für Mann, / Was Du für uns getan, / Wie in die Freiheitsbahn / Du uns gelenkt!« 1860 lernt er seine um 24 Jahre jüngere Frau kennen, von der er sich 1884 nach langen Zwistigkeiten trennt, die in der Verschiedenheit ihrer in vielem doch so ähnlichen Charaktere begründet waren.

Es ist nicht verwunderlich, daß der Vater seine eigenen unbürgerlichen Triebe in Frank unterdrücken will. Er sah die Gefahren der angeborenen Neigung zum Chaotischen und wollte den Sohn davor durch bürgerlichen Zwang retten. Es war seine Bestimmung, gerade in dem Augenblick sterben zu müssen, da Frank endgültig – wenigstens äußerlich – auf die bürgerliche Existenz verzichtete.

Ein Wort Thomas Manns (1910) kennzeichnet mit dem Sohn den Vater: »Wedekind, wird die Geschichte einmal sagen, war in einer teils senilen, teils puerilen, teils femininen Epoche der einzige Mann.«

München 27. IV. 1885

Lieber Papa,

Bitte verzeih mir, daß ich Dir nicht früher schreibe, aber langwieriges Zahnweh ließ mich letzter Tage zu keiner rechten Sammlung kommen...

... Ich kam mir anfangs recht dumm vor unter all den Kunstwerken in Malerei und Musik, die hier in München dem Neuling vor die Sinne treten... Denn der naive Kunstgenuß wird heutzutage doch nur in den seltensten Fällen auf eine richtige Ansicht führen. Hier ist dies gut, dort jenes, und da wieder etwas anderes, was jeweilen den großen Meister macht, und wer nicht weiß was er zu suchen hat, der wird auch das Richtige schwerlich finden können. Auf diesem Wege ist mir denn auch mit der Zeit das Verständnis von Richard Wagner aufgegangen. Das sind wirklich Kunstprodukte, die genauer untersucht sein wollen und die dem Uneingeweihten nicht viel mehr bieten, als recht viel lautes lärmendes Tschinpum und großartige Scenerien. Selbst das wenige Melodische, wirklich Musikalische in seiner Musik ist wenn auch imposant, doch so gesucht, so ausstudiert, daß es wol kaum jemals, wie die Musik der Italiener, Eigenthum der Drehorgeln und Gassenjungen werden wird. Es heißt der Musik ja gewiß eine hohe Aufgabe stellen, wenn sie Empfindungen und Gemüthszustände malen soll; ob sie es aber kann ist eine andere Frage, und ob sie dazu befähigt ist, Gedanken, ja sogar logische und philosophische Operationen auszudrücken, das möcht ich noch sehr bezweifeln und das ist auch meiner unmaßgeblichen Ansicht nach die Klippe, an der die ganze Wagnerei in kurzer Zeit zerschellen wird. In Rienzi treten diese specivisch wagnerischen Eigenheiten noch nicht so frappant hervor... aber im Niebelungenring, zumal im Schluß

desselben, in der Götterdämmerung, kommen noch tollere Reiterstückchen auf die Bühne.

Vor acht Tagen haben hier die Collegien wieder begonnen und passen für mein Semester recht gut und fallen recht angenehm. Ich belegte für jeden Morgen von 7 bis 8 Erb- und Familienrecht und von 8 – 10 liest Prof. Riehl Culturgeschichte der Renaissance, die ich besuchen kann auch ohne sie belegt zu haben. Die Stunde kostet hier vier Mark, so daß mich die Collegien auf 72 Mark kommen...

... Und nun leb wohl, lieber Papa. Ich wünsche, daß es Dir auch diesen Sommer recht gut ergehen möge und bleibe mit herzlichsten Grüßen an Dich, an Mamma und die Kleinen Dein treuer Sohn

Franklin
Schellingstr. 27/XIII.

—

[1] Zürich 19. IX. 1887

Herrn Dr Wedekind auf Schloß Lenzburg

in Hochachtung und Ehrerbietung

sein Sohn Franklin

Für den Anzug und die Stiefel bitte ich Dich, meinen Dank hinzunehmen. Ich brauchte beides sehr nothwendig; aber die Mittel fehlten mir, um es mir selber anzuschaffen. Dein Mitleid gibt mir den Muth, Dir zu schreiben. Ob dieser Schluß nicht dennoch voreilig ist, kann ich nicht wissen. Trotzdem will ich es wagen. Wenn Du mir diese Zeilen zurückschickst, so werde ich Dein Geschenk als ein Almosen hinnehmen müssen und habe dabei nicht das Recht, mich über irgend etwas zu beklagen.

Seit drei Tagen denke ich über diesen Brief nach. Ich darf Dich

[1] Nach einem schlimmen, zu „Tätlichkeiten zugespitzten" Streit mit dem Vater war Wedekind, verstoßen, in das Reklamebüro der Firma Maggi bei Zürich eingetreten, um Geld zu verdienen.

nicht Vater nennen; ich habe jeden Anspruch darauf verloren. Ich hätte auch niemals gehofft, daß Du mir verzeihen würdest. Solltest Du es nun trotz allem thun, so glaube mir, daß ich Deine unendliche Güte heilig zu halten weiß.

Bevor ich mir Deine theure Verzeihung erbitte, sollte ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen. Aber was kann mich entschuldigen? – das einzige wäre der Umstand, daß sich meine Aufregung damals von Tag zu Tag gesteigert hatte, daß ich alles in mir verschloß, bis ich meiner selbst nicht mehr mächtig war. Ich ersuche Dich inständig, mein Verbrechen von dieser Seite zu betrachten. Du mußt mich sonst für so entsetzlich schlecht halten, daß Du Dich nie anders als mit dem größten Abscheu meiner erinnern könntest.

Und nun laß mich bitten, daß Du mir verzeihen mögest, daß Du Dir Mühe geben werdest, meiner gräulichen Unthat nicht mehr zu gedenken. Es ist eine übermenschliche Wohltat, die Du mir dadurch erweisen würdest und ich bin der Unwürdigste, sie zu empfangen... Ich habe im verflossenen Jahr Zeit genug zur Reue gehabt und werde auch mein ganzes Leben Zeit dazu haben. Vielleicht würde es Dir leichter mir zu vergeben, wenn Du wüßtest, was ich im letzten Herbst und diesen Sommer darunter gelitten habe. Möglich auch, daß ich mich indessen zum Guten geändert habe.

Wenn Du mir verzeihen willst, so bitte ich Dich noch darum, Dich in nächster Zeit hier oder oder in Lenzburg sehen und dann, meine Bitte mündlich wiederholen zu dürfen. Ich weiß zwar noch nicht, woher ich, trotz einer Erlaubnis von Deiner Seite, den Muth dazu nehmen soll... Ich werde Dir nicht in's Auge sehen können... Wenn Du meinst, Du könntest mich nicht sehen, dann bitte, laß es mich wissen. Ich muß mit allem zufrieden sein.

Und nun noch einmal, bitte, verzeih mir. Ich wußte nicht, was ich that; ich war verblendet und aufs äußerste aufgeregt. Wenn Du mich von Dir stößt, so hab ich nichts mehr zu verlieren... Mein ganzes Leben wäre in scheußlichster Weise besudelt und verflucht. Nimm im Voraus meinen innigsten herzlichsten Dank dafür hin und verzeih Deinem in Ergebenheit und Ehrfurcht harrenden Sohn

Franklin
Schönbühlstraße 10

Zürich, 26. IX. 1887

Herrn Dr. Wedekind auf Schloß Lenzburg.

Unterzeichneter gibt sich die Ehre, ganz ergebenst anfragen zu dürfen, ob seine am 19. ds. geschriebenen und unter gleichem Datum von hier abgegangenen Zeilen indessen in Lenzburg eingetroffen und an die ihnen bestimmte Adresse gelangt sind, um, nichtigen Falls, eine Copie nachschicken oder dann anderweitige Vorkehrungen zur Sicherung seiner miserabeln Existenz treffen zu können.

Fr. Wedekind,
Schönbühlstraße 10



Der Vater Walther Rathenaus

WALTHER RATHENAU

geb. 1867, ermordet 1922, Staatsmann, Industrieller und Wirtschaftspolitiker. Sein Vater, von gänzlich anderer Struktur als der Sohn (Emil Rathenau, geb. 1838, gest. 1915) wurde in sehr einfachen Verhältnissen geboren und wählte den Beruf eines Maschinenbauers. Viereinhalb Jahre lernte er auf der Wilhelmshütte bei Sprottau »als Proletarier in blauer Bluse« von Grund auf sein Handwerk. Nun fällt ihm, der Gymnasium studiert hat, eine Erbschaft zu und er besucht die Technik in Hannover und Zürich. Dann tritt er in die Borsigsche Maschinenfabrik ein. Nach einem Aufenthalt in England kauft er »eine kleine Fabrik mit einem großen Garten« in Berlin, die er in der Gründerzeit vergrößert. Nach zehn Jahren muß er die Fabrik aufgeben, rettet aber immerhin fast eine Million Mark aus dem Zusammenbruch. 1881 sieht er in Paris Edison, der sein neues Beleuchtungssystem vorführt. Zwei Jahre später wird er Direktor der neugegründeten »Deutschen Edison-Gesellschaft für angewandte Elektrizität«, 1887 gründet er die AEG. Der alte Rathenau war kein Schwärmer, kein Dialektiker, keine künstlerische Natur wie der Sohn, eher naiv und keineswegs scharfsichtig, aber er besaß »die ungebrochene Kraft und Naivität der Tat« und hat die technische Entwicklung der letzten Jahrzehnte als vielleicht einziger Mensch in ihrem ganzen Umfang vorausgesehen. Die Beziehungen zwischen Sohn und Vater waren bei aller Intimität im Grunde kühl.

Mittwoch, 3. 11. 1887

Lieber Papa!

Aus einigen Andeutungen in Mamas und Erichs Briefen schien es mir hervorzugehen, daß in der Herstellung von Aluminium wieder einige Fortschritte gemacht sind. Du weißt, daß mich die Sache sehr interessiert, und würdest mir daher einen Gefallen tun, wenn Du mir gelegentlich ein paar Notizen schicktest, unter anderm über die Art, wie Du eventuelle Erfolge zu verwerten beabsichtigst. Mir wäre es außerordentlich lieb, wenn Du in dieser

Beziehung an Deiner letzten Idee festhieltest, aber bei dem wechselnden Gang der Dinge wäre es wohl möglich, daß auch diese Art der Ausführung sich als imaginär erweist.

Bei meiner eigenen Arbeit bin ich vorläufig erst daran, die Schwierigkeiten kennenzulernen, die mir bevorstehen. Obgleich ich in der Sache selbst noch nicht das geringste habe tun können, habe ich jetzt schon die Überzeugung, daß die Behandlung des Tellurs unendlich schwerer ist als die des Selens, die ich jetzt lerne, weil sie meinem Gegenstand analog ist. Um nur einen Umstand zu erwähnen: Bei der Verfertigung lichtempfindlicher Präparate spielt eine Erwärmung von längerer Dauer auf eine konstant innezuhaltende Temperatur, die wenig unter dem Schmelzpunkte liegt, eine bedeutende Rolle...

Ich werde eben zu machen suchen was ich kann, ohne mir über die Vorzüge meiner Arbeit Illusionen zu bilden.

Mein Leben hier ist, wie zu erwarten war, unverändert dasselbe geblieben. Ich verbringe den größten Teil des Tages im Laboratorium und habe nur dreizehn Stunden Kollegien. Ich esse im selben Restaurant wie früher, habe dieselben Bekannten, dieselbe Arbeit und dieselbe Langeweile.

Gestern machte ich wieder meinen allsemesterlichen stets mißglückten Versuch, einen Abend im Theater zuzubringen und lernte dabei nichts weiter, als daß man durch konsequent schlechtes Spiel selbst eine Oper wie Figaro ruinieren kann.

Sonst ist nichts passiert, was des Erzählens wert wäre.

Mit vielen Grüßen!

Dein W.

Neuhausen 14. 2. 1892

Lieber Papa!

Erinnerst Du Dich, wie wir vor meiner Abreise uns noch einmal über den Zweck meiner Tätigkeit in Neuhausen unterhielten? Wir kamen zu dem Resultat, es sei notwendig, eine Zeitlang,

gleichviel in welcher Stellung, sich in der Praxis vorzubereiten, teils um diese Art von Arbeit kennen zu lernen, teils um sagen zu können, daß man nicht nur die Technik aus Büchern kenne. Wenn ich meine jetzige Arbeitszeit so auffasse, so bin ich zufrieden. Ich habe, das kann ich wohl sagen, viel gelernt, denn ich suche mich in allen Teilen des Fabriksbetriebes umzutun, und auch einiges, was nicht zur Technik gehört, mit Interesse beobachtet. Ich weiß jetzt, wie die Beamten im allgemeinen arbeiten, wie sie behandelt werden müssen, was sie leisten, was sie zu leisten vorgeben, wodurch man sich bei ihnen beliebt und wodurch man sich verhaßt macht. Auch sonst bin ich zufrieden zu wissen, daß angestrengte Arbeit dieser neuen Art mir körperlich nicht schadet und daß ich hierin anderen nicht nachstehe. So sehe ich, wie sich der Zweck meines Hierseins allmählich erfüllt und das, wie gesagt, ist mir genug.

Darum ist auch die Frage, ob mir dieser Übergangszustand gefällt, nicht wesentlich und ich habe sie bisher wenig berührt, weil es zwecklos ist, notwendige Übel genauer anzusehen als unbedingt erforderlich. Meine eigentliche Tätigkeit, also die, für welche man mich bezahlt, nicht die, wegen der ich herkam, ist mir nicht unangenehm und nicht angenehm. Sie ist mir gleichgültig. Von der Arbeit in einem Universitätslaboratorium unterscheidet sie sich nur darin, daß die Hilfsmittel unvollkommener, ja geradezu ärmlich sind, wodurch viel Zeit verloren geht, und daß ich diejenigen Dinge selbst tun muß, die sonst der Laboratoriumsdiener besorgte. Weniger behagt mir meine Stellung. Du kennst mich genau, um zu beurteilen, wie ich in einer subalternen Position leide. Niemals würde ich freiwillig in irgendeinem Betriebe ein abhängiger Beamter sein. Es ist mir über die Maßen verhaßt, von einem Vorgesetzten jeden Tag meine Arbeit zuerteilt zu bekommen, der gelegentlich kommt, um nachzusehen, ob ich meine Pflicht tue, und dem ich über alles Rechenschaft schulde. Der mir Befehle geben kann, der mich lobt und mich tadelt, dem ich antworten muß, wenn er mich anredet, und der mich stehen läßt, wenn er von mir genug hat. Schon hier ist mir das fatal, obwohl Kiliani persönlich ein netter Kerl ist und mir gegenüber doch gewiß nicht den Vorgesetzten herauskehrt. – Aber wie gesagt, auf mein Behagen lege ich zur Zeit keinen Wert, ich führe eben einfach meinen

Vorsatz aus und frage mich dabei ebensowenig, ob es ein Vergnügen ist, wie ich mich letztes Jahr beim Militär danach gefragt habe.

Endlich das Leben hier in Einsamkeit und Stille kostet mich weniger Überwindung als man glauben sollte. Was man Vergnügen nennt, das entbehre ich sehr leicht, und Gesellschaft – freilich, gar keine ist wenig, aber es ist zu ertragen...

... Heute war ich bei W's zu Tisch. Offenbar gefalle ich ihnen. Außerdem haben sie zwei erwachsene Töchter.

Vom Geschäft habe ich in der letzten Zeit nichts erfahren. Die Produktion ist gegen 700 kg täglich und wird auch verkauft.

Viele Grüße

Dein W.

New York 26. 6. 1896

Lieber Papa!

Seitdem ich zum erstenmale schrieb, habe ich den größten Teil meiner Besuche gemacht. Es ist jetzt sehr schwer, die Leute zu treffen; die meisten sind auf dem Lande oder in Europa, einige sind krank oder nicht aufzufinden...

Soviel ich bis heute übersehen kann, scheint es sehr schwer, im gegenwärtigen Moment amerikanisches Kapital für irgend etwas zu interessieren. Abgesehen von der Stagnation hat der Karbidschwindel, durch den viel Geld verloren ist, die Leute sehr zurückhaltend gemacht. ... Ich hoffe mit Edison über Bußmanns Angelegenheiten zu sprechen. Tesla sagte mir, daß er mit seinem neuen Licht noch lange nicht fertig ist; er glaubt nur, einen Fortschritt gemacht zu haben.

Die bodenlose Hitze wurde durch zwei Regentage unterbrochen, fängt aber jetzt mit erneuten Kräften an. Ich finde, daß man sich daran gewöhnt, wenn man es durchsetzt, nichts zu trinken und viel zu baden.

Über New-York habe ich nichts hinzuzusetzen. Die Hochbahn ist ein vorzügliches Verkehrsmittel und hat die Straßen, wie ich von allen Seiten höre, nicht entwertet, sondern gehoben. Außerhalb der Stadt wird ein neues Bahnsystem (komprimierte Luft in eisernen Zylindern aufgespeichert) ausprobiert. Ich kann mir nicht denken, daß die Sache geht. Die Untergrundbahn ist in den letzten Wochen durch gerichtliche Entscheidung in NY endgiltig verboten worden. [?] – Sonstige Neuerungen sieht man nicht

Mit bestem Gruß

Dein W.

INHALT

Die gütige Überlassung von Vorlagen für die Kupfertiefdrucktafeln verdanken wir

Herrn Raoul Korty, Wien (Vater Goethes; Vater der Königin Luise; Vater Kaiser Wilhelm I.);

dem Arndt-Museum, Bonn (Vater Ernst Moritz Arndts);

dem Körner-Museum, Dresden (Vater Theodor Körners);

dem Liebig-Museum, Gießen (Vater Justus von Liebigs);

Fräulein Marie von Treitschke, Berlin (Vater Treitschkes);

den Geschwistern von Bojanowski, Freiburg i. Br. (Vater Hans von Bülows);

Herrn Gustav Michaelis, Berlin-Neubabelsberg (Vater Josef Kainz');

der Rathenau-Stiftung, Berlin (Vater Walter Rathenaus);

Die Reproduktion des Bildes „Der Vater Martin Luthers" erfolgte nach dem Gemälde von Lucas Cranach.

